Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

Zwölfter Band.

Hildburghausen und New York.
Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1847.

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,
bearbeitet und herausgegeben
von
Rudolf Kreutner
Schweinfurt
2020

Inhalt

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Hinweis auf die auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturnachweise findet sich dort im Post Scriptum.

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek"[1] zur Verfügung gestellten „Universum"-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur' noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum" charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System" zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen" gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847[4]. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]f.

An meine Freunde.

Als ich im Jahre 1842, von schwerer Krankheit genesen, nach langer Abwesenheit wieder unter Euch trat und Euer „Willkommen!" mir entgegen jubelte, da versprach ich Euch: **„Der letzte Jahrgang meines Lebens soll auch der letzte Jahrgang meines Universums seyn!"** – Neun Monate sind jetzt verflossen, seit dem vom elften Bande das letzte Heft erschienen, und Viele fragen: Ist Meyer gestorben?

Nicht der Tod hat sein Gelübde gelöst und auch nicht Krankheit hat es in Bann geschlagen. Andere Geister legten sein Wort in Fesseln. Unermeßliche Arbeit und nimmer rastende Sorge haben sich getheilt in die Habe seiner Seele, und seine Kraft ist aufgegangen in dem maßlosen Streben nach einem zwar großen, aber doch nur materiellen Wirken. Die Pforten der Berge hat er aufgeschlossen, mit den Gnomen und Erdgeistern hat er Brüderschaft getrunken und die Schätze, die sie hüteten, hat er an den Tag gebracht. Tausende, die seinem Willen gehorchen, durchdringen die Klüfte und Spalten der Erde auf sein Geheiß und des Dampfes und der Menschen Kraft fördert die Beute an's Licht aus mehr als fünfzig Schächten. Erzgruben und Eisenbahnen, Kohlenminen und Eisenwerke sind die Parole, welche den Stundenkreis seines Werktages durchläuft, und die Sorge für seine Arbeiterschaaren weckt ihn jeden Morgen und legt sich jeden Abend mit ihm nieder. So hat Gott ihm den Frevel vergolten, den er getrieben hat mit der Willensfreiheit, welche dem Menschen vergönnt ist, und weil er in seinem innersten Heiligthum eine Fackel angezündet, deren Licht nicht nach den höhern Gütern, sondern nach den Schätzen der Tiefe leuchtet.

Aber der nämliche Wille, welcher den Bann gestrickt hat, hat auch die Kraft behalten, ihn zu zerreißen. Ich bin nicht so in der Leidenschaft für mein gewerbliches Wirken befangen, daß alles Bessere gebrochen und abgethan wäre und alle meine Seelensterne erloschen. Tief zwar, ich bekenne es offenherzig, hat es meinen Geist in das irdische gemeine Daseyn niedergezogen; aber geknickt sind darum seine Schwingen nicht. Von heute an sollen sie ihn aufs Neue zu seiner höhern Bestimmung tragen. Daß es so ist, davon gebe die **Fortsetzung meines Buchs** – des **Universums** – das **erste** Zeichen.

Ich kehre nach diesem ehrlichen Bekenntniß aufrechten Gangs in den Kreis zurück, der mir so lieb von jeher gewesen. – Zunächst komme ich zu Euch, **Ihr alten Freunde**, die Getreuen in Gesinnung und Streben seit geraumer Zeit. Ihr werdet mich wieder bei Euch aufnehmen. Ihr werdet unsern Widersachern nicht den Wahn gönnen, daß eine Trennung unter uns geschehen und unser Band gelöst sey. Gleichheit der Gesinnung hat es geknüpft; Humanität und freie Weltanschauung haben es befestigt; sie sind auch die Bürgen seiner künftigen Dauer.

Sodann gehe ich auf Euch zu, Ihr **jüngern** Freunde, und zu Euch, Ihr **Andern**, deren Glaube unter des Zweifels Last schier gesunken war. Oeffnet mir Eure Reihen und schließt den Kreis von Neuem um den alten Meister. **Das** ist sein Versprechen: Jedes seiner Worte komme aus seinem Herzen, denn nur was aus dem Herzen warm, stark, siegreich wieder zum Herzen dringt, dringt in das Leben. In dem **Einen** aber sey unser Bund unzertrennlich: Unsere **Liebe** umfasse alles **Gute** auf Erden, und unser **Haß** sey gerichtet gegen das **Schlechte** unter allen Formen.

Zum Dritten wende ich mich zu Euch, die Ihr mich bisher nicht gekannt habt, und jetzt zum ersten Male eintretet in meinen Leserkreis: – ich reiche Euch die Hand zum herzlichen Willkommen. Sammelt Euch um mich so lange der Geist aus mir redet, welcher so Viele vor Euch mir befreundet hat. Wenn aber je meine Worte hohltönendes Erz würden und leeres Schellengeläute, dann laßt mich allein stehen

[4] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1849 erfolgt sein, da sich der Artikel über den „Leipziger Markt" (S. 156-160) nicht nur eindeutig auf die revolutionären Märzereignisse dieses Jahres bezieht, sondern auch die Erschießung Robert Blums (1807–1848) im November 1848 behandelt, wozu ein Werk aus dem Jahre 1849 zitiert wird. Auch in vorliegendem Artikel werden vor allem Ereignisse des Jahres 1848 angesprochen.

und die Erbschaft dieses Buches trete irgend ein Usurpator an, der für das Bessere im Leben und in der Zeit würdiger das Wort zu führen weiß. Kein Götzendienst ist alberner als der der bloßen Gewohnheit, und ein Wollen und Streben ohne Kraft und That hat keinen Anspruch auf Achtung.

Ich war immer der Meinung, das bescheidene Maaß meiner Salbung und meiner Weihe käme von Oben, und ich hätte daran kein Verdienst. – Nach so vielen empfangenen Beweisen der Theilnahme, die mein langes Schweigen aufs Neue hervorgerufen, darf ich die Pflicht der Treue im Berufe nicht verleugnen. Die Geister der Tiefe kann ich zwar nicht missen, und auch die großen Werke meiner Arbeit nicht verlassen; ich werde aber nicht wieder dulden, daß die Pflichten, welche sie mir auferlegen, mich den höheren entfremden.

Meyer.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 12-15.

DXXI. Woolwich.

Aller Reichthum ist gnomischer Natur. Das Saatkorn selbst muß seine Wurzeln in die Erde senken, und der Baum entnimmt der Finsterniß die Stoffe, aus denen er seine Frucht bereitet. – So kann auch die irdische Macht den unterirdischen Ursprung nicht verleugnen; denn Reichthum ist ihr stärkster Arm und ein armes Volk hat noch nie dauernde Herrschaft auf Erden geübt. Allein giebt jedoch der Reichthum eben so wenig Macht, als er sie erhält, und ein mit Schätzen gesegnetes Volk, das still und behaglich für sich fortvegetiren wollte, würde immer die Beute Anderer werden. Der Reichthum muß den Nationen, die nach ausgedehnter Herrschaft streben, nie mehr seyn wollen, als ein Mittel, ein Diener des Willens, welcher rastlos nach immer weiterem Wirkungskreise trachtet. Eine höhere Rolle spielt er auch nicht in dem einzigen Weltreich, welches die Gegenwart so nennen darf. – Wir sehen England im Besitz unermeßlichen Gutes; aber es genießt es nicht. Es ist in steter Bewegung umher getrieben, stets wogend und stürmend wie ein Luftmeer, immer aufgeregt, immer angespornt, immer gährend, stets im Zustand der Verjüngung, fort und fort weiter strebend nach Höhe und Tiefe; einwirkend, belebend, regenerirend auf alle Völker, die es berührt, oder ihre Auflösung beschleunigend. Trachtend mit beharrlicher Gier nach der Vergrösserung seines unermeßlichen Besitzes, verfolgt es mit nicht minderem Eifer die ihm von Gott angewiesene höhere Bestimmung und ein Freund christlicher Gesittung, der Humanität und der Freiheit, ist es der natürliche Bundesgenosse aller Völker, die gleichartige Bestrebungen in vernünftigen Schranken verfolgen. Festen Fußes steht die große Britannia auf der Mutter Erde, doch ihr Haupt ist aufwärts gerichtet. Sie achtet das Zeitliche hoch, wie die alte Roma; aber sie wirkt für das Ewige so bedeutsam, wie das ältere Hellas. Das wird die Welt ihr danken, wenn ihre irdische Herrlichkeit erblichen ist, und der Arm, der sich jetzt befehlend über das Erdrund ausstreckt, keinem Sonnenstäubchen mehr gebietet. –

Nicht leere, gaukelnde Luftgestalten, wie in des Menschen Traum, sondern Thaten von innen heraus lebendig, Riesengeburten schaffender Thätigkeiten sind es, mit denen das britische Weltreich seine äußere Erscheinung kund thut. In Titanenweise hat es nach der Weltherrschaft gerungen, und titanenmäßig wirkt es immerfort für die Erweiterung und Erhaltung solcher Herrschaft. Wo wir hinblicken, auf die britischen Küsten, oder in das Binnenland, auf die nahen oder auf die fernen Colonien, auf die einsamen Felsen der Meere, oder auf die Zinnen der Gebirge, überall finden wir dasselbe herkulische Thun und Treiben, überall die Denkmäler hoher Staatsweisheit und großartigen Waltens. Nicht Vesten sind es, durch welche die Briten Sicherheit für die Herrschaft suchen: – der Waffenplätze hat England wenige in seinem Weltreiche; – nur hier und da ist in tausendmeiligen Fernen in den Meeren oder an den Küsten ein Gibraltar aufgerichtet. – Gute Verwaltung, Eröffnung der Hülfsquellen der ihrer Herrschaft untergeordneten Länder durch Werke des öffentlichen Nutzens, durch Erhebung des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels, das sind die stärkeren Bande, mit denen England so viele Nationen an seine Botmäßigkeit fest zu knüpfen weiß. Gehen wir nach beiden Indien, nach Afrika, nach Nordamerika, nach Australien: wer sind die Schöpfer dieser Landstraßen, dieser Eisenbahnen und Kanäle, dieser prächtigen Häfen, dieser bewundernswürdigen Docks und Aquädukte? Wer errichtete diese Banken, diese Fabriken, diese ungeheuern Etablissements für den Ackerbau? Wer setzte diese Prachtgebäude und Paläste, die Zeichen königlichen Reichthums, in den Schooß der fremden Städte, und wer hat diese opulenten Anstalten für Religion, Kunst und Wissenschaft in fernen Zonen so freigebig gegründet? Britischer Gemeinsinn, britisches Geld und britischer Unternehmungsgeist von britischer Staatsweisheit geleitet. Kaum ist irgendwo auf der Erde dem Weltreich ein neuer Länderzuwachs angefallen, so senden auch die großen und reichen Familien Englands ihre Söhne aus, um ihren



WOOLWICH

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

zeitlichen Vortheil mit der Ehre des Vaterlandes zu verbinden. Aus den einfachen, anspruchslosen Häusern in der Hauptstadt wandern von Jahr zu Jahr unermeßliche Kapitalien an der Hand der Intelligenz und Großsinnigkeit fort, um die kaum gewonnenen Länder mit Bauten und Anstalten zu schmücken, welche Mit- und Nachwelt erfreuen. Solcher Geist ist's, der den Ruhm Britanniens gründete, und aus diesem Geiste sind die mächtigen Männer und die hohen Gestalten erwachsen, die, wie die Chatam[5], Fox[6], Bridgewater[7], Canning[8] etc., an die heroischen Zeitalter erinnern.

Während die britische Nation das Erdrund zu ihrer Heimath zu machen strebt und mit unwiderstehlicher Wanderlust in allen Zonen siedelt, bleibt die kleine Insel, die der Stammsitz der großen Genossenschaft ist, ihr doch über alles theuer. Old-England ist ihre Akropolis, in der sie ihre liebsten Schätze bewahrt; Old-England ist die Burg ihrer Freiheit, der Mittelpunkt und das Herz, welches Leben und Wärme in die fernsten Glieder führt. Vorzugsweise in England sind auch jene furchtbaren Rüstkammern für Angriff und Vertheidigung, welche zu der Eifersucht, dem Haß und dem Neid der fremden Nationen die Furcht gesellen und die britische Suprematie vor jedem wirksamen Einspruch des Auslandes schirmen. Man darf nur die Arsenale von Woolwich, Portsmouth, Deptford[9], Plymouth, Chatam[10] und Cheerneß[11] gesehen haben, um überzeugt zu seyn, daß die Zeit jedenfalls noch fern ist, wo ein äußerer Feind Englands Macht erschüttern konnte.

Woolwich, das 8 englische Meilen[12] unterhalb London an der Themse liegt, bildet mit seinen unermeßlichen Werken gleichsam die Propyläen[13] zum Hafen der Weltstadt. Bis zur Zeit Heinrich's VIII.[14] war es ein Fischerdörfchen. Dieser König errichtete ein Werft zum Bau von Kriegsschiffen und umgab dasselbe mit Schanzen. Aus diesem Anfange sind die jetzigen Anlagen erwachsen.

Das heutige Woolwich hat nicht blos als Marine-Arsenal eine große Wichtigkeit; eine nicht geringere erhält es als Depot für die Artillerie der ganzen britischen Streitmacht. – An diese Bestimmung knüpfen sich mehre Anstalten: z. B. die Artillerie-Cadettenschule für 300 Zöglinge, ein Artillerie-Hospital mit 700 Betten, die Kasernen für die gesammte Artillerie mit Raum für 10,000 Mann; Kanonengießereien, Lafettenbauwerkstätten, Laboratorien für die Anfertigung von Wurfgeschossen, Brandern[15] etc. und für die Signal- und Leuchtfeuer der Flotte und der Landtruppen.

Sämmtliche Anlagen nehmen, den Ufern der Themse entlang, einen Raum von mehr als 15 Millionen Quadratfuß ein; die Gebäude allein bedecken ein Areal von 4000 Fuß[16] Länge und 700 Fuß Tiefe. Fünf Docken für den Bau der größten Kriegsschiffe machen Front gegen den Strom; für die britischen Flotten, welche in den letzten hundert Jahren auf allen Meeren kämpften und siegten, ward hier unab-

---

[5] Der engl. Premierminister William Pitt, 1st Earl of Chatham (1708–1778); wahrscheinlich ist hier aber der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806) gemeint, der jedoch kein Earl of Chatham war.

[6] Der brit. Politker und Redner Charles James Fox (1749–1806).

[7] Der brit. Militär und Tory-Politiker John William Egerton, 7th Earl of Bridgewater (1753–1823).

[8] Der brit. Außen- und Premierminister (mit 119 Tagen die kürzeste Amtszeit, die je ein britischer Premierminister innehatte) George Canning (1770–1827).

[9] Heute ein Stadtteil des Londoner Bezirks Lewisham.

[10] Chatham.

[11] Sheerness on Sea.

[12] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[13] Griech. Προπύλαια, Propýlaia, Pl. von προπύλαιον, propýlaion, „Vorhof, Vorhalle"; der monumentale Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis (griech. Ἀκρόπολις, Akrópolis).

[14] Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

[15] Ein altes, mit brennbaren Materialien oder Explosivstoffen beladenes Kriegsschiff, das auf feindliche Schiffe getrieben und dann angezündet wurde, um diese ebenfalls in Brand zu setzen.

[16] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den engl. zu 30,48 cm meint.

lässig gezimmert. Zur Zeit des Continentalkriegs[17] überstieg die Zahl der Arbeiter in Woolwich oft 6000; sie ist jetzt 2000–2500. Alles ist riesenhaft in diesen Anlagen. Die Werkstätten z. B. für die Fertigung der Ankertaue, die Ketten- und Ankerschmieden, die Walzwerke für den Kupfer- und Zinkbeschlag der Schiffe, die Ateliers für Modellbau, und jene, in welchen das Schiffbauholz zugerichtet wird, die Magazine für die Rohstoffe etc. sind Gebäude, welche 600 bis 1000 Fuß Fronte haben. Bei den meisten Arbeiten sieht man die gefesselten Naturkräfte dienstbar; überall hat jener praktische, kunstreiche Geist, der der britischen Nation in Allem, was Arbeit heißt, ein entschiedenes Uebergewicht über alle andern Völker verleiht, sich eine thätige Maschinenwelt für die besonderen Arbeitszwecke geschaffen und hergerichtet, so daß den Menschen nichts weiter übrig bleibt als die Nachhülfe und die Ueberwachung. Das Spinnen des Hanfs für die Taue, das Theeren sogar für die einzelnen Fäden, die Bewegung aller Lasten, das Zertrennen und Fügen, das Glätten und Hobeln, das Schmieden, Biegen und Nieten der Metalle, das Krümmen und Zerkleinern der Hölzer – Alles ist Maschinenwerk, und die gebannte Riesenkraft, welche es verrichtet, folgt gehorsam der Hand des Menschen. Ungeheuere Geschütze, welche bestimmt waren, die Mauern indischer Bergfesten zu zermalmen, sah ich bohren von einem Knaben. Tonnenschwere Bloche[18] von Eichenholz erhalten in einer der hiesigen Werkstätten unter den Messern und Hobeleisen einer Dampfmaschine, fast ohne alles menschliche Zuthun, ihre erforderliche Form in so viel Stunden, als der Schiffszimmermann sonst Tage brauchte, und mit einer Präzision und Nettigkeit, welche die geschickteste Hand nicht übertreffen kann.

Für den gewöhnlichen Besucher, den sein Cicerone[19] eilig von Raum zu Raum, von Werkstatt zu Werkstatt, von Dock zu Dock drängt, ist es durchaus unmöglich, zu einer ruhigen Auffassung des Ganzen zu gelangen. Er taumelt von einem Erstaunen zum andern, und verliert am Ende den Faden, die Gegenstände an einander zu reihen. Mir ist es selbst so ergangen. Erst als ich zum dritten und vierten Male wieder kam, gewann ich eine klare Vorstellung von dem Zusammenhange aller Theile. Am meisten wird der Beschauer von dem Leben auf den Werften angezogen, deren Bassins, jedes für sich, mit Vorrathshäusern umbaut sind, damit Alles nahe zur Hand sey, was zur Construktion eines Schiffs erforderlich ist. Hart an den Kayen rutschen von Eisenblech gefügte Schuppen auf Rädern und Eisenbahnen hin und her, bald dahin, bald dorthin, wo eben Arbeiter oder Material Schirm und Schatten bedürfen. Dazwischen kreuzt hunderterlei Fuhrwerk, manches gar fremdartig gestaltet, weil jedes für seine Bestimmung zweckmäßig construirt ist. Die Fortbewegung geschah schon damals, als ich Woolwich sah, auf Schienenwegen, – und es liegen zwischen damals und heute dreißig Jahre! Erst zwanzig Jahre später wurde in Deutschland auf der ersten Eisenbahn[20] gefahren.

Der eigentliche Löwe der Woolwicher Sehenswürdigkeiten ist der Artilleriepark und sein Zubehör. Nicht weniger als 26,000 Stück Geschütze, von allen Arten und Kalibern, sah ich (es war bald nach dem Pariser Frieden[21]) dort aufgestellt, oder, lafettenlos, zu Pyramiden aufgeschichtet. Unter einem Schuppen lagen die Kanonen zur Armirung von 200 Batterien[22]. Während ich mich hier umsah, donnerten auf dem Exercierplatz der Artillerie über hundert Feuerschlünde und in der Nähe desselben sah ich Befestigungen aufgeworfen mit Außenwerken und Approchen[23], um Artilleriecadetten den Angriff und die Vertheidigung von Festungen zu lehren. Auf einem weiten Bassin lagen Kriegsschiffe und Kanonenboote und beschossen Gemäuer in der Ferne. Andere übten sich im Entern, Brander-Anhängen

[17] Die insgesamt sieben Koalitionskriege gegen Frankreich in den Jahren von 1792 bis 1815.

[18] Bloch, Blöcher (Pl.) ist eine alte Bezeichnung für Holz, Holzstamm bzw. -stämme.

[19] Ital., Reiseführer.

[20] Am 7. Dezember 1835 hatte die erste Eisenbahnfahrt Deutschlands zwischen Nürnberg und Fürth stattgefunden. Der reguläre Betrieb wurde dann am 8. Dezember 1835 aufgenommen.

[21] Der „Erste Pariser Frieden" nach der Niederlage Napoléon Bonapartes (siehe hierzu S. 82, Anm. 260) vom 30./31. März 1814.

[22] Eine Einheit, die aus 4–6 Geschützen samt der zugehörigen Bedienungsmannschaft besteht.

[23] Zu militär. Zwecken angelegte, oberirdische Gräben wie Schützen- oder Laufgräben.

und andern Künsten des Seekriegs. Hohe Stangen mit aufgesteckten Flaggen waren das Ziel der Wurfgeschosse, der Bomben, Granaten und Congreve'schen Raketen[24].

Das Land freute sich damals des jungen Friedens; aber während der Feste, welche der prunksüchtige Georg IV.[25] seinen Gästen, den Monarchen, gab, die mit ihm den Bund für die Erhaltung ewiger Ruhe geschlossen hatten, während die Corporationen und Magistrate aller Großstädte des Reichs mit einander wetteiferten, die Friedensgeber zu ehren, – sagte ihnen das donnernde Woolwich, daß die Nation wach sey und die Lehre nicht vergessen habe, daß ein Volk, welches sich den Frieden erhalten wolle, auf den Krieg vorbereitet seyn müsse. Und so lange dieser Geist dem Volke inne wohnt, verbunden mit der Festigkeit, Kühnheit, Verfassungsdisciplin, dem stolzen Selbstgefühl und dem Fleiße, der mit dem tausendfältigen Geäder seiner Industrie die Erde umstrickt und immer neues Gut zum alten häuft – so lange wird auch das Schwertrecht des fremden Eroberers in England unbekannt bleiben.

[24] Eine brit. militär. Raketenwaffe, die 1804 vom brit. Artillerieoffizier und Ingenieur Sir William Congreve, 2nd Baronet (1772–1828) entworfen und entwickelt worden war.

[25] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und König von Hannover.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 16-18.

DXXII. Basel.

Hart am Rheinstrom, am Thore Helvetiens, Frankreichs und des deutschen Bundes[26], in einer gesegneten, schönen Landschaft, liegt das „reiche" Basel, ehedem eine freie Stadt und Vormauer des deutschen Reichs, bis auch dieser Eckstein vom morschen Haus abbröckelte und es, im Anfang des 16. Jahrhunderts, mit seinem Gebiet als Kanton dem Schweizerbunde beitrat. Dieß Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1832. Die Landgemeinden, welche bis daher von Basel, der Stadt, in politischer Nichtigkeit erhalten worden, waren endlich zum Gefühl ihrer unwürdigen Lage gekommen, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie friedlich zu ändern, sprengten sie, in einem allgemeinen Aufstande, in jenem Jahre ihre Fesseln und sagten sich aus dem politischen Verbande der Stadt los. Der kurze blutige Kampf, in welchem die Stadt unterlag, endigte in der Trennung des Kantons[27]. – Basel-Stadt und Basel-Land schieden so, daß jedes fortan bei der Tagsatzung für Bundessachen eine halbe Stimme selbstständig repräsentirte. Mit zwei treu gebliebenen Dörfern hat Basel-Stadt etwa 20,000 Seelen. Nicht nach Be völkerung, sondern nach Areal ist es, nächst San Marino, die kleinste der Republiken auf der Erde.

Die Römer schon hatten ein Castrum auf der Stelle des heutigen Basels zum Schutz der Hauptstadt der Provinz, der prächtigen *Augusta Rauracorum*[28]. In spätern Zeiten setzte das Christenthum einen bischöflichen Stuhl hin mit reicher Ausstattung, und über die letzten Trümmer des Standorts römischer Legionen stiegen (im 11ten und 12ten Jahrhundert) jene auf. unserm Bilde aus der Häusermasse hervortretenden beiden Thürme des Münsters empor. Während der Kreuzzüge gelangte Basel, als nunmehriger Knotenpunkt der Hauptverkehrstraßen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Italiens, zur Handelswichtigkeit und wachsendem Reichthum. Die Stiftung einer Universität im 15ten Jahrh.[29] aus bürgerlichen Mitteln läßt den großen Sinn erkennen, der damals das Gemeinwesen belebte. Basel ward ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der freien Forschung auf allen Feldern der Wissenschaften, ein Sammelplatz der reichsten Geister, der unternehmendsten Köpfe, der berühmtesten Künstler. Erasmus[30], Froben[31] und Holbein[32] lebten als Zeitgenossen und als Freunde hier. Die Bürgerschaft erstarkte zu einer furchtbaren Kraft und offenbarte ihre Macht in Thaten der Kühnheit und langen Ausdauer. Auf eigne Hand führten die Bürger von Basel einen dreißigjährigen Krieg gegen die adeligen Raubhorden des

[26] Der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituierte Staatenbund aus 38 souveränen deutschen Staaten, der bis 1866 bestehen sollte. Ihm gehörten ursprüngl. an: 1. Österreich (ohne Galizien und Lodomerien, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Lombardo-Venetien), 2. Preußen (ohne Ost- und Westpreußen und das Großherzogtum Posen), 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Baden, 8. Hessen-Kassel, 9. Hessen-Darmstadt, 10. Holstein, 11. Luxemburg, 12. Braunschweig, 13. Mecklenburg-Schwerin, 14. Nassau, 15. Sachsen-Weimar-Eisenach, 16. Sachsen-Gotha, 17. Sachsen-Coburg, 18. Sachsen-Meiningen, 19. Sachsen-Hildburghausen, 20. Mecklenburg-Strelitz, 21. Oldenburg, 22. Anhalt-Dessau, 23. Anhalt-Bernburg, 24. Anhalt-Köthen, 25. Schwarzburg-Sondershausen, 26. Schwarzburg-Rudolstadt, 27. Hohenzollern-Hechingen, 28. Liechtenstein, 29. Hohenzollern-Sigmaringen, 30. Waldeck, 31. Reuß älterer Linie, 32. Reuß jüngerer Linie, 33. Schaumburg-Lippe, 34. Lippe, 35. Lübeck, 36. Frankfurt a. Main, 37. Bremen, 38. Hamburg (Aufzählung nach der „Deutschen Bundesakte", Art. 6).

[27] Nach der von der Stadt Basel verlorenen Schlacht bei Frenkendorf am 3. August 1833 wurde am 26. August 1833 die Totaltrennung des Kantons Basel in Basel-Stadt und Basel-Landschaft verfügt.

[28] Augusta Raurica, etwa 10 km östl. von Basel.

[29] Die Universität Basel war am 4. April 1460 gegründet worden.

[30] Der Humanist Erasmus von Rotterdam (niederl. Desiderius Erasmus; ca. 1467–1536).

[31] Der Hammelburger Buchdrucker und Verleger Johann Froben (ca. 1460–1527).

[32] Der Maler Hans Holbein d. J. (1497 o. 1498–1543).


DXXII
C. Reiss del.
BASEL
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Oberrheins, des Elsaß und Schwabens, und sie ruheten nicht, bis sie alle bezwungen. Sie zerstörten ihre Schlösser, rotteten die Geschlechter aus, welche so wenig Anspruch auf Schonung machen konnten, als wilde Bestien, machten ihre Knechte und Hintersassen zu Leibeigenen und sich zu Herren ihrer zunächst liegenden Güter. Nachdem sie so die Macht des Adels gebrochen hatten, brachen sie auch die des Bischofs, und der Emancipation von den Banden der Kirche folgte die von den Banden des Reichs. Ihren Eintritt in den Schweizer-Bund sanktionirte der westphälische Friede[33]. Aber der Abfall vom Reich brachte den Baselern kein Glück. Die reichen, stolzen aristokratischen Geschlechter richteten, als sie keinen äußeren Feind mehr zu bekämpfen hatten, ihr Ziel auf die Herrschaft über ihre Mitbürger und als Folge dieses Strebens wurde Basel zum Sitz einer Oligarchie, unter deren Ruthe das Gemeindeleben verkümmerte. Der Fortschritt mußte aufhören, wo alle wirkenden Kräfte darauf gerichtet waren, das Alte und Bestehende zu wahren und zu erhalten. Gewerbe, Handel, Wissenschaft, Künste, Gesinnung und bürgerliches Bewußtseyn sanken, und der alte Reichthum wurde nur mit Mühe erhalten. Je rascher die Zeit fortschritt, um so gewisser führte der Stillstand zum Rückgang, und dieser bemächtigte sich allmählig aller Verhältnisse so, daß das reiche Basel, was so lange durch Wissenschaftlichkeit und reformatorischen Geist der Welt vorgeleuchtet hatte, einem Sumpf glich, in welchem das Rad der Zeit selbst versunken schien. Daher wurde die Katastrophe von 1832 ein Werk innerer Nothwendigkeit. An sie hat sich kürzlich, und auf friedlichem Wege, eine Reform der Baseler Verfassung gereiht, und es knüpft sich die Hoffnung daran, daß das Gemeinwesen dadurch zu neuem Leben erstarken werde.

Außer der Universität besitzt Basel ein Gymnasium, botanischen Garten, physikalisches Kabinet, Naturalien-Sammlungen, große Bibliotheken und mehre sehr bedeutende Gemälde-Sammlungen. Dazu fügte die neue Zeit eine Realschule, ein Institut für Landwirthschaft und Vereine für wissenschaftliche Forschungen. Für das protestantische Missionswesen ist Basel ein Centralpunkt. Die hiesige Bibelgesellschaft, welche eine eigene Buchdruckerei besitzt, hat mehre Millionen Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. – Die Gewerbe beschäftigen große Kapitale. Die bedeutendsten sind die Fabrikation seidener Bänder und baumwollener Zeuche, von feiner Leinwand, von Handschuhen und Liqueuren. Das baseler Kirschenwasser wird in alle Welttheile verfahren. Berühmt waren sonst die Papierfabriken. Durch die Zollverhältnisse sind sie jedoch sehr herabgekommen und viele haben ganz aufgehört. Der Wechsel-Handel ist zwar noch groß und vorteilhaft; doch seine Glanzzeit ist vorüber und die reichen Bankhäuser legen jetzt ihre überflüssigen Fonds in auswärtigen Gewerben an, oder in Staatspapieren. Ein Element neuen Aufblühens wird Basel in der Kürze als Knotenpunkt des schweizerischen, deutschen und französischen Eisenbahnnetzes erlangen. Nach so schwerer selbst verschuldeter Buße – denn Basels staatliche Zustände hatten seit lange schon die rächende Gerechtigkeit herausgefordert – werden ja wohl nun, an der .Hand des Rechts, der Freiheit, der Einsicht und der Eintracht Ruhe, Glück und Segen wieder einkehren in ein Gemeinwesen, aus dem sie gewichen. Die Formel zum Besserwerden – die Verfassungsreform – ist gegeben: aber die Formel allein thut es nicht, wenn die That müssig bleibt. Wann der Ackers mann unter dem Schweiß seines Angesichts den Pflug geführt und die Saat der Erde anvertraut hat, dann läßt der Himmel die Sonne scheinen über sie; und erst nach der Zeit der Arbeit kommt die Zeit der Ernte.

[33] Mit dem Friedensschluß von Münster am 15. Mai 1648 und zu Osnabrück am 24. Oktober 1648 war der Dreißigjährige Krieg beendet worden.



St JACOB
bei Basel.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 241-245.

DCLXVI. St. Jakob bei Basel.

Es war im Hochsommer Anno Zehn, als ich mit der rothen Diligence[34] von Straßburg nach Basel reiste. Wir waren vor Tag aufgebrochen, und die Postillone, welche den blanken Kaiseradler auf der Jacke trugen, waren nicht gewöhnt, auf der vortrefflichen Straße den muthigen Thieren etwas zu schenken. Dennoch war die Sonne schon untergegangen, als uns die Thürme und Mauern von Hüningen[35] anstarrten, jenes gewaltigen und gefürchteten Thors von Frankreich, jenes Zwing-Uri's[36] an den Grenzmarken der Schweiz und Deutschlands. Der nachherige Völkersturm, welcher das Kaiserreich[37] niederwarf, machte auch dieses Riesenwerk der Befestigungskunst von der Erde verschwinden. Es wird wieder erstehen, wenn das Imperium aufersteht. Wunderlich dreht sich das Rad der Geschicke im Strome der Zeit!

Jetzt trat das altersgraue Basel in den Vorgrund. Königlich lag es da, gefärbt vom letzten Abendroth, mit seiner ehrwürdigen Kathedrale und seinen zahlreichen, schlanken Thürmen. Jenseits, fern in Süd und Ost, schimmerten rosig im letzten Strahl des Tags die Gipfel der Alpen; links aber, tief unten, glänzte ruhig und geheimnißvoll der Rhein. Noch prangt mit frischen Farben das schöne Bild in meiner Erinnerung.

Der Mond, fast voll, stand hoch, als die Diligence vor dem Posthause hielt. Auf meine Frage: „wann geht der Wagen nach Schaffhausen?“ wurde mir der Bescheid: „In 3 Stunden!“ – „So führ mich“, – sagte ich zu dem Jungen, welcher mich in einen Gasthof bringen wollte, – „hinaus nach St. Jakob!“ „Um Verzeihung, bester Herr! das ist nur eine Kneipe!“ – „Nicht dorthin; zur Kapelle auf dem Kirchhof will ich!“ fuhr ich den Kleinen an; „weißt Du den Weg nicht?“ – „Verzeihen's, Herr!“ sagte der Junge und trollte voran. – Zwischen Häusern und Gärten, Rebstöcken und auf schlängelnden Wegen, an weiß schimmernden Villen und an altersgrauen Gnadenbildern vorüber geleitete mich der Führer und ich folgte; aber mein Geist war bei der großen vergangenen Zeit. – Da warf der Mond seinen breiten, fast brennenden Spiegel auf die nächste Landschaft: – ein Kirchlein, ein Siechhaus, einzelne Hütten, drum und dran umhägt mit Gemüsegärtchen: es war ein Bild der Ruhe, der Stille, der Einfalt und der Zufriedenheit. Ich blieb stehen. „Das ist St. Jakob“, sagte der Junge.

„St. Jakob! Also stehe ich vor den Thermopylen[38] der Schweiz!“ rief ich in heftiger Erregung. Schauer der Ehrfurcht durchrieselten meine Knochen, ich stand auf den Gräbern von Helden. Meine

---

[34] Frz. für Postkutsche.

[35] Eigentl. war die Postfarbe damals Gelb-Schwarz (die dominierenden Farben im Thurn- und Taxischen Stammwappen des 16. Jhd.s), doch berichtete z. B. Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799): „Sie streichen die Postwagen rot an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter“. Lichtenberg wohnte jedoch in Göttingen, das zum Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg gehörte, das in Personalunion mit dem Vereinigten Königreich verbunden war, wo noch heute Rot die Postfarbe ist. Im Zuge der napoleonischen Kriege waren sich in Baden und Württemberg eigenständige Postverwaltungen entstanden, die zur Unterscheidung von der Thurn- und Taxischen wohl ebenfalls die Farbe Rot eingeführt hatten.

[36] Eine Schweizer Festung, die jedoch durch Friedrich Schillers (siehe hierzu S. 173, Anm. 587) Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1804), S. 28, besondere Bekanntheit und Bedeutung erlangt hatte. Dort findet sie nämlich im „Ersten Aufzug“, „Dritte Scene“ folgende Erwähnung: „Frohnvogt, wie wird die Veste denn sich nennen, \ Die wir da bau'n? \ Frohnvogt \ Zwing Uri soll sie heißen, \ Denn unter dieses Joch wird man euch beugen.“

[37] Das von 1804 bis 1814/15 bestehende Kaiserreich Frankreich unter Napoléon I. (1769–1821).

[38] Der vom spartan. König Leonidas I. (griech. Λεωνίδας, Leōnídas; † 480 v. Chr.; gefallen) erfolgreich gegen die Perser verteidigte Thermopylenpass (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von ϑερμός, thermós „heiß“ und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung“, frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen“).

Knie zitterten. Da kam mir der Gedanke: das helle stechende Mondlicht erwecke die Todten. – Mir war's, als hörte ich Getöse in der Tiefe und in der Höhe, als sähe ich bewaffnete Männer ringen und kämpfen mit einander, als kämen die Erschlagenen dahergeritten auf Geisterrossen durch die Lüfte, als hörte ich das Röcheln der Sterbenden und das Wimmern der Verwundeten. Meine Seele glühte, mein Athem stockte, mein Herz pochte laut, meine Pulse fieberten, meine Phantasie hauchte der Scenerie ihr eigenes Leben ein, und doch war sie so still, – ein wahres Friedhofbild der ewigen Ruhe. Was doch der Mensch für Zauberkünste treibt mit seinen Vorstellungen! Als Jüngling ist's mir oft begegnet und noch manchmal läuft die Phantasie mit dem alten Mann davon. Doch genug von den Träumen und Schäumen. Setzt Euch zu mir und laßt Euch wiedererzählen von den Thaten bei St. Jakob.

Im Jahre des Herrn 1444 hatten sich Oesterreich und Frankreich verbündet, der Eidgenossen Freiheit auszulöschen und das Land zu theilen. Ihre Heere rückten an die Grenzen, und blankes Gold und schlaue Ueberredungskunst stifteten Unfrieden im Herzen der Eidgenossenschaft. Da war der Gefahr mehr, als der Hoffnung; aber Muth und Gottvertrauen verließen darum die Schweizer doch nicht. Die Basler, die der Einfall der feindlichen Schaaren zunächst bedrohte, schickten ihre junge Mannschaft hinaus auf die Landwehr, welche das königliche Frankreich von der freien Schweiz schied. Die ältern von Denen, welche Waffen führten, blieben zur Hut der Stadt daheim. Ihrer 600 waren es, die hinauszogen; wenige gegen viele; denn die Zahl des unter der Führung des Dauphins[39] von Frankreich anrükkenden Heers war an 70,000. Lange war eine so große Kriegsmacht nicht gesehen worden.

Basel schickte Boten auf Boten zu den Bundesgenossen um Zuzug. Diese spotteten aber der Furcht der Basler und meinten, die Feinde würden's sobald nicht wagen. Da fuhr der basler Bote – Seevogel[40] hieß er - auf und sagte: meine Kundschaft ist richtig, der Feind überfällt uns: aber ihr werdet sehen, wo der Muth ist. Bleiben die Meinen ohne Hülfe, so werden sie sich doch schlagen.

Als nun den Schweizern von Liestal neue Kunde wurde, daß der Feind schon im Münchensteiner Felde liege, da entbrannte im Lager der Eidgenossen, welche zu der Zeit Zürich berannten, um es für seine Widerspenstigkeit zu züchtigen, unaufhaltsam die Gier nach Waffenthat. Die Hauptleute aber wollten die Belagerung nicht aufgeben und riethen, den Einfall abzuwarten. Darüber erhob der gemeine Mann mißbilligendes Geschrei: „der Schweizer warte nicht erst ab, daß der Feind angreife. Es sey eine Schmach, die Basler allein zu lassen – sie wollten den Tod oder den Sieg mit ihnen theilen". Also machte die Stimme des Geringen die Führer wankend. Diese willigten ein, daß 3 Fähnlein, zusammen 900, sofort aus dem eidgenössischen Lager zu den Baslern stießen, die übrige Mannschaft aber die Züricher zwänge und züchtige; denn sie meinten nicht mit Unrecht, der innere Feind sey der gefährlichere. Also ward die eidgenössische Schaar an der basler Grenze auf 1500 verstärkt.

Früh des Morgens vor Tagesanbruch, am 26. Tage des Augustmonats Anno 1444, stellte sich Frankreichs und Oesterreichs Heer – 60,000 Streiter, darunter die Blüthe des Adels – in Schlachtordnung auf. Die Schweizer verrichteten ihr Morgengebet zum Lenker der Schlachten, ordneten hierauf ihre Fähnlein und erwarteten den Feind festen Fußes. Den Angriff eröffneten die Armagnaken[41]. Um acht Uhr waren sie mit den Schweizern handgemein. Es war das erste Mal, daß Eidgenossen und Franzosen mit einander kämpften. Der Marschall Graf Dammertin[42] führte diese; den Schweizern standen Anton Rüß, Heinrich Matter[43] und Seevogel, jener Bote von Basel, voran. Furchtbar war der Feinde Anprall; aber der Widerstand war noch gewaltiger, und nach gelungener Abwehr griffen die Schweizer nun selbst an. Keine Tapferkeit, keine Kriegskunst vermochte Etwas gegen der Eidgenossen Ungestüm, sie schlugen die Franzosen von Stand zu Stand und bedeckten auf eine halbe Stunde Wegs das Schlachtfeld mit Leichen. So viel Tausend, als ihrer Hundert waren, zeigten vor den Schweizer Streitäxten den Rücken.

---

[39] Frz., Delphin; Titel des jeweiligen Thronerbes des Königs von Frankreich zur Zeit der Valois und Bourbonen; damals konkret der spätere König Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent, der Vorsichtige, le rusé, der Listige bzw. l'araignée, die Spinne; 1423–1483).

[40] Der Basler Ratsherr Henman Sefogel († 1444; gefallen).

[41] Eine frz. Söldnertruppe des Hauses Armagnac, die sich als äußerst brutal zeigten.

[42] Recte: Jean V. de Bueil (1406–1477).

[43] Diese beiden Namen tauchen im Zusammenhang mit der Schlacht bei St. Jakob an der Birs lediglich in der einschlägigen Literatur des 19. Jhd.s auf.

Der Staub der Flucht verdunkelte, was jenseits vorging; die Eidgenossen, prangend mit erbeuteten Bannern, Pferden, vielen Wagen mit Schießbedarf, Geld und kostbarem Feldgeräthe, siegestrunken, außer sich, waren unaufhaltbar und wollten das feindliche Lager erstürmen, zu dessen Seite der Dauphin von Frankreich selbst in Schlachtordnung stand mit dem Hauptheer von 50,000 Mann. Als der Fürst die Erfolge der Eidgenossen sah und von ihrem verwegenen Vorsatz Kunde erhielt, sagte er, auf seine ungeheure Uebermacht pochend: „die Bauern will der Herr ins Verderben locken, denn er macht sie übermüthig“. Darauf schickte er einen Heerhaufen von 8000 nach dem bei Basel liegenden Dorfe Gundoldingen, damit sie den vorgedrungenen Schweizern den Weg nach der Stadt verlegen sollten. Als dies die Basler von den Thürmen sahen und die List merkten, traten die obersten Bürger zu einem Kriegsrath zusammen und sie beschlossen, allesammt, ihrer bei 3000, auszuziehen, den Feinden entgegen, um den Eidgenossen den Rücken frei zu machen. Die Bewachung der Mauern sollten die Frauen übernehmen. Diese willigten auch ein mit freudigem Muth. Doch sobald der Ausmarsch der Basler von den Franzosen bemerkt wurde, entsendeten sie einen starken Heerhaufen in solcher Richtung, daß jene ebenfalls abgeschnitten werden möchten, und zugleich kam ein anderer mit Sturmleitern heran, die Mauern zu ersteigen. Mit den schwachen Frauenhänden gedachten sie leichtes Spiel zu haben. Da wendeten die Basler wieder um, um die größere Gefahr abzuwehren. Sie zogen in die Stadt zurück und überließen die 1500 Eidgenossen draußen, die von der Stadt abgeschnitten waren, ihrem Schicksal. Unverzagt vertraute die verlassene Schaar dennoch ihrem Muth und versuchte das Unmögliche. Sie wadete durch die reißende Birs, welche die französische Fronte deckte, und drängte jenseits hinan. Auf der Höhe hatte die ganze französische Artillerie ihr Geschütz aufgestellt, über 100 Feuerschlünde. Als nun die Schweizer heranrückten, brannten sie auf einmal los. Viele der Tapfern warfen die Kugeln nieder, und nun rasselten 8000 gepanzerte Reiter, die Garden des Dauphins, gegen die Schweizer los. Ihre Reihen wurden nicht von der größern Tapferkeit der Menschen, sondern von der größern Wucht der Pferde durchbrochen. Eine Menge wurden niedergetreten, die übrigen wendeten sich zum Rückzug nach der Stadt; doch nicht, ohne daß sie noch mehrmals suchten Stand zu halten. Immer von Neuem ordneten die Führer ihre schwindenden Fähnlein; aber durch die zahllosen Massen der Feinde wurden die Schaaren endlich dergestalt getrennt, daß sie in kleinen Haufen von 10 bis 20 Mann, umringt von 1000 und mehr Feinden, kämpfen mußten. Aller Aussicht auf menschliche Hülfe beraubt, ermüdet vom Siege und erschöpft vom beständigen Kampfe, des Todes gewiß, entschlossen, unbezwungen, suchte endlich der Rest der Eidgenossen nur noch eine Wahlstatt für den letzten, herrlichen Todeskampf. 500 an der Zahl sammelten sie sich im Garten des Siechenhauses bei St. Jakob, um dafür des Vaterlandes und der Freiheit Ehre als Helden zu sterben.

Der Dauphin, durch so beispiellose Tapferkeit erschüttert, wünschte die Männer zu retten. Er schlug seinen Feldherren vor, den Schweizern, wenn sie die Waffen niederlegen würden, die Erhaltung des Lebens zu zusichern. Aber der Adel, der vielen erschlagenen Ritter eingedenk, die auf der Wahlstatt lagen, verhinderte es. Er verlangte, daß man das Leben Derer nicht schone, die so Vielen Trauer gebracht. Da stand der Dauphin von seinem menschlichen Vorhaben ab.

Als in der eingeschlossenen Stadt die verzweifelte Lage des Häufleins ruchbar wurde, erhob sich ein Wehklagen und Zetergeschrei der Weiber und Kinder, welches das Waffengetöse übertäubte. Aber für Rettung wußte Keines Rath. Da sammelte sich ein Haufe alter Männer auf dem Markte und sie fielen auf die Knie und er flehten von Gott, daß, wenn es in seinem Rathe nicht anders sey, als daß die Streiter draußen auf St. Jakob der Schweizerischen Freiheit ein Opfer fallen müßten, – Er ihnen Beistand leihe mit seiner Kraft und Herrlichkeit, auf daß ihr letzter Kampf der Eidgenossen würdig sey und Keiner sich mit Furcht oder Schwäche beflecke. – Helden ergeben sich unter Gott; gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen. Darum stinkt diese heutige Zeit und ist, bei aller sonstigen Größe, arm an großen Thaten.

Um sich selbst sorgenfrei, und Alle zum Tod entschlossen, schlugen die bei St. Jakob den dreimal erneuerten Sturm von einem 60mal stärkern Feind dreimal ab. Zweimal fielen sie heraus mit übermenschlicher Anstrengung, Verderben und Schrecken verbreitend, so daß der Feind erstaunensvoll wich, bis, entflammt zu erneuerter Wuth, der Angriff von Neuem versucht wurde. Als die Mauern des Gartens gebrochen waren durch die Kugeln der Feld schlangen, da schichteten die Eidgenossen die Leiber der Erschlagenen zu einem Wall und schleuderten von oben herab ihre Streitkolben auf die Pic-

kelhauben der andrängenden Feinde. Als der Thurm des Siechhauses von den Kugeln auch eingestürzt war, deckten die Eidgenossen das Dach ab, um auf demselben einen letzten Halt zu suchen; aber die Franzosen legten Feuer unter die Treppe und begruben alle, die oben standen, in den Flammen. Als nun kein Fußbreit Boden auf Gottes Erde mehr da war, auf dem ein Schweizer stehen konnte, zogen sich ihre Letzten, alle verwundet und kaum 90 an der Zahl, in den Keller des Siechhauses zurück. Ein Theil wurde durch das einstürzende Gewölbe erschlagen; die andern vertheidigten sich an den Eingängen fort. Gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lange selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend – schossen sie, stachen sie, schlugen sie, rechts, links, mit Pfeilen und Lanzenspitzen aus ihren eigenen Wunden, der mit nur noch einer Hand, jener nur noch auf die Knie, der auf den Arm gestützt, also, daß keiner ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todt herumliegender Feinde sich dem Tod unterwarf – so daß nach zehnstündigem Kampf außer 10 Mann, welche bei dem Uebergang über die Birs der Zufall abgetrennt hatte, und die sich auf verborgenen Pfaden zur Stadt retteten, alle bei St. Jakob und an der Aue gestandenen Eidgenossen, eilf hundert und neunzig Männer, todt oder auf den Tod verwundet auf der Wahlstatt liegen blieben. Der Feinde aber starben an diesem Tage 8000 von der Eidgenossen Hand. Der Dauphin – seines Sieges nicht froh – denn von seinen Feldherren waren die, welche ihm am liebsten gewesen, erschlagen und Trauer und Entmuthigung schlichen durch das ganze Heer – enthielt sich nicht, zu bekennen, daß er solche Männer noch nie gesehen habe, und daß, wenn dieses Volk größer sey, für dasselbe wohl die Welt zu klein wäre. Weiter wollte er es nicht versuchen; zu Ensenheim[44] schloß er mit den Eidgenossen Friede.

Dies ist der Tag von St. Jakob, welchen die Geschichtschreiber der Thermopylenschlacht gleichachten und von dem die Schweizer mit Recht rühmen, daß an demselben der Tod sie glorreicher gemacht habe, als vordem der Sieg in allen Schlachten. Das Glück auf dem Wahlplatz ist nur zu oft der Uebermacht gegeben; aber der Wille, den Heldentod zu sterben, gehört der Tugend allein. Daher alle freie Genossenschaften in Gefahren der Unabhängigkeit von den Helden auf St. Jakob abnehmen sollten das Beispiel der Unbezwingbarkeit. Wenn die Völker also zu sterben wüßten, so würden alle Diejenigen eine üble Rechnung machen, welche sinnen, sie zu unterjochen, oder sich zusammenthun, sie zu knechten.

[44] Das elsäss. Ensisheim.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 18-20.

DXXIII. Malaga[45].

Am Busen einer weiten Meerbucht lagert eine dichte Häusermasse mit Kirchen und Klöstern chaotisch durch einander, und an den benachbarten Hügeln rankt altes Mauerwerk hinan zu verfallenen maurischen Kastellen und mittelalterlichen Schlössern. Kahl und öde schauen die Felszinnen der nahen Berge herab auf die Stadt und das blaue Meer und im fernen Hintergrunde wallt das dunkelblaue Gewand der Sierra[46]. Das ist Malaga, die Perle Andalusiens, und noch immer Sitz eines blühenden Verkehrs und großen Reichthums, – eine Königin, wenn auch eine Königin in Trauer.

Die arabischen Dichter nannten die Gegend um Malaga ein Paradies; und auch heutiges Tags ist es keine Fabel. Die Stadt selbst ist seine Pforte; doch verbirgt sie Das, was sie hütet. Jenseits der Häusermassen nämlich, wenn man auf schmalen Maulthierpfaden zwischen Gärten hinabsteigt, öffnet sich plötzlich eine Landschaft, schön wie die schönste der Erde. Ein weites, wohlbewässertes Thal, eingefaßt von bewaldeten Bergen, die es vor den Winden schützen, übersäet mit Dörfern, Villen und Klöstern und auf das sorgfältigste angebaut, prangt mit der üppigsten Pflanzenwelt des Südens. Palmenhaine wechseln mit Orangenwäldchen, und an den Geländen der Berge biegt sich der Oelbaum unter der Doppellast seiner Früchte und des rankenden Weinstocks. Den Erzeugnissen dieser Landschaft dankte Malaga von jeher seinen Handel und seinen Wohlstand. 700 Schiffe werden jährlich mit den köstlichen Weinen, mit Rosinen, Feigen und andern getrockneten Südfrüchten, mit Mandeln und Oel beladen, und der Erlös dafür geht in die Millionen.

Malaga ist stolz auf sein Alter. Als auf dem kapitolinischen Hügel noch die Heerden weideten, war Malaga schon ein Sitz der Künste. Sein langes Leben steht ihm auf die Stirn geschrieben. Ueberall sieht man die Merkmale verschwundener Kulturperioden und vorübergegangener Herrschaft. Auf den Substruktionen phönizischer[47], karthaginensischer und griechischer Bauwerke erheben sich Trümmer aus der Römerzeit und auf diesen wieder die gothischen Kastelle, die maurischen Moscheen und Paläste, die christlichen Kirchen und Klöster. Die schmalen Saumpfade winden sich auf den Straßen hin, welche die Karthager[48] bauten und Hannibal[49] mit seinen Heeren zog, als er die römischen Legionen aus Spanien trieb und auf den Gefilden Italiens mit dem jungen Riesen den Kampf auf Leben und Tod wagte.

Malaga hat eine für seine Größe (es zahlt 6000 Häuser) sehr schwache Bevölkerung (35,000 Einwohner), und dieses vermehrt den melancholischen Eindruck, den die äußeren Zeichen des Verfalles schon von weitem hervorbringen. Die Häuser haben platte Dächer, wie in Nordafrika, das nur die schmale Meerenge scheidet. Niedrige Ziegelmauern, im maurischen Styl, umgeben die Dächer, über welche der Mirador[50] hervorragt, ein Thürmchen, oft auch nur eine Breterhütte, oder eine Laube von Lattenwerk. Der Mirador ist dem Hausbewohner sein liebstes Plätzchen. Da pflegt er der Ruhe, da freut

---

45 Málaga (phöniz. 𐤌𐤋𐤊𐤀, mlkʾ, Malaka; lat. Malaca; arab. مالقة, Mālaqah).

46 Span., das Gebirge (von la sierra, die Säge).

47 Phöniz. 𐤐𐤕, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war, sich jedoch über ihre Tochterstadt Karthago (s. u.) auch erfolgreich den südl. und westl. Mittelmeerraum (Iberien) erschloß.

48 Phöniz. 𐤒𐤓𐤕𐤇𐤃𐤔𐤕, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāğ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (siehe hierzu S. 91, Anm. 282) im heutigen Libanon.

49 Der karthag. Feldherr Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig", brq, „der Blitz"; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

50 Span., der Aussichtspunkt.


DXXIII
Aus d.Kunstanst d.Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d.Verleger
MALAGA

er sich der Frische und Kühle des Morgens oder des späten Abends; da knüpft die junge Welt die Fäden zu ihren Romanen an und spinnt sie fort auf der Promenade und in der Messe. Statt der Fenster haben größere Häuser Thüren mit Glasfenstern, welche bis zum Boden der Zimmer herabgehen und zu Balkonen führen. Die schlechteren Wohnungen haben offene Luken ohne Glas, doch mit Fensterläden zum gelegentlichen Verschließen. Nur 3 oder 4 Straßen, wo sich Opulenz und Rang zusammen drängen, sind wirklich schön. Die bei weitem größere Masse der Stadt hingegen ist ein Gewirr schmutziger, enger Gassen, unterbrochen von freien Plätzen, auf welchen Gras wächst und Schutthaufen liegen, oder Pfützen die Luft verpesten. Es gibt Stadttheile, die eine wahre Wüste find, ein Labyrinth von zerfallenem Mauerwerk und schlechten Hütten und mit einer Bevölkerung, die solchem Aufenthalt angemessen ist. – Man könnte sagen: „Hier wohnt das Elend an der Pforte des Paradieses“.

Das Auge des Reisenden dringt indessen selten in diese Höhlen der Armuth und es freut sich des heitern Lebens, das in den Hauptstraßen wohnt, die jene verhüllen. Der Malagese ist von Natur lebhaft, gewandt, fein im Benehmen, redselig und geistvoll, durch den täglichen Verkehr mit den vielen gebildeten Fremden, Deutschen, Franzosen, Engländern und Amerikanern, welche Handels-Etablissements hier besitzen, auch gut unterrichtet, und die hiesige Damenwelt stand von jeher in dem Rufe, die Fremden unwiderstehlich anzuziehen. Die Frauen sind von mittlerer Statur, üppigem Wuchse, von Gesichtsfarbe silberbrünett, d. h. weiß mit einem schwachen bräunlichen Anfluge, die maurische Mischung verrathend. Um ihre edle, offene Stirn lockt sich ein Haar, schwarz wie die Augen, aus denen ein Feuer blitzt, das die tiefe Leidenschaftlichkeit der Seele verräth. Die spanische Grazie und ein zarter Sinn für die feinen geselligen Formen vollenden das Bild eines Wesens, das schon mit dem 13ten Jahre aufblüht und oft noch als Matrone von 40 Jahren durch seine Reize einen Kreis von Verehrern fesselt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [21].

Gedichtet am Tage, da die Presse frei geworden,
am 10. März 1848[51].

Was braußt durch's Volk? was hallt durch's Land?
Was hebt die Brust? was gibt der Hand,
Der lang' schon müden, die Feder wieder
Für's Wort der Kraft, für Freiheitslieder?
Der Jubelschrei:
„Die Press ist frei!"
Befreit ist's Wort, die Kette der Geister
Zerrissen auf ewig vom großen Meister.

Frisch auf, mein Volk! – reck' hoch dich empor!
Tritt stolz aus dem Kreis der Nationen hervor!
Das **Steuer** erfass! Die Wege zu bahnen
Der neuen Zeit die Sterne dich mahnen.
Richt' aus in der Welt,
Was dem Meister gefällt; –
Und wahre das Rechte, das Beste, das Große
Die **Freiheit für immer** in deinem Schooße.

Meyer.

[51] Am 3. März 1848 hatte der Bundesrat zu Frankfurt a. Main den folgenden Beschluß gefaßt: „1. Jedem deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und ***Preß***freiheit einzuführen. 2. Dieß darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die andern deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37-40 u. 171-177.

DXXVI. Freiburg im Breisgau*)[52].

„Freiburg!“ – welche bewohnte Stätte Deutschlands trägt ihren Namen mit so vollem Rechte, wie Du, einfache, bescheidene Stadt im Thale der Dreisam? –

Deine verfallenen, von lustigem Rebengelände überwucherten Wälle umgürten keine den Blick verwirrenden Häusermassen, keine Prachtpaläste reihen sich zu riesigen Straßen aneinander, keine obherrschende Vornehmheit trägt sich auf Deinen offenen Plätzen zur Schau; – krumm und winkelig, wie Laune und Zwang sie zusammen gedrängt, stehen Deine wenigen alten, grauen und Deine vielen neuen, hellen Wohnungen in bunter Reihe neben einander, und weder in Deiner Kaiserstraße noch in Deiner Pfaffengasse entbehrt man den Anblick, der uns den guten Bericht bringt, daß hier nach wohlerprobter Sitte ehrsam bürgerlich Haus gehalten wird. – Und wie die Stadt, ist ringsum das Thal: freundlich und lieblich, ein Garten, in welchen die Höhen des Schwarzwalds nachbarlich hineinschauen. Und mitten aus dieser einfachen deutschen Landschaft, über diese kleinen, hellen Gebäude, über die Gartenhäuschen und Pappelalleen ragen die gewaltigen Massen eines Doms, der würdig wäre, eines Reiches Hauptstadt zu krönen! Wer hat diesen Riesen gesetzt zu jenen Zwergen? Wie soll das Auge Vermittelung finden für diesen Zwiespalt der Verhältnisse?

Karl Theodor Welcker
(siehe hierzu S. 28, Anm. 58).

Gottlob! Für das deutsche Auge hat in unseren Tagen dieses Bild die erhebendste Einheit gewonnen. Das deutsche Auge sieht jenen Dom erglänzen von einem Lichte, welches seine Strahlen durch Nacht und Sturm über alle Länder deutscher Zunge ausgegossen, den Verzagten geleuchtet, die Erstarrten gewärmt hat, welches von keinem tückischen Wind gebeugt, von keinem Orkanwüthen erstickt worden ist, bis der Augenblick der Tageshelle über ganz Deutschland heraufgezogen war. In Freiburg ist die Quelle dieses Lichts. Hier ging die Sonne des deutschen Völkerfrühlings auf, ihr Strahlenkranz erhebt die „freie Burg“ des Breisgau’s zum Mittelpunkt des befreiten Vaterlandes, und als ob es jener Zähringer geahnt hätte, daß einst hier sein Werk die würdigste Stätte schmücke, hat er Deutschlands schönsten Dom aufgebaut in der Ehrenburg der deutschen Freiheit!

Freiburg hat unter seinen 1200 Gebäuden gar manches Haus, in welchem der Leser die Heimathstätte dieses Lichts vergeblich suchen würde. Nicht aus den fürstlichen Hallen des erzbischöflichen Palastes ging es hervor: dort trat man den Segnungen der Aufklärung und des Fortschritts mit der Priesterwaffe des Fluchs entgegen, verbannte die deutsche Sprache, als eine „dazu untaugliche und ganz gemeine“, aus der Kirche und suchte niedere und höhere Bildungsanstalten dem Loyolismus in die Polypenarme zu drücken; – darum ging jenes Licht auch nicht hervor aus dem Priesterseminarium und nicht aus den Kirchen; – auch aus dem Schauspielhause nicht: denn wo Jesuiten hausen: – Gute Nacht, Licht der Bühne!

[52] *) Geschrieben von wackerer Freundeshand. M[eye]r.

Erzherzog Albrecht von Oesterreich[53], Herr des Breisgaues, schrieb im Jahre 1456 der Stadt Freiburg in einem Stiftungsbrief: „Die Hochschule soll eine Quelle seyn, woraus von allen Enden der Welt unversiegbar geschöpft werde das erleuchtende Wasser der Weisheit, zur Auslöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit.“[54] – Und diese Hochschule wurde – nicht die Quelle des neuen politischen Lichts, aber die starre Einfassung derselben. Des Stifters edler Zweck wurde nicht lange in Ehren gehalten. Je erfolgreicher er dem Pfaffentreiben entgegen gearbeitet hatte, je freier sich auf dem frischen Boden die Blüthe der Wissenschaft entfaltete, je stärker der Zudrang der Wiß- und Lehrbegierigen aus allen Ländern vor und auf die Lehrstühle Freiburgs wurde, desto energerischern [sic!] Gegendruck leisteten die römischen und österreichischen Feinde des Lichts – und sie siegten. Schon im Jahr 1620 überlieferten Albrechts Nachfolger im Breisgau die Lehrstühle der Theologie und Philosophie dem Orden der Jesuiten. Die Hochschule sank. Nachdem sie zwei Male, vor den eindringenden Franzosen flüchtend, in Konstanz eine sichere Stätte gesucht hatte und endlich, wieder in Freiburg, unter der Geistesfolter der Jesuiten ihrer gänzlichen inneren Auflösung nahe war, sah sie sich plötzlich durch die Vertreibung des verhaßten Ordens, dessen Güter ihr großentheils zufielen, besonders aber durch die Theilnahme, welche Kaiser Joseph[55], der ewige Liebling nach Freiheit strebender Völker, ihr laut und offen zuwandte, einer neuen goldenen Zeit entgegengeführt. Abermalige Angriffe, von der französischen Revolution und vom neubelebten Mönchsgeist über sie verhängt, überwand die nunmehr erstarkte Anstalt glücklich. Mit dem Breisgau fiel sie dem badischen Lande zu. Wie hoch aber auch jetzt, unter dem Schutze eines geachteten Fürsten, der Wetteifer der tüchtigsten Gelehrten für das Aufblühen der Anstalt in geistiger Freiheit stieg, die katholische Fakultät der Theologie blieb ein verstockter Widerpart jedes Fortschritts und jeder selbstständigen wissenschaftlichen Forschung. In einer Zeit, wo reaktionäre Umtriebe aller Art den offenen oder versteckten Schutz der Regierenden genossen, während die Regierten, in politischen Kämpfen noch ungeübt und der kompakten Masse der „großen Herren“ gegenüber ohne Wehr und Macht, mehr und mehr zu einer traurigen Resignation sich entschlossen, wäre das Ersticken aller freien Regungen, wie der Zweck, auch der Triumph der Ultramontanen und des aristokratischen Adels geworden; waren doch schon des edlen Wessenbergs[56] segensreiche Werke des Glaubens von der herrschenden Partei der Erde gleich gemacht worden!



Ludwig Uhland
(siehe hierzu S. 29, Anm. 62).

Da führte ein günstiger Stern die beiden Männer an der Hochschule zusammen, die das Licht des neuen Völkerlebens am hellsten in Deutschland aufsteckten, sich unerschrocken an die gefährliche Spitze der Bewegung stellten und durch ihre unaufhörlichen Kämpfe, ihr Ringen, Siegen und Unterliegen, ihr Wiederaufraffen nach dem härtesten Fall, ihr schmerzenreiches Märtyrerthum um die Freiheit jenen heiligen Schein um Freiburg zogen, von dessen Glanz umflossen der Münsterbau heute in unserm

[53] Albrecht VI. (1418–1463), Erzherzog von Österreich, seit 1458 Herrscher in den Vorderen Landen und Herzog von Österreich ob der Enns und seit 1462 Herzog von Österreich unter der Enns.

[54] Zitat aus der prot. „Allgemeinen Kirchen-Zeitung Nr. 175. Sonntag 2. November 1834“, Sp. 1428f.

[55] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[56] Ignaz Heinrich Karl, Freiherr von Wessenberg (1774–1860), ein kath. Priester, der sich für eine deutsche Nationalkirche im Sinne des Gallikanismus einsetzte, ein Ansinnen, das im Vatikan naturgemäß auf wenig Gegenliebe stieß.

Blicke sich wiederspiegelt: die Heldengestalten von Rotteck[57] und Welcker[58] sind es, die wir mit Ehrfurcht und Jubel begrüßen.

Rotteck und Welcker, diese Dioskuren[59] auf dem Felde des Kampfes zwischen Fürstengewalt und Volksrecht, standen zum ersten Male am 17. März 1831 als Volksvertreter neben einander in der zweiten Kammer. Rotteck hatte bereits auf dem ersten und zweiten Landtag als Mitglied der ersten Kammer, durch sein die zweite Kammer noch an Freimuth überbietendes Auftreten, Hof und Adel gegen sich aufgeregt. Die Landtage von 1825 und 1828 hatten die Minister ihm zu versperren gewußt. Von dem Augenblicke des gemeinsamen Wirkens Beider an ist ihr Leben und Streben eingeschrieben in die Geschichte und namentlich die Landtagsgeschichte des badischen Volks: eine lange, bittere Leidensgeschichte, Schmach und Schande aufthürmend über den Häuptern, ja, über den Gräbern jener mit der Herrschermacht angeblich begnadeten Menschen, welche, Krämer-, Schacherer- und Bedientenseelen unter den Ordenssternen bergend, als Polizeileute agirten über ihr Volk nach dem Befehl auswärtiger Despoten; – eine ehrenwerthere Rolle haben nur wenige der unmediatisirt[60] gebliebenen Fürsten auf ihren Thrönchen und Stühlen gespielt. – Und mit solchen Gegnern mußten Männer in die Schranken treten, deren geheimste Ader für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Volksglück schlug! – Sollen wir alle Thaten der List, Tücke, Frechheit, des Hohns und der Gewalt aufdecken, mit welchen den kühnen Volksvertretern begegnet wurde und welche nicht selten ihren Zweck gar deutlich verriethen, die geflüchteten Feinde zu Ungesetzlichkeiten zu verleiten, oder moralisch zu vernichten, ja auch körperlich zu schwächen? – Sollen wir erzählen, wie man Freiburg als „den Centralpunkt des revolutionären Geistes“ durch scharfe Strafdrohungen einzuschüchtern und den Handwerksstand gegen die Freiheitsmänner aufzuwiegeln suchte? – und wie die Einwohnerschaft den Regierungsumtrieben antwortete durch einstimmige Wahl Rottecks zum Bürgermeister? – und wie Welcker ein männliches Wort der Wahrheit mit Gefäng-



Sylvester Jordan
(siehe hierzu S. 29, Anm. 63).

---

[57] Der liberale Staatswissenschaftler und Herausgeber zahlreicher lexikalischer Werke Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775–1840), der u. a. ab März 1832 mit Welcker (s. u.) in Freiburg die Zeitschrift „Der Freisinnige“ herausgab, deren Erscheinen aber bereits nach fünf Monaten eingestellt werden mußte, da der Bundestag zu Frankfurt auf die strikte Durchführung der im Zuge der „Karlsbader Beschlüsse“ von 1819 erlassenen strengen Zensurgesetze bestand. Der Stich ist unsigniert.

[58] Der Staatsrechtler Karl Theodor Welcker (1790–1869), der später in der Verfassungsfrage ein vehementer Verfechter des großdeutschen Gedankens war und dafür von den ‚Kleindeutschen‘, die ein Deutschland unter Ausschluß Österreichs wünschten, heftige Kritik einstecken mußte. Der nach einer Vorlage von Schoen (1810–1868) von Johann Georg Nordheim (1804–1853) geschaffene Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[59] Die Dioskuren (griech. Διόσκουροι, Dióskouroi, „Söhne des Zeus“), die Halb- und Zwillingsbrüder Kastor und Polydeukes (griech. Κάστωρ, Kástor und Πολυδεύκης, Polydeúkes; lat. Castor und Pollux), ein zum Symbol der Unzertrennlichkeit gewordenes Brüderpaar der griech. Mythologie.

[60] Unter Mediatisierung (lat., Mittelbarmachung) versteht man den Verlust der Reichsunmittelbarkeit, also die Unterwerfung von Herrschaften oder Besitzungen, die zuvor unmittelbar dem Heiligen Römischen Reich unterstanden, unter eine Territorialherrschaft. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 hatten zahlreiche Reichsstände ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, nämlich neben zahlreichen Fürstentümern und Grafschaften, nahezu alle Reichsstädte und geistlichen Territorien (Säkularisation) sowie die gesamte Reichsritterschaft; sie waren zumeist benachbarten bzw. neugegründeten Territorien zugeschlagen worden.

niß büßte? – und wie endlich Badens Regent[61] die Universität des gegen Druck und Unrecht widerstrebenden Freiburgs schließen und die Rädelsführer Rotteck und Welcker von ihren Lehrstühlen wiesen ließ? – und wie „Der Wächter am Rhein“ und „Der Freisinnige“ endeten? – Wollen wir die heilige Freiheitssonne unserer unvergleichbar großen Gegenwart mit den schwarzen Seiten solcher Geschichten trüben? Nein! Besser, das Buch zu! – denn leider ist die badische Geschichte jener Zeit noch lange nicht der schlechteste Theil der Geschichte des deutschen Volks und seiner Fürsten.

Zurück zu den Männern, welche Freiburgs Ruhm und Deutschlands Heil und Ehre sind: Welcker und Rotteck! Wenn Du, Geist des Entschlafenen, heute unter uns erschienst – heute, kaum acht Jahre nach Deinem Tode – und gingest mit irgend einem Manne, den Du zu Badenweiler die Hand gedrückt, zu Frankfurt, in der Bundesstadt, durch die Eschenheimer Gasse, und da sähest Du die schwarzrothgoldene Fahne auf dem Bundespalaste und müßtest Deine Freunde Welcker, Uhland[62], Jordan[63] etc. als Bundestagsgesandte[64] begrüßen – um wie viel Jahrhunderte würdest Du die Welt älter schätzen? –

Großer, erhabener, armer, beklagenswerther Rotteck! Itzstein[65] und Welcker, Arndt[66] und Wessenberg, Louis Philipp[67] und Metternich[68] – sie alle erlebten den Tag der Völkererlösung, und Jeder von ihnen erkennt in so wunderbarem Walten den rettenden und rächenden Finger des Herrn! – Du, Du allein, mußtest scheiden ohne Hoffnung, wenn auch bis zum letzten Hauch kämpfend gegen jeden Zweifel, an des Vaterlands einstige Rettung. Du Märtyrer der deutschen Freiheit, dem sie – die Herren in Karlsruhe – noch einen Fußtritt in’s Grab gaben: ja, ja, dem sie ein ehrenvolles Begräbniß versagten, Dir sey nach glorreichem Kampfe das deutsche Banner mit dem vollsten Lorbeerkranz auf’s Grab gepflanzt!

---

[61] Leopold (1790–1852), seit 1830 Großherzog von Baden; er hatte 1832 nach einer Intervention des Bundestags zu Frankfurt (siehe hierzu S. 29, Anm. 64) wegen des Wirkens von Rotteck und Welcker (s. o.) kurzzeitig die Universität schließen lassen.

[62] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866). Der Stahlstich nach unbekannter Vorlage wurde von Charles Auguste Schuler (1804–1859) im Jahre 1834 gefertigt und folgendem Werk entnommen: „Gedichte von Ludwig Uhland [(1787-1862)]. – Eilfte Auflage. […]“ (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta’sche Buchhandlung [11]1837).

[63] Der liberale österr. Jurist Sylvester Jordan (1792–1861), der maßgeblich bei der Erarbeitung der hess. Verfassung von 1831 mitgewirkt hatte. 1839 war er wegen angeblicher Beteiligung an der Vorbereitung des Frankfurter Wachensturms von 1833 und weiterer sogenannter revolutionärer Umtriebe in Untersuchungshaft genommen worden, 1843 wurde er zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt und auf dem Marburger Schloß inhaftiert; das Urteil wurde jedoch 1845 durch das Oberappellationsgericht Kassel aufgehoben, und Jordan erhielt wieder seine Freiheit. Die Lithographie nach einer Photographie von Hermann Biow (1804–1850) wurde im Jahre 1848 von Valentin Schertle (1809–1885) geschaffen.

[64] Des von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagenden ständigen Gesandtenkongresses des „Deutschen Bundes“, der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses“ vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war (siehe hierzu S. 14, Anm. 26).

[65] Der Mainzer Liberale Johann Adam von Itzstein (1775–1855).

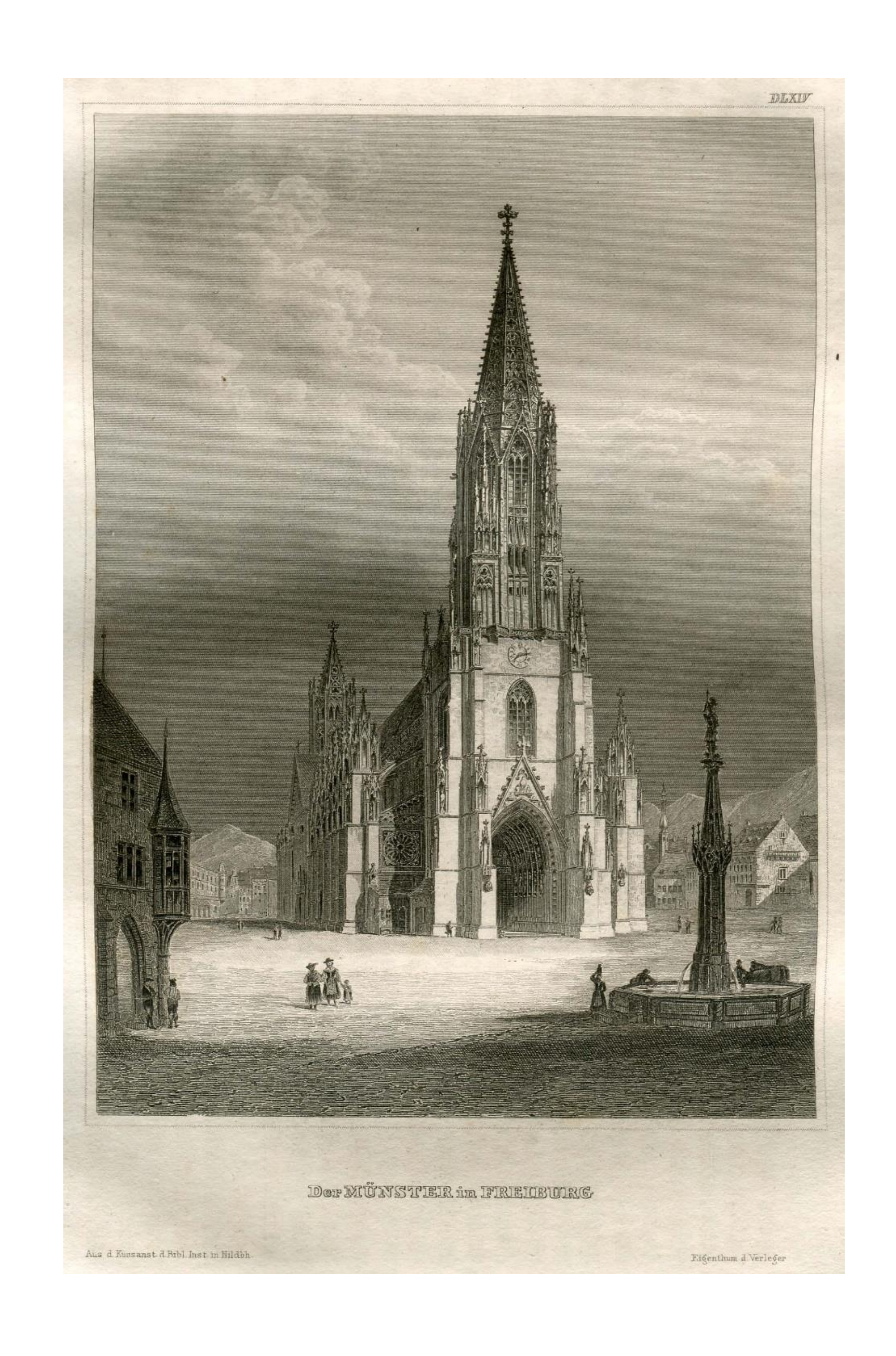
[66] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[67] Siehe hierzu S. 71, Anm. 232.

[68] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.



FREIBURG im BREISGAU


DLXIV
Der MÜNSTER in FREIBURG
Aus d. Kunsanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

DLXIV. Das Münster in Freiburg.

Kampf, Kampf auf Leben und Tod – ist jetzt das Losungswort von Millionen! Was anfänglich nur als leichte Gegensätze erschienen war, das haben die Leidenschaften und Interessen immer weiter aus einander getrieben, die Parteien haben sich geschieden und unversöhnlich stehen sich die Entzweiten einander gegenüber. In den Strudel des Streits wird Jeder gezogen. Bei dem Rufe: „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns!“[69] muß ein Jeder Partei ergreifen. Es ist keine Wahl gelassen.

„Vor dem Kriege flieht die Gerechtigkeit.“ Auch der Meinungsstreit, der jetzt in Deutschland wüthet und dem Bürgerkriege die Schwerter schleift, hat den Boden der Gerechtigkeit verlassen und die Wahrheit tritt er mit Füßen. Keine Waffe wird mehr für zu schlecht geachtet, um dem Feinde zu schaden, und kein Mensch ist so ehrwürdig und so makellos, keiner steht so hoch in der öffentlichen Achtung, der jetzt nicht gefaßt seyn muß, das Schlimmste zu erdulden, was Lüge und Verleumdung, was Bosheit, giftiger Haß und maßlose Leidenschaftlichkeit ihm zufügen können. Geschichte, Sittengesetz und Recht sind herabgezogen von den Altären in den Koth der Gasse, und ihre Tempel sind zu Rüstkammern geworden, aus denen jede Partei, für jede tyrannische Anmaßung und für jede brutale oder abgefeimte Willkür sich nach ihrem Bedarf die nöthigen Waffen holt. So ist es. Helfe Gott, daß es anders werde!

In jenem Sich-Lossagen von aller Gerechtigkeit und Wahrheit, in dem Abstreifen aller Billigkeit und Humanität des Urtheils ist eben die Unversöhnlichkeit der Streitenden begründet. Jede Partei treibt’s auf die äußerste Spitze und macht so den entschlossenen Kampf zur Nothwehr. Die Rollen blutiger Gcwaltthat wechseln herüber und hinüber. Mit jedem Zusammenstoße wächst die grenzenlose Erbitterung der Unterliegenden, der Hohn und der Uebermuth der Ueberwinder. Und – das ist das Eigenthümliche in diesem Kampfe! – von jeder Niederlage steht der Geschlagene stärker auf und jeder Sieg macht den Frieden unmöglicher. Grauen kommt über Einen, wenn man den Blick in die nächste Zukunft wirft. Rabenschwarz, wie ein zerstörendes Wetter, steigt sie herauf am deutschen Himmel. Frankfurt war des Wetters erstes Leuchten[70], Wien ist sein erstes Donnern![71] –

Furcht kann die Gefahr nicht entfernen. Muth allein kann sie besiegen. Sehen wir dem Ungeheuer fest in’s Auge, dessen weitgeöffneter Rachen dem Vaterlande Verderben droht, und halten wir ihm entschlossen Schild und Lanze entgegen! Jetzt ist die Reaktion die siegende Partei, und für das Volk und die Freiheit wäre Gefahr, wenn sie ihren Sieg mit Mäßigung und Weisheit zu gebrauchen wüßte. Aber sie mißbraucht ihn und kehrt so die Spitze ihres Schwerts gegen sich selbst. Jene Partei, vom Herrn verlassen, will nicht versöhnen. Wie ein verwegener Spieler, der, als er einen großen Einsatz gewonnen hat, *Va banque!* ruft für die nächste Karte, und wenn auch diese schlägt, von Tisch zu Tisch rennt, um alles Gewonnene auch wieder auf eine Karte zu wagen fort und fort, bis er endlich Alles verliert: – so schreitet die Reaktion auf dem betretenen Pfade roher Gewalt dem Aeußersten zu, hinter welchem der Abgrund ihres Verderbens gähnt. Sie unterdrückt, quält, stachelt, erbittert und wälzt so lange den Felsblock den Berg hinan, bis sie, von ihm überwältigt und zerschmettert, mit ihm hinabrollt. So gewiß als jeder Nacht ein Tag folgt, so gewiß wird die Monarchie auf dem Wege, den sie jetzt betreten hat, ihr Werk der verschlagenen Weltklugheit, ihr Werk, das sie so viele Jahrhunderte aufgebaut hat mit unablässigem Eifer, selbst zerstören in einer verhängnißvollen Stunde. Wer den Dynasten den Rath gab, ihre Mäntel im Bürgerblut aufzufärben, der hat ihnen schlecht gerathen. Blut ist kein Purpur, und indem sich die rothe Monarchie mit der rothen Republik auf eine Linie stellt – so stößt sie sich selbst den Dolch ins Herz. Je tiefer die Alleinherrschaft in Blut watet, je breiter sie das Bett gräbt, in dem das Leben der Völker dahin strömt, um so schneller wird sie von den Wogen an die äußerste Grenze ihres Bestands getragen, und während sie wähnt, Alles erreicht zu haben, steht sie am Rande der Vernichtung. Da angelangt, ist kein Rückschreiten möglich. Wenn sie abgefallen sind von ihrer Bestimmung ganz und gar, so haben die Männer von Gottes Gnaden keinen Gnadenblick von Gott mehr zu hoffen.

[69] Mt 12,30.

[70] Der Aufstand in Frankfurt vom 16. bis 18. September 1848, für dessen Niederschlagung das Paulskirchenparlament österr. Truppen anfordern mußte.

[71] Der vom österr. Militär niedergeschlagene Wiener „Oktoberaufstand“ vom 6. bis 31. Oktober 1848.

Mögen sie dann noch eine Zeit lang wie Nachtwandler über die andern Menschen auf den Firsten der Dächer gehen; mögen sie, wie himmelstürmende Titanen, Berge auf Berge wälzen; mögen sie die Völker mit Bajonnetten spießen und die Städte mit Kanonen zerschmettern im starren, herzlosen, furchtbaren Wahne, eine Krone sey mehr als ein Volk; mögen sie Schädel zu Pyramiden fügen, die an die Wolken reichen und oben drauf ihre Throne stellen: – wenn das Schreckenswerk hoch genug hinaufgewachsen ist, so wird es des Himmels Blitze auf sich ziehen oder zusammen brechen unter seiner eigenen Last und die Baumeister begraben unter den Trümmern. – Alle Macht des Unrechts ist nichts gegen die ethischen Gesetze; und diese sind die treuesten Helfer der mißhandelten Nationen.

Kleinmüthige kann manche Erscheinung der Gegenwart wohl irre machen. Sie sehen, wie das Einschüchterungssystem allwärts um sich greift und vor keiner Gewaltthat zurückbebt. Sie sehen, wie die Reaktion mit Cymbeln und Pfeifen ihre Hoffnung auf die Rückkehr der Volksknechtung frech von Land zu Land führt; sie sehen, wie die Fähnlein von Ehedem flattern auf den Bergen und in den Auen, und die schlechten Gesellen, die damals, als der Lenzsturm des Herrn über die Reiche fuhr, in der Angst des bösen Gewissens sich verkrochen, alle wieder herausschlüpfen aus ihren Winkeln, Um sich zu wärmen in der alten Sonne und zu Gefolg zu gehen den alten Herren. Auch jene Volksfreunde, welche der Freiheit dienen wie einst die Juden dem Belial[72], jene Männer des Fortschritts, mit dem man fortkömmt bei Hof und an der Börse, bei Groß und bei Klein, finden sich wieder zurecht im alten System, das auf's Neue zu Ehren kommt, und die Ministerstühle füllen sich schon wieder mit den Staatsmännern von altem Datum. Ueber eine gründliche Restauration des Staats, in des seligen Haller's[73] Geiste, wird in manchem Kabinet alles Ernstes berathen. Es könnte ja seyn – heißt es, – daß der Michel noch einmal an einer konstitutionellen Komödie Geschmack fände, an Landständen, die auf nichts ruhen, als auf den Coterien[74] der Hauptstädte, und zu nichts nützen, als um eine durch alle Elemente durchgeführte Despotie zu stützen; es könnte ja seyn, daß er sich, wie ehedem, mit dem Spaß befriedigte, gelegentlich einen mißliebig gewordenen Minister vom Seile zu stürzen, damit ein anderer, wohlgelittener, heraufsteige, um dieselben Sprünge zu machen; es könnte ja geschehen, daß das Gebäude der deutschen Einheit und Majestät, welches man in Frankfurt in die Luft hinausbaut, einfalle wie ein Kartenhaus vor dem Hauche der Gewalt, sobald diese ihre Zeit ersehen, – oder es endige wie der Thurmbau zu Babel; es könnte ja nicht gefährlich seyn, dann, wenn die Werkleute, mitten in der Sprachverwirrung, die schon begonnen hat, aus einander gelaufen sind, die Idee von der deutschen Einheit erst als Narrheit zu verspotten, und nachher, wie man früher gethan, als Hochverrath zu stempeln; man dürfe es schon wagen – meinen Viele, – das deutsche Parlament, das da tagt „von Aufstands wegen", wieder gehen zu heißen. Nun ja, es ist Vieles möglich. Metternich[75] empfängt schon wieder in seinen Soireen an der Themse, sein Kanzlersessel wird neu gepolstert, und käme er morgen wieder – er fände alte Freunde am Ministertisch, und Sedlnitzky[76] ist auch schon da, um ihm zu helfen, den Staatswagen wieder in's alte Gleis zu schieben. Metternich's Grundsätze sind von vielen Fürsten noch so hoch geehrt, als ehedem, und wenn es auch Leute gäbe, die starr und eigensinnig sich nicht fügen wollten in die Wiederkehr, so sind Windisch-Grätze[77] da, welche die Schwätzer stumm machen „mit Pulver und Blei," und Hände genug willig, Narren in Ketten zu legen und zu begraben in Oubliettes[78], bis sie gelernt haben mit heitern Mienen nichtswürdigere Fesseln zu tragen und Jene zu preisen, welche sie schmiedeten. Die Hoffnungen fliegen hoch, und nicht in Olmütz[79] allein. In gar vielen Schlössern sind – Kamarillen.

---

72 Belial (hebr. בְּלִיַּעַל) steht im Alten Testament (1 Kön 21,10-13) für die Personifikation des Teufels.

73 Der Schweizer Staatsrechtler Carl Ludwig von Haller (1768–1854); er gilt als Theoretiker der Restauration und war bei Liberalen entsprechend verhaßt.

74 Frz. la coterie, das Cliquenwesen.

75 Siehe hierzu S. 29, Anm. 68.

76 Josef Graf Sedlnitzky Odrowąż von Choltitz (1778–1855) war von 1815 bis 1848 Polizeipräsident von Wien.

77 Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war.

78 Frz., Verließ, Kerker; das Substantiv – und das noch im verniedlichenden Diminutiv – ist vom Verb oublier, „vergessen", abgeleitet.

79 Dorthin war die österr. Regierung am 7. Oktober 1848 vor den Aufständischen geflohen.

Aber blickt auf! Mitten im Taumel des Sieges erblassen die Sieger: sie erbleichen, wie Belsazar einst im Taumel des königlichen Festmahls erbleichte. Was ist ihnen geschehen?

Ein Blitz, der einen Mann niederwarf, hat in's deutsche Volk geschlagen, und die Kugel, die ihm in's Herz gefahren, traf die Nation. Sie erhebt sich wie ein verwundeter Leu und wendet sich gegen die Verfolger. Seit den Tagen des Märzes ist nichts geschehen, was sie so gewaltig ergriffen und bewegt hat, als jene That. Was getrennt war, hat sie geeinigt; was gespalten gewesen, das hat sie geschlossen; die Verschiedenheiten der Meinungen hat sie geebnet; der Stachel der Beleidigung und der Schmach: – er sitzt in allen Herzen. Was lange unverständlich nach Verständigung gerungen hat, das hat jetzt das „rechte Wort“ gefunden; der blutige Fleck im Wiener Augarten ist der Punkt geworden, in dem Deutschlands Gedanken sich versammeln, und alle Parteien haben über das Ereigniß nur eine Meinung und ein Gefühl: das Gefühl des schneidendsten Hohns, den Jeder erlitten, aber auch das Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit und Vergeltung! Blums Ermordung[80] hat, Jedem sichtbar, ein helles grelles Schlaglicht über den Zustand des Vaterlandes geworfen und in Millionen und aber Millionen Herzen eine erneuerte, lebendige Theilnahme an den Ereignissen geweckt, die im Strome der allgemeinen Bewegung die Wogen höher und höher schwellen mit jeder Stunde. Mit dem Mord, den Windisch-Grätz begangen, hat die deutsche Revolution ein neues Stufenjahr[81] angefangen. Ueber Alle, selbst über die ist der Ernst der Zeit gekommen, welche seither die Dinge ruhig oder sorglos betrachteten. Das Volk ist in allen Tiefen aufgeregt; die Folgen werden furchtbar seyn; sie werden die soziale Welt erschüttern.

Jetzt ist das Schicksal, das der Gewalthaber gallenbitterer Uebermuth aufs Neue herausgefordert hat, in entsetzlicher Gestalt mitten unter sie getreten. Grauen packt sie vor seiner Macht. Die Morgenstunde des 9. November wird vielleicht die Geburtsstunde der verhängnißvollsten Zeit. Birgt diese für die Monarchie in Deutschland die Stunde ihres Untergangs, dann mögen die Fürsten nicht das Volk anklagen, sondern ihr Wehe! über diejenigen ihrer Diener rufen, welche aufgerissen haben mit Gewalt die Pforten des Unterreichs, losgebunden die wüthenden Leidenschaften und herauf beschworen die Furien, welche gefesselt im Orkus lagen. – Warnend und drohend rief die Geschichte: „Noch Keiner hat gesiegt, der mit dem Volke solchen Streit gesucht und ihn geführt hat in solcher Weise.“[82] – Aber es war in den Wind gesprochen!

Wie es auch werde, auf Eins können wir sicher rechnen. Entwickelung und Fortschritt stehen der Zeit an der Stirn geschrieben, und die Nation verfolgt ihren innersten, ihr von Gott eingepflanzten Trieb, wenn sie vom Staate die Bedingungen beharrlich fordert, welche eine freie Entwickelung gestatten und erleichtern. Wenn es Fürsten gibt, die, von ihrem Hochmuth getrieben, sich unterfangen, die Nation in solchem Begehren zu hemmen und zu irren, so sind sie Despoten, und sie sind Thoren, wenn sie glauben, es werde ihnen damit gelingen. Noch nie hat ein solches Gegenstreben zum Ziel geführt. Von jeher haben die Völker in solchen Lagen ihre Dämme durchbrochen, und ihr eiserner Wille hat noch stets die Fesseln gesprengt, welche man ihnen mit List und Gewalt anlegte. Und was die Geschichte anderer Völker als untrüglichen Erfahrungssatz hinstellt, das wird die deutsche Nation nicht Lügen strafen.

Vor 600 Jahren war in Deutschland auch eine Zeit, der unsrigen zu vergleichen. Auch damals war ein Uebergang aus einem Zeitraume in den andern; es war eine Zeit des Gährens und Brausens, des Trennens und Zerfallens, des Zersetzens der alten Organismen und des Wiedervereinigens ihrer Atome zu neuen Verbindungen und Formen. Es hatte damals das Recht des Stärkern alle Phasen seiner Entwicklung durchlaufen, im Feudalwesen hatte es seine organische Gliederung und seine rechtliche Weihe

[80] Der Publizist und Verleger Robert Blum (1807–1848) gehörte dem demokratischen linken Flügel des Paulskirchenparlaments, der Fraktion Deutscher Hof, an und wurde am 9. November 1848 auf der Wiener Brigittenau standrechtlich erschossen.

[81] „Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt.“ (Krünitz, 177. Bd., S. 188f.).

[82] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

empfangen, im Ritterwesen, veredelt und vergeistigt, seine schönsten Blüthen entfaltet: – sein besseres Leben war beschlossen und es würde, wie schon die Erscheinungen der Raubritter kund thaten, unfehlbar die Barbarei zurückgeführt haben, wenn dies verträglich gewesen wäre mit der Weltordnung, die das Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit unwandelbar bedingt. Der germanische Völkerstamm war schon längst der Träger der Kultur und des Fortschritts: – seine Mission, die noch lange nicht zu Ende ist, konnte daher auch damals keine Unterbrechung dulden.

Darum erweckte Gott in einem armen Mönch einen Gedanken, der die stagnirende Welt neu bewegte: – Peter von Amiens[83] predigte der ritterlichen Christenheit den Zug nach Palästina! Auf Peter folgte in Deutschland der heilige Bernhard[84], welcher mit brennender Begeisterung alle tapfern und edlen Herzen für die Idee befeuerte, das Land, wo der Heiland gelebt, gelehrt und gelitten, aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Der Ort, wo er zuerst auftrat, war eben das Gotteshaus, dessen herrliche Gestalt im Bilde schon unser Wohlgefallen erregt hat: – der Freiburger Münster. Hier, im Jahre 1146 am 13. Juli, predigte Bernhard den Zug in's gelobte Land, und noch an diesem ersten Tage nahmen über 300 Ritter und Bürger das Kreuz!

Nur das bestimmte Ziel hatte der begeisterte Mönch im Auge; darüber hinaus reichte sein Blick nicht. Von der unendlichen Tragweite seiner Worte, welche das Abendland gegen den Orient in Bewegung setzten, hatte er keine Ahnung. Niemand hatte sie; denn die unermeßlichen Folgen für die Civilisation traten erst in den nächsten Jahrhunderten klar hervor, nachdem die Kreuzzüge und Gottesfahrten den Pfad gangbar gemacht hatten zu dem wild verwachsenen Morgenlande. Auf der alten wieder geöffneten Götterstraße pilgerte nun eine neue Ideenwelt mit den Heimkehrenden in den Occident. Anderer Glaube, andere Propheten, andere Weisheit wurden zum Erstenmal bekannt in der bisher streng in sich abgeschlossenen occidentalischen Christenheit; neue Gedankenformen, neue Vorstellungen, neue Tonleiter der Empfindungen, neue Sitten und Weltanschauungen traten an die alten heran, forderten sie zum Streite heraus, und unterlagen entweder, oder fingen an, jene zu unternagen und zu lockern. Mit den Ritterschaaren des Westens zogen viele Träger der occidentalen Wissenschaft nach Osten. Hunderte ließen sich in Byzanz[85] nieder und gaben sich da den Studien der griechischen Literaturschätze hin. Altgriechenland stieg nun herauf im Abendlande, wie durch sarazenischen Zauber aus dem Todtenreich beschworen, – die Ideenwelt des Alterthums wurde prägnant in den germanischen Geistern, die klassische Bildung fing an, als ein neues unwiderstehliches Auflösungsmittel die deutsche Gedankenwelt zu zersetzen. Gleichzeitig fraßen die Schwerter der Sarazenen[86], oder das stürmende Meer, oder die mordende Seuche, oder das wüste, üppige Leben in den Großstädten des Orients und Italiens die Rittergeschlechter des Abendlandes auf, die Burgen verödeten, die Macht des waffenstarken Adels war gebrochen und das Bürgerthum – ein empfänglicher Boden für die Saat der Bildung, der Wissenschaft und Künste, gelangte zu hervorragender Geltung. Der neue Zeitraum hatte seine Form gefunden, und der große Hebel zur weiteren Entwickelung seines Wesens wurde ihm, als bald darauf Columbus[87], der Argonaut der Neuzeit, die andere Hälfte der Erde zu der schon bekannten fügte und den erstaunten Zeitgenossen die Entdeckung Amerika's verkündigte. Seht, das war auch eine große Zeit, und an schaffender, bildender Kraft nicht kleiner als die unsrige.

[83] Peter der Einsiedler, auch Peter von Amiens oder Petrus von Amiens genannt (frz. Pierre l'Ermite; ca. 1050–1115), frz. Prediger zur Zeit des Ersten Kreuzzugs.

[84] Der Abt, Kreuzzugsprediger und Mystiker Bernhard von Clairvaux (frz. Bernard de Clairvaux; ca. 1090–1153).

[85] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Kosṭanṭiniye bzw.استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat“) bzw. der Türkei.

[86] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

[87] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

Und nun wollen wir die Kirche näher betrachten, auf deren Kanzel der heilige Bernhard das Programm für jene Zeit gesprochen. –

„Ein Baumeister wollte einen Psalm dichten zum Lobe Gottes, und es wurde der Freiburger Münster daraus," sagen die Schwaben, und in der That ist dieser herrliche Tempel die Krone des deutschen Kirchenbaues. Er ist, was bei wenigen der Fall ist, ausgebaut, und da er frei in der Mitte eines großen, mit alterthümlichen Gebäuden eingefaßten Platzes steht, so findet der Beschauer auf allen Seiten einen vortheilhaften Standpunkt. Der Bau selbst wurde im Jahre 1122 angefangen. Landesherr, Klöster und Bürgerschaft hatten sich vereinigt, die Kosten desselben gemeinschaftlich zu tragen. Nach einigen Jahren sagten jedoch Fürsten und Pfaffen ihre Beiträge auf und der Bau stockte; es kam auf den Punkt, daß er eingestellt werden sollte. Da versammelte sich die Gemeinde um die sich schon zum Abzuge anschickenden Werkleute, und, Angesichts der hochstrebenden Wände und Pfeiler, thaten sie in frommer Begeisterung allesammt den Schwur, die Kirche fertig zu bauen auch ohne Pfaffen- und Fürstenpfennige, selbst wenn sie die letzte Ziegel auf ihren Dächern verpfänden müßten. Und so geschah es wirklich. Die Bürger verpfändeten ihre Häuser und Felder und verkauften entbehrliches Eigenthum, um die Summen beizuschaffen, welche die Fortsetzung des Riesenbaues verlangte. Arme, die nichts zu verpfänden und zu verkaufen hatten, arbeiteten als Handlanger oder Werkleute wöchentlich einen Tag umsonst; und der Gedanke, – „Alles geschieht zu Gottes Ehre!" – ließ jede Entbehrung und jedes Opfer, auch noch so groß, doch leicht ertragen. Nach 24 Jahren war der Bau so weit vorgerückt, daß der heilige Bernhard zur Einweihung der Kirche gerufen werden konnte, und die erste Predigt rief, wie ich schon erzählt habe, zum Zuge nach Palästina auf. Der damals fertige Theil der Kirche begriff jedoch nur das Schiff; der Bau des Chors und des Thurmes wurde fast noch drei hundert Jahre lang fortgesetzt, und das Ganze, wie es jetzt zu sehen ist, erhielt 1513 seine Vollendungsweihe. Viele Millionen hat es gekostet; aber weit mehr ist die Ausdauer zu bewundern, welche nöthig war, um mit scheinbar so schwachen Mitteln ein solches Werk zu schaffen. Es würde die Macht eines großen Reiches geehrt haben; hier thaten es die vereinigten Kräfte der Bürger einer kleinen Stadt; sie thaten es zehn Generationen hindurch – erst die eilfte sah den Tag, der das Vollendungswerk geweiht hat!

Die Kirche hat eine Länge von 175 Fuß, bei 82 Fuß Höhe; zwei Reihen herrlicher Bündelsäulen tragen die kühnen Gewölbe und spalten den Raum in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe. Der fünfseitig geschlossene Chor ist höher als das Langhaus und hat eine Länge von 157 Fuß. Kostbarer Bilderschmuck füllt die innern und äußern Wände. Die Hauptfenster sind mit Glasgemälden bedeckt, und zur Zierde der Altäre haben die berühmtesten Maler der oberdeutschen Schule mit einander gewetteifert. Von Baldung Grün[88] sind die Bilder des Hochaltars. Die Holzskulptur erschöpfte ihre Kunst an Chorstühlen, Kanzel und Gesimsen, und das Geschick der alten Bildhauer und Erzgießer ist an den Grabmälern zu schauen, die bis in's zwölfte Jahrhundert hinan reichen. Das Bewundernswertheste aber ist der Thurm, dessen 20 Fuß starke Fundamente über 40 Fuß tief in die Erde gesenkt sind, während der Oberbau bis zur Spitze sich 415 Fuß hoch erhebt. Der untere Stock ist ein Viereck von 120 Fuß, bildet weiter oben bis zur Gallerie ein Zwölfeck, und von dieser steigt die achteckige, kühn und zart wie Filigranarbeit durchbrochene Pyramide bis zur Spitze auf. „Wer die Baumeister der deutschen Vorzeit in ihrer Größe kennen lernen will," sagt Wiebeking in seinem Werke über die deutsche Architektur, „der muß Freiburgs Thurm untersuchen. Alles daran, sowohl Konstruktion als Ausführung, ist Trefflichkeit."[89]

Wir, die wir nicht als Baumeister das Menschenwerk betrachten, wir staunen es an als die große That jener Glaubensbegeisterung, von der die Bibel zeugt: – sie kann Berge versetzen[90] und Thäler ebnen. Wir staunen; doch wir begreifen's nicht! Vergebens suchen wir den Leitfaden in jene geheim-

[88] Hans Baldung, auch Hans Baldung Grien genannt (1484 o. 1485–1545).

[89] Ein solches Zitat findet sich nicht Carl Friedrich von Wiebekings (1762–1842) Werk „Von dem Einfluß den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit auf die Erforschungen im Gebiet der Geschichte haben […]" (München: G. Jaquet 1834).

[90] Mt 17,20 u. Mt 21,21.

nißvolle Glaubenswelt, die ihren Aetherhimmel über die christliche Menschheit ausspannte und alle Gestalten ihres damaligen Lebens beseelte. Das Stufenjahr, es liegt hinter uns, wie die Kindheit: denn, älter geworden, vermögen wir die Idee, welche ihren Erscheinungen inne wohnt, kaum mehr zu fassen. Eine andere Sprache, andere Bilder, andere Ideen, andere Sympathien sind in uns lebendig, ein anderes Feuer erwärmt die Geister, für andere Ziele schwärmt das Volk und ist bereit, ihm jegliches Opfer zu bringen. Wie sonst der Glaube sich die Gemeinschaft mit einer andern Welt eröffnete, so schließt auch das Völkerstreben nach Freiheit die Pforte einer Zukunft auf und beseelt mit seiner Zuversicht und seiner Hoffnung die ungeborne Zeit.

Die Werke des Glaubens sind herrlich; doch die Werke der Freiheit werden, wenn wir meisterlich und mit Ausdauer bauen nach meisterlichem Plane, noch herrlicher werden. Nicht ergrauend, wie unsere Münster, werden sie nach Ablauf von Jahrtausenden noch gesund und frisch dastehen, fortwachsend und sich neu gestaltend, dem Weltgeiste eine Freude, dem Volke ein Heil, dem Vaterlande zum Glück und den Baumeistern zur höchsten Ehre.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [148]-151.

Freiburg im Breisgau.

Aus dem Konglomerat von Gebäuden, welche der Beschauer auf unserm. Bilde erblickt, ragt schlank, zierlich und feingegliedert der berühmte Freiburger Münster hervor, der mächtig unsere Blicke auf sich zieht und unsere Bewunderung fesselt. Wir könnten zwar Manches über die historischen Schicksale der badischen Kreishauptstadt Freiburg, die mit den Schicksalen des Breisgaues überhaupt zusammenfallen, berichten, von der Zeit ihrer Gründung durch Herzog Berthold III. dem Zähringer (1120) an bis herab auf das Jahr 1848, wo (am 23. April) der badische General Hoffmann[91] den Aufständischen die Stadt mit stürmender Hand abnahm; wir könnten über die seit 1456 hier bestehende katholische Universität und über die mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Anstalten Ausführlicheres mittheilen; oder wir könnten auch vor Allem die prächtigen Umgebungen der an der Treisam[92], die sich in munteren Bächlein durch die Gassen nach allen Richtungen ergießt, und am Fuße des Schwarzwalds herrlich gelegenen altehrwürdigen Stadt schildern. Aber wenn historische Schicksale, Universität und was zu ihr gehört und landschaftliche Umgebungen auch dazu beitragen, Freiburg zu einer der interessantesten Städte des Großherzogthums Baden zu machen, so ist doch vor Allem der Münster das eigentliche Kleinod der Stadt, diejenige architektonische Merkwürdigkeit, welcher sie ihren Weltruf verdankt. Bei diesem wollen wir auch hier vorzugsweise verweilen.

Der Münster oder Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg wird von manchen deutschen Domen an großartigen Dimensionen, an imponirender Massenhaftigkeit und an ehrwürdigem Aussehen übertroffen; aber er hat den Vorzug, daß an ihm nichts Ruine, nichts unfertig, daß er bis in die kleinsten Details vollendet ist und durch Feuer und Krieg nicht gelitten hat. Was das zarte Verhältniß aller seiner Theile betrifft, so dürfte er kaum von irgend einer andern Kathedrale übertroffen werden. Dieser harmonische Eindruck im Ganzen ist um so merkwürdiger, da auch dieser gothische Bau keineswegs in Einem Zuge fortgeführt worden, sondern das Werk mehrerer Jahrhunderte ist. Von dem alten Chor, der während der Regierung Konrads des Zähringers[93] (1122–1152) erbaut wurde, sind nur noch die Kreuzvorlagen und einiges Andere, z. B. die kleinen niedrigen Säulen im Schiffe zunächst am Chore übrig. Graf Konrad von Freiburg[94] (1236–1272) setzte den Bau fort und zwar kamen unter seiner Regierung das Langhaus, das noch im Todesjahre des Herzogs seine Vollendung erhielt, und der vordere Thurm zu Stande. Dieser scheint daher der erste seiner Art mit durchbrochenem Helm zu sein; denn sollten auch, meint C. L. Stieglitz[95] in seiner „Geschichte der Baukunst“, die Meister des Doms zu Köln eher auf die Idee gekommen sein, die Helme der Thürme ihres Werkes zu durchbrechen, so hat doch der

---

[91] Der damalige badische Kriegsminister General Friedrich Hoffmann (1795–1879), der Freiburg übrigens erst am 24. April 1848 einnahm.

[92] Recte: Dreisam.

[93] Konrad I. von Zähringen (ca. 1090–1152), seit 1122 Herzog von Zähringen und ab 1127 Rektor von Burgund.

[94] Konrad I. (ca. 1226–1271), seit 1236 Graf von Freiburg.

[95] Aus Christian Ludwig Stieglitz' (1756–1836) „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten. […].“ (Nürnberg: Friedrich Campe 1827), S. 384.



FREIBURG im BADEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Thurm des Freiburger Münsters eher vollendet gestanden, ehe noch zu jenen Thürmen, die ohnehin nie ihre Vollendung erreichten, der Grund gelegt war.

Damals fand, theils aus Ehrgeiz, theils aus religiösem Bedürfniß, unter den Fürsten und städtischen Bevölkerungen ein förmlicher Wetteifer in der Errichtung prächtiger Kirchen Statt; an diesem Wetteifer entzündete und entwickelte sich das Genie der Architekten und die Geschicklichkeit der Maurer, Steinhauer und anderer Werkleute, und so kamen kirchliche Gebäude zu Stande, die allerdings Wunder der Baukunst sind und mit welchen alle unsere modernen öffentlichen Bauten, und zwar schon deshalb, weil die neuere Zeit nur ältere Stylformen in eklektischer Weise nachahmt, keinen Vergleich aushalten. Zu bewundern ist namentlich auch die Zähigkeit, welche unsere Vorfahren dabei bewiesen, indem Generationen auf Generationen nicht müde wurden, Gelder zu dem geliebten Bauwerk beizusteuern, und Generationen und wieder Generationen in's Grab sanken, während an Langhaus, Chor oder Thurm munter fortgebaut wurde. Was die Zeitdauer der Erbauung betrifft, so zählen auch die stattlichsten Bauwerke unserer Zeit nur nach so vielen Jahrzehenden, als die Dome des Mittelalters nach Jahrhunderten. Nur zur Ausführung des reichen Schmuck- und Skulpturwerks brauchte man damals eben so viele Decennien, als heutzutage zum Bau einer ganzen Kirche sammt Thurm Jahre gebraucht werden. Einige dieser Dome sind allerdings mehr oder weniger Ruinen geblieben, weil sie selbst für Jahrhunderte zu großartig angelegt waren und noch vor ihrer Vollendung eine Zeit eintrat, wo der alte Glaube, aus dem jene Dome emporwuchsen, und mit ihm der Opfermuth und der alte Kunstgeist mehr und mehr erloschen.

Aber der Münster zu Freiburg ist, wie schon bemerkt, bis zur kleinsten Zuthat fertig geworden, und zwar durch gemeinsame unermüdliche Betheiligung der genannten Fürsten wie der Freiburger Bürgerschaft. Hatte diese schon bisher den Bau durch viele Beiträge und freiwillige Opfer gefördert, so machte sie von der Mitte des 14. Jahrhunderts an noch viel großartigere Anstrengungen, um das Werk auszubauen und zu jenem Prachtbau umzugestalten, der die Hauptzierde ihrer Stadt und ein Gegenstand der Bewunderung für Alle ist, welche sowohl für architektonische Größe als für architektonische Zartheit und Harmonie Sinn und Verständniß haben. Thurm und Langhaus und Vorderseite standen bereits in aller Pracht da; nur der alte, unter Herzog Konrad erbaute Chor entsprach diesem Glanze nicht. Wohl mochten Kunstverständige aus Straßburg, Köln und andern Orten nach Freiburg gekommen sein, welche die Freude der Bürgerschaft über ihren Münster mit kritischen, wegwerfenden Bemerkungen über die Unansehnlichkeit des alten Chors dämpften. Der Ehrgeiz der Bürgerschaft wurde dadurch geweckt und sie beschloß, einen neuen, des ganzen Baues würdigen Chor zu errichten, zu dem dann auch, nach einer Inschrift am Chore, im Jahre 1354 der erste Stein gelegt wurde. Der Bau rückte jedoch nur langsam fort, und obgleich man sich um das Jahr 1471 wieder zu neuer und erhöhter Thätigkeit empor raffte, so dauerte es doch immer noch eine geraume Zeit, ehe der Chor eingeweiht werden konnte, was endlich im Jahre 1513 geschah. Wenige Namen der ausgezeichneten Baumeister jener Zeit sind auf uns gekommen; den Werkmeister des Chors im Freiburger Münster kennt man jedoch, Dank einer Vertragsurkunde desselben mit dem Rath zu Freiburg, die sich erhalten hat. Es war Hans Niesenberger von Graiz[96]. Trotz dieses späteren, dem Uebrigen trefflich angepaßten An- oder Umbaues macht das Ganze dennoch den Eindruck eines in sich Vollendeten, und mit Recht bemerkt Gustav Schwab: „Plan und Kräfte wirkten bei dem Freiburger Münster mehr als wo im Einklang und schufen ein Werk, das unter die ersten Zierden des deutschen Vaterlandes zu rechnen ist."[97]

Zunächst nehmen, abgesehen von dem zierlich prächtigen Thurm, der untere Theil des Thurmes und das Portal die Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch. In der vordern Thurmmauer befindet sich das äußere säulenreiche Portal, das bis zur Spitze seines Bogens offen ist und in seiner Giebelverdachung eine Vertiefung mit schönen Hochbildern hat. Eine Vorhalle zieht sich von hier nach dem innern Hauptportale, das wie die Vorhalle und die Thür mit dem reichsten Bildwerk geschmückt ist. Ueber

---

[96] Auch Hans von Graz genannt (ca. 1415–1493). Er tat sich vor allem als Baustatiker hervor; so stabilisierte er z. B. im Mailänder Dom die Tragfähigkeit der Vierungspfeiler.

[97] Zitat aus dem von Gustav Schwab (1792–1850) betreuten ersten Band „Wanderungen durch Schwaben" der letztlich zehn „Sektionen" umfassenden Reihe „Das malerische und romantische Deutschland" (Leipzig: Georg Wigand [1837]), S. 186.

dem Haupteingange erhebt sich der Thurm, an dem namentlich der gefällige Uebergang aus dem Viereck in das Achteck und die pyramidale Spitze, deren durchbrochene Steinarbeit sich fast mit feingearbeitetem Filigranwerk vergleichen läßt, bewundert werden. Namentlich beim Durchschimmern des Mondes macht diese zierliche Pyramide einen fast zauberhaften Eindruck. Von der untern Gallerie steigt man auf einer Wendeltreppe von 56 Stufen auf die Plattform, den schönsten Standpunkt auf dem ganzen Thurm, und von hier auf 70 weiteren Stufen zur oberen Gallerie, um die durchbrochene Arbeit in der Nähe in bewundernden Augenschein zu nehmen und der schönen Aussicht zu genießen, obschon Viele derjenigen den Vorzug geben, welche sich von dem nahe bei der Stadt in mäßiger Höhe sich erhebenden Schloßberg eröffnet.



Karl von Rotteck
(siehe hierzu S. 28, Anm. 57 und S. 42, Anm. 101).

Was das Langhaus betrifft, dessen Gewölbe von 12 Pfeilern, 6 zu jeder Seite, gestützt wird, so möge hier nur auf dessen Hauptzierde, die gemalten Fenster, hingewiesen sein, deren älteste bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Das Glas ist durch und durch gefärbt und stückweise zusammengesetzt, und die Umrisse der Figuren sind von innen aufgetragen und eingebrannt. Daher das lebendige Farbenspiel und die unzerstörbare Haltbarkeit dieser Glasmalereien, die, wie Kenner versichern, in dieser Hinsicht von keinen andern in der Welt übertroffen werden. Diese, so wie die Kapellen im Langhause und viele alte Denkmäler verkünden die Meisterschaft der altdeutschen Künstler in jedem Zweige der Kunst.

Das Gewölbe des Chors bildet ein kunstreiches netzförmiges Gewebe, und weist durch die künstlichere Struktur der Wölbungen und durch die phantasiereicheren Ausschmückungen der Fensterbogen auf die spätere Zeit seiner Entstehung hin, wogegen die feierliche Größe der Anordnung und die ernste wohlthätige Harmonie der älteren Kunst vermißt wird. Doch auch so erweckt der Chor Bewunderung, obschon die Glasgemälde, die ihn schmücken und deren ausgezeichnetstes nach einer Zeichnung von Hans Baldung gefertigt ist, trotz der phantasiereicheren Erfindung und der richtigeren Zeichnung nicht ganz dieselbe zauberhafte Wirkung hervorbringen, als die im Langhause; denn das Glas ist hier nicht mehr selbst gefärbt, sondern weiß, und die Farben sind nur auf beiden Flächen eingebrannt, weshalb auch gegen die Wetterseite hin ganze Theile abgefallen sind. Außerdem sind noch mehrere Gemälde von Hans Baldung aus Gemünd in Schwaben, die den Altar zieren, zwei Gemälde von Hans Holbein[98] in der südlichen Kapelle des Chors oder der sogenannten Universitätskapelle, und unter den Denkmälern besonders das Steinbild Bertholds V.[99] († 1228) beachtenswerth.

Wir Neuern errichten keine Dome mehr wie der Freiburger, weil wir nicht mehr dieselbe religiöse Begeisterung, dieselbe Ausdauer und denselben Opfermuth besitzen wie unsere Vorfahren, weil es unsern Baumeistern an der dazu gehörigen genialen Erfindungskraft und Kombination und unsern Werkleuten für gewisse Details die Geschicklichkeit der frühern fehlt. Die Politik, möchte man sagen, sei mehr und mehr unsere Religion geworden, und so wollen wir noch zum Schlüsse eines trefflichen Mannes gedenken, der lange Jahre bis zu seinem Tode (1840) in Freiburg lebte und wirkte und einen andern Dom, den Dom des deutschen Liberalismus, durch Rede und Schrift mitbegründen und ausbauen half. Wir meinen den berühmten Geschichtschreiber und Kammerredner Karl von Rotteck[100], der mit einer unermüdlichen Ausdauer, von der Regierung verfolgt und unter oft sehr ungünstigen Verhältnissen, die

---

98 Siehe hierzu S. 14, Anm. 32.

99 Berthold V. von Zähringen (ca. 1160–1218), seit 1186 Herzog.

100 Siehe hierzu auch S. 28, Anm. 57.

Sache des badischen Konstitutionalismus in der ersten badischen Kammer Jahre lang verfochten hat. Ihm haben seine dankbaren Mitbürger und Gesinnungsgenossen in Freiburg ein Denkmal[101] errichtet, welches später in einem jener nicht seltenen Augenblicke des Wahnsinns, von denen die Reaktion sich zuweilen überraschen läßt, entfernt wurde, jetzt aber wieder aufgerichtet ist.

H. Marggraff.[102]

[101] Nachdem der bayer. König Ludwig I. (siehe hierzu S. 78, Anm. 250) Ludwig Schwanthaler (1802–1848) gezwungen hatte, den Auftrag zur Denkmalsgestaltung abzulehnen, wurde die 1844 genehmigte Büste von Johann Nepomuk Zwerger (1796–1868) ausgeführt und 1847 auf dem heutigen Rathausplatz aufgestellt. Wegen der Revolution von 1848/49 verblieb das Denkmal jedoch hinter dem Bretterverschlag, der zum Aufbau errichtet worden war. In der Nacht vom 22. auf den 23. Juni 1851 wurde es dann auf höhere Anweisung ganz entfernt, nachdem es vorher als Brunnen gedient hatte. Die bis auf den heutigen Tag wechselvolle bis groteske Geschichte dieses Denkmals verdient es, unter Wikipedia nachgelesen zu werden (https://de.wikipedia.org/wiki/Rotteckdenkmal).

[102] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 41f.

DXXVIII. Cetara[103] in der Bai von Salerno bei Neapel.

„Ein Stück aus dem Garten Gottes!“[104] wie es Tasso[105] genannt hat, der in dieser Gegend geboren war. Kein Garten im Styl des *le Notre*[106], der die Athleten des Waldes zu niedrigem Heckendienst zwang und die Schönheit und Freiheit der Formen zerstörte: sondern ein Park, in dem sich auf jedem Schritt der große Meister offenbart, „in dessen Schöpfung die Herrlichkeit ohne Grenze ist und die Mannichfaltigkeit ohne Zahl.“[107]

Cetara (ein kleiner Flecken zwischen Salerno und Amalfi) liegt auf einem Plateau, das von allen Seiten senkrecht abstürzende Felsschluchten umgeben und unzugänglich seyn würde, hätte man nicht vom Meerufer herauf einen Fußsteig gebahnt, der sich zwischen Klippen und an tiefen Abgründen hin aufwärts windet. Es war ein mühsames Werk; auf langen Strecken mußten Treppen, in die Steinwände gemeißelt werden. – Oefters führt der Pfad auf Felsvorsprünge hinaus mit Blicken auf das Meer und die Küste, welche die spielende Hand der Natur in abenteuerlichen Formen ausschnitt. Trotz der Wildheit der Scenerie fehlt es ihr nicht an Anmuth. Oleanderbüsche klammern sich in jede Ritze, Kaktus und Aloe recken ihre hohen Blüthenkronen von den Felsplatten auf, die Ranunkel kleidet selbst im Winter das Gestein in Purpur, und zahllose Kräuter, die unterm rauhen Himmelsstrich unbekannt sind, erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen: wilde Rosen blühen den größern Theil des Jahres hindurch und das Veilchen und die Primel sind Kinder der Monate, welche uns Nordländern nur Eis und Schnee als Gaben reichen.

Hat man die Höhe erstiegen, so wird man überrascht durch Etwas', was man in diesem verborgenen Winkel und nach einem solchen Wege am wenigsten erwartet: die sorgfältigste Bodenkultur erfreut das Auge. Jedes Plätzchen ist benutzt, aus jedem zugänglichen Stückchen Felsboden hat der Mensch durch seine Mühe einen kleinen Garten geschaffen, an jeder Felswand klettern, wie es bei Rüdesheim im Rheingau zu sehen ist, Weinstöcke, und die größern Plätze bedecken Oelbaumpflanzungen, um deren Arme sich Baumreben ranken, die sich in reichen Festons[108] von Stamm zu Stamm verschlingen und ihre Traubenfülle in den Lüften wiegen. Feigenbüsche stehen an den sonnigsten Stellen des Gesteins und ihre saftigen, süßen Früchte sind als die besten der Gegend geachtet. In den schattigen, winterlichen Lagen hingegen sieht man Apfelbäume ihre Kronen ausbreiten, die Pflaume, die Pfirsiche, die Kirsche und die Maulbeere gedeihen, während Citronen- und Orangenhaine mit der goldenen Fruchtlast und den weißblühenden Zweigen den Süden keinen Augenblick vergessen lassen. – Wie jedes Haus seinen Garten besitzt, so hat auch jede Familie ihr Stückchen Feld, wo sie Mais baut. Was aber die Bevölkerung sonst bedarf, das holt sie sich in Neapel und überläßt dafür der Hauptstadt ihren Ueberfluß an Obst und Südfrüchten. Milch geben die Ziegenheerden des Fleckens, welche in den mit Stauden und Gräsern üppig überwachsenen Felsschluchten eine gute Weide finden.

Cetara ist berühmt wegen seiner gesunden Luft, welche der Seewind auch im heißen Sommer kühlt. Dieß, dazu die Eigenthümlichkeit seiner Lage und die Schönheit einer berühmten Aussicht auf das Meer, die Inseln des Neapeler Meerbusens und die Küste Siciliens, wo der Aetna mit seinem weißen Haupte Wache hält – macht es zum Ziele häufiger Ausflüge aus der Gegend und der Touristen, welche die Hauptstadt besuchen.

---

[103] Griech. Κηταρία, Kētaría; lat. Cetaria.

[104] Trotz Quellenhinweis so nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[105] Der Dichter Torquato Tasso (1544–1595).

[106] Des Gartenarchitekten André Le Nôtre (1613–1700).

[107] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[108] Frz., Girlanden.



CETARA
(Bay von Salerno)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45-48.

DXXX. Das Neckarthal mit seinen Ritterburgen bei Neckarsteinach.

Ein schönes Land dieses Neckarthal von Wimpfen bis Heidelberg! – Ueppige Felder und Wiesen grünen in der Tiefe, die Gelände ein ununterbrochener Obst- und Weingarten, auf allen Bergen die prächtigen Walder und am klaren Neckarstrom Städtchen an Städtchen, Dorf an Dorf, mit einem gemüthlichen, braven, gebildeten Volke, von dessen kluger, beharrlicher Thätigkeit nicht nur der sorgfältigste Feldbau, die mit Früchten gesegneten Gärten und Thalwände, sondern auch die vielen Werkstätten Zeugniß ablegen, welche das rührige Leben des Landes erhöhen. Als seine Perle gilt die Thalstrecke von Neckargerach bis Heidelberg, wo, wie im Rheingau, die Romantik des Mittelalters, in zahlreichen Burgtrümmern von den Felswänden und Höhen herniederschaut.

Um das Städtchen Neckarsteinach ist. ein ganzer Kranz von Burgen. – Es war aber ein Dornenkranz, den die „Landschaden von Steinach", um Strom und Thal geflöchten. Denn dieß Geschlecht war das verrufenste unter den Raubgeschlechtern und die That seines Namens.

Das Raubritterthum war im 11. bis 13. Jahrh. nirgends mehr ausgebildet als in Schwaben und die größte Plage seiner Zeit. Ausgehend von jenem Verhältniß des Eroberns, wo die eingedrungenen Fremden Besitz vom Lande genommen und es an ihre Genossen und Diener vertheilten, die nun als freie Schirmvogte oder Patrimonialherren inmitten des ihnen verliehenen Besitzes hausten und ihre Schutzbefohlenen um sich sammelten, hatte im eilften Jahrhundert dieses Verhältniß jene Ausartung erlangt, welche die Schutzbefohlenen zu Knechten und Leibeigenen erniedrigte und den Untergebenen zum Hörigen machte. Der Ackernden sein Fleiß bebaute, durfte ihm und den Seinigen nicht mehr geben, als nothdürftige Nahrung und Unterhalt; was darüber hinaus lag, war dem Herrn, der als alleiniger Grundbesitzer des Distrikts galt, welcher ihm selbst nur verliehen war. Vom Landesherrn folge recht bis zum Hintersassen herab fußte die ganze Feudalverfassung auf die große Bewirthschaftung des Grundgebietes unter dem Begriff, daß der Landesherr der alleinige Grundeigenthümer sey und aller andere Besitz nur als verliehener gelte. So lange nun der Landesherr selbst die Zügel mit starker Hand führte, konnte bei solcher Ordnung das Ganze in ruhiger Häuslichkeit und Unterwerfung eine Art Gedeihen haben; – das Leben konnte zu einem stillen Vegetiren im Sonnenschein heiterer Zeiten gelangen, es blieb dem Einfluß der unruhigen geistigen Triebe und dem Tumulte der Meinung entzogen. Der Bedarf der hörigen Masse war äußerst einfach und genügsam, und ihr Leben keimte und sproßte, aller Nachhülfe und künstlicher Berechnung ganz unbedürftig. Die Menschen der Scholle lebten und starben nach dem rohen Naturgesetze, wie die Bäume im Walde und die Thiers auf dem Felde. Die Generationen kamen, wenn ihre Zeit da war, und sie vergingen wieder, wenn ihr Tag vorüber.

Besseres konnte das Feudal-Verhältniß den Menschen nicht geben: und dieß Beste – wie wenig ist's für den Zweck der Menschheit! – Ist denn der Mensch von Gott dazu geschaffen, daß er als Inventarstück zur Scholle gehöre, die ihn füttert, und das Volk sich auf den Begriff des Knechts zum Herrn reduzire? ist nicht vielmehr die Erde, so gut wie die Luft, der Menschheit zum gemeinschaftlichen Eigenthum angewiesen? ist nicht die lebendige Kraft höher zu achten, als die todte Masse, und ist daher nicht alle Herrschaft ein Unding, die sich allein von dem Boden herleitet? Und hat das Besitzrecht des Volkes nicht überdieß einen viel ältern Ursprung, als die Grundherrlichkeit? war es nicht Jahrtausende früher da, ehe man an die letztere nur gedacht hat? Gemeingut war alles Land in unfern frühesten Zeiten, von dem Jeder so viel zu seinem Eigenthum ziehen durfte, als sein oder der Seinigen Bedürfniß erheischte, als er bebauen konnte mit seiner Handarbeit. Das ist das älteste historische Recht des Grundeigenthums, und das spätere Feudalrecht ist eine Zerstörung dieses Rechts und eine Usurpation der Gewalt, die niemals zu Recht bestehen kann. Nichtig sind daher jene Ansprüche der Dyna-

stien oder der Landesherren auf das Grundeigenthum ganzer Landstriche; nichtig ist die Uebertragung solcher Ansprüche auf die Ritter; nichtig ist die Befestigung solchen Besitzstandes durch Testirung und Majorate; nichtig ist jene abscheuliche Lehre von der pflanzenartigen Natur der Hörigen, und Unrecht ist die Usurpation, die aller Patrimonialherrschaft zum Grunde liegt. Ihr Prinzip ist von der Zeit gänzlich verworfen und lächerlich ist es, an die That dieses Unrechts – an den ritterlichen Gutsbesitz – noch Vorzugsrechte im Staate zu gründen, oder gar sie zur Hauptbasis konstitutioneller Verfassungen zu stempeln. Der freie Erwerb, der auf dem Verdienste ruht, nicht auf der Ueberlieferung, ist ein viel bedeutenderes Element, als jener, und je höher die Kultur fortschreitet, je entschiedener verlangt es die volle Geltung. Dieselbe Kraft, die mit dem Pfluge den Schollen bezwingt, die in der Industrie ihr emsiges Streben über die ganze Erde hin verbreitet, die den Umlauf des Geldes und damit den Pulsschlag der Gesellschaft regelt, waltet auch als ein wahrhafter Bildungstrieb in der Gesellschaft. Wie er dort mit dem Eisen Geleise über die Erde zieht für die Bewegung der Völker, wie er hier über die Ebene des Ozeans die Schiffe gleiten macht und den Karavanen die Wege weist durch die Sandmeere der Wüsten, so soll man ihm auch Recht und Beruf einräumen, die Verfassungsformen mit seinen Linien zu umziehen. Keine andern geben ein zeitgemäßes Verfassungsbild oder können die Zeit befriedigen. Jede weitere Vorenthaltung dieses Rechts verlängert nur einen unnützen Kampf und drängt dazu hin, endlich mit Gewalt jene unnatürlichen Schranken zu zerreißen, welche die von der Zeit geforderte Entwickelung des socialen Lebens so hartnäckig hemmen.

Ich kehre zurück zur Betrachtung der Ruinen, welche diese Abschweifung veranlaßt haben. –

Jene Burgtrümmer am linken Rande unsers Bildes, auf der senkrecht vom Strome aufsteigenden Felsmauer, sind das Stammhaus der Steinache – vom Volke das Schwalbennest geheißen. Von der Stromseite her ist die Burg unzugänglich; aber von der Bergseite, wo die tiefen Gräben längst verschüttet sind, ist sie leicht zu erreichen. Der schon seit 5 Jahrhunderten wüste Bau ist fest wie der Fels und mit demselben ganz verwachsen. Um Raum zu gewinnen, mußte man große Steinmassen wegarbeiten und man begreift nicht, wie es, da die sprengende Gewalt des Pulvers damals noch nicht benutzt werden konnte, nur möglich war. Die Einfassungsmauern sind gut erhalten und zwei runde, oben abgebrochene Thürme steigen hoch in die Lüfte. In dieser schauerlichen Ruine, die schon der große Habsburger[109] auf seinem Vertilgungszuge gegen die adeligen Raubnester zerstörte, hat sich ein alter blödsinniger Mann eine ärmliche Wohnung eingebaut; er findet in den Geschenken der Reisenden und in der Mildthätigkeit der Anwohner des Thals die Mittel seines Unterhalts. Die Burg erscheint zuerst in den Urkunden des 11. Jahrhunderts und das Rittergeschlecht der Steinache, welche später den Schimpfnamen „die Landschaden" ihrem Familiennamen beisetzten, zählte sich schon damals zu den mächtigen in Schwaben. – Von dem Schwalbenneste führt ein Fußsteig zu der die Mitte des Bildes einnehmenden Hinterburg mit köstlicher Aussicht ins Neckarthal sowohl, als in den wilden Felsgrund der Steinach, die am Fuße des Burgbergs mündet. Dieses Raub schloß überdauerte die Katastrophe, welche Schadeck[110] zertrümmerte; es ging erst im Bauernkrieg in Flammen auf. – Das dritte noch wohnbare Schloß, auf der Höhe weiter rechts, ist die Mittelburg. Es ist geräumiger, als jene zwei, und diente für die Fürstbischöfe von Speier bis in's vorige Jahrhundert als Jagdschloß. – Von da führt ein anmuthiger Weg durch Obstgelände und Gärten zur vierten und letzten der Landschadenburgen, deren hoher viereckiger Thurm nahe am rechten Rande des Bildes emporsteigt. Am Burgthore steht die Jahrzahl 1568, als Zeit der letzten Erneuerung. Die Burg ist aber wohl um 400 Jahre älter und der größte Theil der Gebäude war schon im 14. Jahrh. dachlos und öde. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze und kleine Häuslerwohnungen, aus Baumgruppen hervorguckend, knüpfen das frische Leben anmuthig an das erstorbene. In der Kirche des Städtchens sind viele Grabmäler des erloschenen Geschlechts zu sehen und mehre auch als Kunstwerke von Werth. Doch fast keins ist unbeschädigt, denn wie überall, so verfolgte

[109] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

[110] Die Hinterburg, auch Alt-Schadeck genannt.

auch hier die Rachewuth der Bauern, nachdem sie sich an den Lebenden ausgelassen, die verhaßten Geschlechter ihrer Quäler bis in die Todtengruft. In Neckarsteinach rissen sie die Särge auf, schoben Kegel mit den Schädeln der Gerippe, schlugen den steinernen Recken die Häupter ab, als sollten sie die Sühne jener Schuld mit tragen, welche auf den langvergangenen Geschlechtem ruhte. Es war damals, wie es jederzeit ist, wenn des Volks rauhe Hand das Schwert der Vergeltung ergreift und selbst über die Gräuel vielhundertjähriger Tyrannei und Unbill richtet. Wenn im Circus alle Behälter der Bestien aufgeriegelt sind und die wüthenden, boshaften, verwegenen, frevelnden Naturtriebe, von der Kette losgelassen, würgen, – da werden die Geschlechter solidarisch haftbar in allen Gliedern für die Frevel der Vergangenheit, – dann bluten – und träfe es die Edelsten und Unschuldigsten! – die Lebenden für alle Vorfahren, und mit den Gebeinen treibt der bittere Hohn sein frevelnd Spiel. – „Bewahre uns Gott, daß wir nicht selbst noch Gleiches erleben; denn wie weit ist's in unserm Deutschland von der Gegenwart bis zum Kampfe Aller gegen Alle? wer wagt's, auf diese Frage eine beruhigende Antwort zu geben? Sind nicht öffentlicher Bankrott und allgemeiner Untergang in Handel und Gewerbe schon vor der Thür, und wer bürgt dafür, daß nicht allgemeine Plünderung nachfolge und diese den langen Zug der Furien beginne?“ – So ruft die Angst aus Millionen Herzen; – ich aber sage: „auch aus schwärzester Tiefe strahlt das Licht der höheren Weltenführung, und Er, der jetzt zu Recht sitzt und gerecht über Alle richtet, wird auch zum Ordnen verhelfen. Thue nur ein Jeder dazu das Seinige und Jeder thue es gewissenhaft nach seinen besten Kräften!“[111] –

[111] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.


DAS NECKARTHAL MIT NECKAR.STEINACH
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 49-54.

DXXXI. Hohenstaufen.

Das „Mene Thekel Phares,“[112] in den französischen Blutstrom der Schreckenszeit[113] geschrieben, warnt jedes Volk, das in einer Revolution begriffen ist und sich neu gestaltet. Es mahnt zur Besonnenheit inmitten des Streits, zum Maaßhalten nach dem Siege. Wenn ein Volk, trunken vom Erfolge, sich nicht zu bezähmen weiß, wenn es niederreißt die Grenzpfähle der Nemesis[114] und zu Boden wirft die ethischen Schranken des Rechts und der Billigkeit; wenn es ohne Haltung, seines Zwecks vergessen, die Tyrannei der Vielheit an die Stelle der Tyrannei des Einzelnen setzt: so müssen für ein solches Volk jene mahnenden Flammenzüge zu Gottes Richterspruch werden und es wird die Sentenz an ihm zur unerbittlichen Vollziehung gelangen. Das Weltgesetz „alles Maaßlose drängt zum eigenen Mord“[115] ist so ewig wie Gott selber.

Das soll auch in Deutschland nicht vergessen werden. Nachdem die Nation. ihre Schmach, die sie viel zu lange ertrug, abgeschüttelt hat, nachdem sie offenbart hat das Geheimniß der Unmacht ihrer Fürsten und eingestürzt hat den alten Bau der Willkür und des Unrechts, muß sie den Staat neu bauen zu einer Wohnung des allgemeinen Glücks durch Gerechtigkeit und Freiheit. Leidenschaftlichkeit hat nichts dabei zu schaffen. Ruhigen und festen Thuns sollen die berufenen Bauleute das große Werk aufführen, welches den Meister lobe. Jeder aber ist als Arbeiter berufen, der mitwirken kann. Die Vokation kommt von Oben; nicht durch; Brief und Siegel. Wer Tüchtiges kann, der thu's. Nicht blos in Frankfurt wird getagt für das große Tagwerk. Getagt soll werden aller Orten, wo gesinnungstreue, verständige Männer sind, die es redlich meinen mit dem Volke. Jetzt, wo die Nation aufgefordert ist, die Männer ihres Vertrauens zur konstituirenden Versammlung[116] zu erkiesen, ist es unerläßlich, daß das Wort der ächten Volksfreunde überall laut werde, daß es in alle Schichten der Gesellschaft dringe, die Geister erleuchte, die Herzen erwärme und belehrend an den Kreuzwegen stehe, um vor Verirrungen zu wahren und vor falschen Wegweisern zu warnen.

„Ein Kaiser und Ein Reich!“ so riefen vor dreißig Jahren die Männer, welche für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben einsetzten, so riefen die Dichter und die Jünglinge; so klang aus den Liedern Körners[117], Schenkendorfs[118], Arndts[119] und anderer geharnischten Sänger[120]. Derselbe Ruf erscholl von

---

[112] Hebr. מְנֵא מְנֵא תְּקֵל וּפַרְסִין; „So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin, Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben“ (Dan 5,25-28).

[113] Die Periode der Terrorherrschaft (frz. La Terreur, „Der Schrecken“) von Anfang Juni 1793 bis Ende Juli 1794 während der Französischen Revolution.

[114] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]“), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[115] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[116] Das Vorparlament, eine Versammlung von 574 Männern, die die Wahl der Frankfurter Nationalversammlung vorbereiten sollte. Das Vorparlament tagte vom 31. März bis zum 4. April 1848 in der Frankfurter Paulskirche, in der ab dem 18. Mai auch die Nationalversammlung zusammenkam.

[117] Der Dichter der Befreiungskriege Theodor Körner (1791–1813; gefallen).

[118] Max von Schenkendorf (1783–1817), ebenfalls ein eng mit der Dichtung der Befreiungskrieg verbundener Name.

[119] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Der nach einer Photographie von Carl Barth (1787–1853) geschaffene Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[120] Z. B. in den „Geharnischten Sonetten“ eines Friedrich Rückert (1788–1866).

den Höhen der Wartburg[121], als der schöne edle Traum der Burschenschaft in dem Geist der Jugend schwärmte, und derselbe Ruf klopfte mahnend an die Thüre des Wiener Fürstencongresses[122]. Man dachte sich damals, ein Kaiser müsse auf's Neue an die Spitze des Reichs treten und die Würde erblich seyn, so lange das Geschlecht bestehe; man dachte die Herzoge des Reichs, die Fürsten und Standesherren um ihn versammelt zu einer Pairskammer; die Nation aber in einer zweiten Kammer als Reichsparlament mit der Initiative der Gesetzgebung. Diese Verfassung hielt man damals fast einstimmig für die einzige, welche lange Zeit dauern könne und für diejenige, welche dem deutschen Charakter und der deutschen Sinnesart paßlich sey.



Ernst Moritz Arndt
(siehe hierzu S. 49, Anm. 119).

Der Wiener Congreß jedoch konnte sich zu einem so großen architektonischen Plane nie erheben und der Schmutz der fürstlichen Partikularinteressen, welcher die Versammlung dominirte, konnte nichts Besseres gebähren, als die schlechte Bundesakte[123] und den schlechten Bundestag[124]: – die Quelle unserer Unterdrückung und unserer tiefsten Erniedrigung seit 30 langen Jahren. Die Vorsehung hatte ein Anderes beschlossen. Nicht aus den verdorrten Baumkronen, nicht von Oben herab sollte ein mattes Scheinleben sich gestalten; auf anderem Wege, aus dem frischen Leben von unten herauf sollte die Idee grünen und in die Höhe treiben, und, wenn die Stunde der Reife gekommen wäre, sich offenbaren und zur That gestalten. Ein Kaiser und Ein Reich ist nun von Neuem ein Losungswort geworden; es hallt weithin durch's Land, und dieser Ruf, der ehedem Verbrecher machte, welche Jahre lang im Kerker büßen mußten für die unerhörte Frechheit, dem deutschen Bund die deutschen Farben[125], dem deutschen Fürstenverein einen gekrönten Präsidenten, oder den acht und dreißig Köpfen eine gemeinsame Krone aufdringen zu wollen, findet jetzt an den Stühlen der Bundesfürsten selbst das lauteste Echo. So ändern sich Zeiten und Menschen! Dreißig Jahre des schmählichsten Drucks, ein dreißigjähriger Krieg des Geistes der Freiheit gegen die nächtlichen, das Schlachtfeld unterminirenden Angriffe der Herrschsucht und des Knechtsinns, dieser gefährlichsten Koalition gegen Glück und Ehre der Völker, und so viel edle, nutzlos verbrauchte Tätigkeit – waren nicht vermögend, den Ruf: „Ein Kaiser und Ein Reich!" zur Anerkennung zu bringen; und jetzt reichen 14 kurze Tage hin, um ihn, dem gewaltigen Rufe nach Republik gegenüber, als Ruf der Loyalität zu bezeichnen, ja ihn zum Rettungsanker zu machen, welchen das lecke Fahrzeug der Familienherrschaft in Deutschland halten soll in dem Sturme, der es umtobt und mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Vor einem solchen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks ist es gut, einmal dessen Kaisergestalten vergangener Zeiten zu mustern und nach Idealen zu suchen, die auf jeden Fall die große

---

[121] Das berühmt-berüchtigte Wartburgfest am 18. Oktober 1817, anläßlich des 4. Jahrestags der Leipziger Völkerschlacht von 1813, der stets am 18. Oktober begangen wurde, und zum 300-jährigen Gedenken an das Jahr 1517, in dem Martin Luther (1483–1546) am 31. Oktober angeblich seine 95 Thesen an die Türe der Wittenberger Schloßkirche angeschlagen hatte.

[122] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes (siehe hierzu S. 82, Anm. 260) in den Koalitionskriegen.

[123] Die Bundesakte des damit begründeten und bis 1866 bestehenden „Deutschen Bundes" war am 8. Juni 1815 während des Wiener Kongresses verabschiedet und schließlich am 10. Juni 1815 von den Bevollmächtigten von 38 Staaten unterzeichnet worden.

[124] Siehe hierzu S. 29, Anm. 64.

[125] Schwarz-Rot-Gold.

Gegenwart noch mehr bedarf, als jede frühere deutsche Zeit. Finden wir aber diese Ideale? Wo sind denn die großen Männer strengen Sinns, jene eisernen Naturen, in Widerwärtigkeit stahlhart ausgehärtet, daß sie mit der Sense des Schwerts und mit der Schneide des Worts das dürre Heu wegmähen, damit das junge Leben Raum gewinne? In welchem Geschlechte stehen denn wahre Helden, Riesen an Muth und Willenskraft und Körperstärke, die die deutsche Krone trugen über Alle und von denen deutsches Volk singt und sagt bis an der Zeiten Ende? – Einen Einzigen trägt als solchen das Volk im Munde. Der Rothbart[126] war's, von dem die Sage umgeht, er werde, wenn der Freiheit rechte Stunde geschlagen, herabsteigen von seinem Kyffhäuser und Deutschland groß machen über alle Reiche der Erde. Das war ein Hohenstaufen. In dem Geschlecht der Hohenstaufen allein hat die Idee deutscher Reichseinheit, kaiserlicher Machtfülle und imposanter Stellung gegen Außen, den Hauptbedingungen der Größe des Vaterlandes, seine Erscheinung gefunden. Es war aber nur eine persönliche Erscheinung: die Idee hat die Sage dazu gethan.

Als die Hohenstaufen den deutschen Reichsapfel erfaßten, litt das Reich an schweren Gebrechen. Die Reichseinheit war untergraben, am Stamm des Nationlebensbaums nagte damals schon das Gewürm, unter dessen rastlosen Treiben im Völkerwalde Europa's kein einziger Baum zu reiner und voller Blüthe gelangen konnte: Fürstenaristokratie und Pfaffenherrschsucht zehrten an ihrem Marke. Die Herzöge, Fürsten und Grafen des Reichs hatten die Schranken des Beamtenthums, innerhalb welcher noch die Ottonen und die ersten Kaiser aus dem salischen Hause sie fest zu halten gewußt, schon unter Heinrich V.[127] niedergerissen. Denn nach dem ihnen dieser Kaiser die Erblichkeit ihrer Aemter und Würden zugestanden hatte, war die Theilung der öffentlichen Gewalt nur ein zweiter Schritt; mit dem dritten erhob man die Getrenntheit der Macht zum Prinzip. Der eifrigste Beförderer dieser Zersplitterung war das Papstthum, oder, wie Priestereitelkeit und pfäffische Anmaßung sich noch heute mit Gewicht ausdrücken – die Kirche. In früheren Zeiten hatten Klerus und Kaiser gemeinschaftlich gegen die Machtentwickelung der weltlichen Großen angekämpft. Beiden zum Heil, so lange der Kaiser das Scepter über den Krummstab schwang, so lange es in seiner Machtvollkommenheit stand, Männer seiner Wahl auf die höchsten und wichtigsten Kirchensitze zu führen. Gregors VII.[128] Sieg über Heinrich IV.[129] warf das Scepter unter des Papstes Pantoffel: mit der Aufhebung der Investitur, d. i. der Belehnung der Geistlichen durch den Kaiser mit Ring und Stab (das wichtige Symbol der Lehnsabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Macht!) war das Band, welches bisher den Klerus in der Unterthanenschaft des Staats festgehalten hatte, zerrissen: aus dem starken Bundesgenossen im Kampfe gegen die Unabhängigkeitsgelüste der Fürsten war der gefährlichste Feind der Reichseinheit hervorgegangen: die Priesterschaft im Dienste der Hierarchie. So hatten sich die deutschen Fürsten und der römische Papst in die Hände gearbeitet, jene, um im Reichsschiff nach Belieben zu walten, dieser, um das Wrack nach seinen Plänen zu lenken. Nicht zu verkennen ist, daß noch ein Drittes mächtig beitrug, des Papstes Krone zu einer dreifachen zu machen: der Geist der damaligen Zeit. Es war eine neue Weltanschauung im christlichen Europa zur Herrschaft gelangt: „das Innerliche hatte über das Aeußerliche, das Spirituelle über das Sinnliche, das mystisch-religiöse Gemüth hatte über den klaren Verstand"[130] den Sieg davon getragen. Religion, Kirche und Leben waren damals so in Eins zusammen geschmolzen, daß keine menschliche Thätigkeit ohne dieses Motiv groß und erhaben genannt werden durfte: denn wie die Wissenschaft nur darum in Ehren stand, weil sie die Lehren der Kirche auch durch die Vernunft als unzwei-

---

[126] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[127] Heinrich V. (1081 o. 1086–1125), seit 1098 Mitkönig seines Vaters, Kaiser Heinrichs IV. (s. o.), seit 1106 römisch-deutscher König und ab 1111 römisch-deutscher Kaiser.

[128] Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst.

[129] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation; er mußte 1077 auch den berühmten „Gang nach Canossa", um von Papst Gregor VII. (s. o.) den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

[130] Zitat aus dem „Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Siebenter Band" (Altona: J. F. Hammerich ^{2}1847), S. 171.

felhaft wahr und göttlich zu begründen suchte, so fand die Waffenführung ihr höchstes Ziel im Kampf für die Kirche: das Ritterthum begann seine schwärmerisch-religiösen Heldenthaten, und bewährte sich am glänzendsten und großartigsten in den Kreuzzügen, welche Millionen Krieger in den Dienst der Kirche und den Papst auf seine höchste Höhe stellten; er war fortan das unbestrittene Oberhaupt jener großen, von den mächtigsten Fürsten und Staaten in Bewegung gesetzten Eroberungs-Wallfahrten.

Papst, Klerus und Reichsfürsten – sie standen dem Kaiserthum und der Reichseinheit feindlich gegenüber; und das Volk? – Verlangst du Antwort auf diese Frage? – Die Feder sträubt sich, sie nieder zuschreiben: „Schon damals“, heißt sie, „war es so weit gekommen, daß von einem eigentlichen freien deutschen Volke keine Rede mehr seyn konnte.“[131] –

Und wer trug die Schuld? Der Erbfeind des alten germanischen Gemeinwesens (dessen Grundmauern vollkommene persönliche Freiheit und unmittelbarer Güterbesitz gewesen), das Erbübel war’s, welches noch diesen Tag an der großen Mehrzahl unsers Volkes nagt, jene eigentlichste Erbsünde, die auf den socialen und politischen Verhältnissen der meisten europäischen Nationen lastet: das Lehenswesen! – Abhängigkeit und Aftereigenthum – beide herbeigeführt durch die vereinten Bestrebungen des Klerus und der Fürstenaristokratie und bis zum menschenentwürdigenden Extrem durchgesetzt durch den unwiderstehlichen Einfluß jenes auf alle Verhältnisse der Familie und die trotzige Gewalt dieser über alle Verhältnisse des Staats – ich sage: Abhängigkeit und Aftereigenthum entfremdeten die Masse des Volks dem nationalen Gemeinleben, vernichteten die tiefgewurzelte Ehrfurcht vor der Reichskrone und zerbrachen die mächtigste Stütze des deutschen Kaiserthrons. Und so sind wir an der Hand der Geschichte zu der traurigen Wahrheit hingeführt worden, daß die Selbstsucht und die Herrschgier der Pfaffen und Fürsten jene Zustände des deutschen Reichs verschuldet haben, welche es sieben Jahrhunderte lang zum Spielball innerer Privatinteressen und äußerer Eroberungspläne erniedrigten, welche es möglich machten, daß Saft und Kraft der edelsten Nation der Erde während dieser langen Zeit von einer Anzahl Familien ausgebeutet werden konnten, und welche endlich ihren schmählichen Triumph darin fanden, daß der verfaulte Körper des Kaiserreichs den Fußtritten der schwächern Nachbarn wehrlos bloß gestellt und daß er der Gegenstand des Hohngelächters von ganz Europa wurde.

Ehe jedoch die Hohenstaufen den Kaiserthron bestiegen, hatten sich aus diesem Chaos drei Elemente ausgeschieden, welche, klug und energisch benutzt, dem Schicksal der deutschen Nation eine andere, eine glücklichere Wendung gegeben haben würden. Aus dem Stande der alten Gemeinfreien hatten sich zwei Stande vor gänzlicher Abhängigkeit gerettet: die Ritterschaft und das Bürgerthum: jene aus denjenigen Gemeinfreien entstanden, welche dem Kriegsdienst zu Roß pflichtig waren; diese aus denjenigen Gemeinfreien hervorgegangen, welche, zu schwach, um einzeln ihre Freiheit zu behaupten, sich in größeren Gemeinden zusammen thaten, und durch Bildung, Gewerbfleiß und Handel bald zu Ansehen gelangten. Das dritte Element stieg aus dem Schooße der Geistlichkeit empor: die freie Thätigkeit, welche man der menschlichen Vernunft gestattet hatte, um die Üebereinstimmung ihrer Forschungen und Resultate mit den Aussprüchen der Kirche darzuthun, hatte diese enggezogenen Grenzen überschritten und es war aus dem Vertheidiger ein Angreifer geworden. Bis dahin felsenfest auf der öffentlichen Meinung ruhend, sah die mittelalterliche Kirchenlehre und mit ihr die Macht der Hierarchie sich plötzlich Grundsätzen gegenüber, welche nicht blos von Einzelnen, sondern von Massen vertreten wurden und mit dem Glauben an die Untrüglichkeit der Kirche Ansehen und Macht der Priesterschaft erschütterten. Abailard[132], Arnold von Brescia[133], die Waldenser[134] erhoben sich als Kämpfer des freien Geistes: „die öffentliche Meinung, die Hauptstütze des Papstthums, begann zu wanken.“[135]

Und diese Ritterschaft, dieß Bürgerthum, diese reformatorischen Bestrebungen bildeten die Trias, welche naturgemäß zum Kaiser hielt: die Ritter brauchten des Kaisers Schutz, um von

[131] Rotteck/Welcker, Staats-Lexikon, wie S. 51, Anm. 130, S. 173.

[132] Der frz. Geistliche Petrus Abaelardus (frz. Pierre Abélard; 1079–1142).

[133] Der Prediger Arnold von Brescia (ital. Arnaldo da Brescia; ca. 1090–1155; hingerichtet).

[134] Eine vor allem in Italien verbreitete prot. Kirche, deren Ursprünge bis ins 12. Jhd. zurückreichen.

[135] Rotteck/Welcker, Staats-Lexikon, wie S. 51, Anm. 130, S. 172.

ihren weltlichen und geistlichen Lehensherren nicht zu bloßen rechtlosen Waffenknechten herabgedrückt zu werden; die Bürger, um für ihre demokratische Entwicklung einen starken Schild gegen die Fürstenaristokratie zu gewinnen; die reformatorischen Streiter, um ihr aufgehendes Licht hinter dem Schirm des Kaisers gegen die Gewaltmaßregeln der Hierarchie gewahrt zu wissen. Wir wollen nun sehen, wie die Hohenstaufen, schon Kaiser, diese Elemente der Macht, diese starken Waffen zum Kampf gehandhabt haben. –

Der Stammvater des Geschlechts, Friedrich von Büren[136], war ein einfacher Rittersmann, der um 1056 die Burg erkaufte. Eine sonderbare Fügung hob seinen Sohn Friedrich[137] zur höchsten Würde, die der Kaiser zu verleihen hatte: Friedrich von Staufen wurde der Schwiegersohn des Kaisers Heinrich IV. und erhielt Schwaben, das Herzogthum, zu Lehen. Schon die Söhne desselben, Friedrich[138] und Konrad[139], traten, nach Heinrichs V. Tod, als Thronbewerber auf. Sie erfüllten die Regierungszeit Lothars[140] mit Bürgerkriegen. Dasselbe that Heinrich der Stolze[141] von Bayern und Sachsen, als statt seiner Konrad III., als erster Hohenstaufe, den Kaiserthron bestieg. Mit dieser Feindschaft entspann sich jener Kampf zwischen Hohenstaufen (Ghibellinen) und Welfen (Guelfen[142]), welcher Deutschland und Italien in eine lange Reihe blutiger Bürgerkriege verwickelte. Konrad würde, wäre er nicht der Erste des Hohenftaufenschen Hauses, ohne Auszeichnung in der Geschichte stehen. Er war ein schwacher Fürst und Deutschland verlor unter ihm nach Innen und Außen. Seine vortrefflichste That war die, daß er, an sich selbst erkennend, was dem Reiche noth thue, die Nachfolge auf dem Throne seinem eigenen Sohn entzog und seinem Neffen Friedrich von Schwaben zuwandte. Er, der Barbarossa (Rothbart), wie ihn die Italiener nannten, war die eigentliche Heldengestalt des Geschlechts. Während Friedrichs vierzigjähriger Regierung stand Deutschland wieder als die erste und gewaltigste Macht Europa's da, unter deren Oberherrschaft die slavischen Reiche, die Wenden, Böhmen, Polen, die Ungarn, die Burgunder und Italiener und selbst die Dänen sich fügten. Friedrichs große Persönlichkeit that's allein, nicht seine Politik. Seine vielen Kriege in Italien erregten vielmehr die Unzufriedenheit Deutschlands und zwangen ihn, die Fürsten durch Machtvergrößerung für sich zu gewinnen, während er gegen seine Hauptfeinde, den Papst und die italienischen Städte, nie zu vollständigem Sieg gelangte. An die Heranbildung einer den Großen und dem Klerus überlegenen Macht in einem dem Kaiser und Reich unmittelbar untergebenen Volke hat Barbarossa nie gedacht. Das schlimmste Geschenk warf dem Reiche 1186 die Verheirathung seines Sohnes Heinrich[143] mit Konstanze von Neapel zu, denn Unteritalien hat Deutschland Gut und Blut in Menge gekostet und das Hohenstaufengeschlecht selbst zum Untergang geführt. Schon dieser Heinrich VI. verbrachte den größten Theil seiner Regierungszeit im Kampfe um dieses Königreich. Noch weiter von dem rechten Wege, auf welchem Deutschlands Glück lag, kam Heinrichs VI. Bruder, Philipp von Schwaben[144], ab. Erst in

[136] Friedrich von Büren (ca. 1020–ca. 1053).

[137] Friedrich I. (ca. 1050–1105), seit 1079 Herzog von Schwaben.

[138] Friedrich II., der Einäugige (1090–1147), seit 1105 Herzog von Schwaben.

[139] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. und ab 1138 römisch-deutscher König.

[140] Lothar III. (auch Lothar von Süpplingenburg o. Lothar von Supplinburg; 1075–1137), seit 1106 Herzog von Sachsen sowie ab 1125 König und seit 1133 römisch-deutscher Kaiser.

[141] Heinrich der Stolze (1102 o. 1108–1139), von 1126 bis 1138 als Heinrich X. Herzog von Bayern und ab 1137 als Heinrich II. Herzog von Sachsen.

[142] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[143] Heinrich VI. (1165–1197), seit 1169 römisch-deutscher König und ab 1191 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, ab 1194 war er zugleich König von Sizilien. Er hatte 1186 Konstanze von Sizilien (ital. Costanza d'Altavilla; 1154–1198), die Tochter von Roger II. (frz. Roger II de Sicile; ital. Ruggero II di Sicilia; 1095–1154), damals normannischer König von Sizilien, geehelicht.

[144] Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

Heinrichs VI. Sohn sehen wir wieder einen großen Kaiser als Friedrich II.[145] Er gehörte zu den genialsten Männern seines Jahrhunderts. Wissenschaft und Kunst waren heimisch an seinem Hofe, er war Meister mit der Leier wie mit dem Schwerte; an politischem Scharfblick und energischer Thatkraft war er seines Großvaters Ebenbild. Aber auch er irrte: in seinem Herzen lebte das schöne Italien, das Land, wo er geboren und erzogen worden war, und so konnte auch ihn weder die feinere Bildung noch die freiere Weltanschauung von der für Deutschlands Interesse falschen Politik seines Hauses ab und auf den rechten Weg hinführen. Zu spät für Deutschland und sein Haus erkannte Friedrich, „daß er den selbstsüchtigen Tendenzen der geistlichen und weltlichen Fürsten ein anderes Element entgegensetzen müsse“[146] – er wurde ein Freund des Bürgerthums; – aber eben zu spät! Das Unglück brach über ihn, über Deutschland und über Haus so plötzlich herein, daß er, nach wenigen Jahren voll der bittersten Erfahrungen, des tiefsten Wehes in Familie und Staat, mit gebrochener Seele starb.

Nachdem Friedrich, der größte Hohenstaufe, begraben war, ließ der Untergang des Geschlechts nicht lange auf sich warten. Konradin[147] eilte über die Alpen, um Neapel dem französischen Usurpator zu entreißen, verlor die Entscheidungsschlacht und legte sein blühend schönes Jünglingshaupt auf den Block[148]. Er war der letzte Hohenstaufe. Der alte germanische Zug nach Italien hatte die Kraft auch dieses Geschlechts gebrochen, und geblieben ist jener Zug die Quelle des Verderbens für deutsches Volk und deutsche Herrlichkeit bis auf den heutigen Tag.

Der Berg, auf dem die Burg Hohenstaufen stand, liegt im würtembergischen Amte Göppingen, im Donaukreise. An seinem Fuße bewahrt ein Marktflecken noch den Namen des Kaisergeschlechts. Zerstört wurde die Burg 1525 im Bauernkriege. Sie wurde niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Das einzige Merkzeichen vergangener Größe ist am Fuße des Schloßbergs zu suchen. Dort liegt eine kleine Kirche, durch deren niedere Pforte Friedrich Barbarossa täglich zur Messe schritt. Sie trägt die Inschrift: *Hic transibat Caesar*[149].

Aber was ist nun durch diese Betrachtung der hervorragendsten Gestalten im langen Kaiserzuge für den loyalen Ruf: „Ein Kaiser und Ein Reich!“ gewonnen? – wenig! Die Nation dagegen fragt, und sie fragt mit Recht: [„]Wenn das am grünen Holze geschah, was haben wir am dürren zu erwarten?“ –

145 Friedrich II. (1194–1250), seit 1198 König von Sizilien, ab 1212 römisch-deutscher König und von 1220 Kaiser des Heiligen Römisches Reiches Deutscher Nation.

146 Rotteck/Welcker, Staats-Lexikon, wie S. 51, Anm. 130, S. 182.

147 Konradin (1252–1268; hingerichtet) als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III. seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

148 Am 29. Oktober 1268 auf der Piazza del Mercato in Neapel.

149 Lat.: „Hier ging der Kaiser hindurch“; Inschrift in der St. Jakobskirche zu Hohenstaufen.



HOHENSTAUFEN

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 55-61.

DXXXII. Luzern.

Luzern, das finstere Jesuitennest[150], und Luzern, wo der erste Funke hinfiel, dessen Brunst weit über den Gesichtskreis der Alpen hinaus leuchtete, die schlafenden Völker weckte und ihnen zeigte, daß das Maaß gefüllt war bis zum Rande und die erzürnte Nemesis ihr Werk beginne. In Luzern ward der Damm zuerst durchbrochen. Der erste Freischaarenzug[151] zur Vertreibung der Jesuiten war die erste blutige That, in welcher unsere Hoffnungsgedanken sich versammelten. Mit diesem Zuge, dessen Motive Jeder billigte, der die Freiheit liebt, wenn auch das Ereigniß selbst vielen Hader in der Meinung entzündete, erwachte im deutschen Volke das Gefühl von der Nähe der ewigen Gerechtigkeit zur Aenderung unerträglich gewordener Zustände. Er warf Helles Schlaglicht auf die schmachvollen Verhältnisse im Vaterlande; er spornte die allgemeine Theilnahme an der Sache der Freiheit und den Haß gegen die Werkzeuge, die zur Unterdrückung jener dienten. Ernst war über die öffentliche Meinung gekommen, und von der Diskussion materieller Interessen sprang sie über zur Erörterung der geistigen. Durch das Blut, welches vor Luzern um der Jesuiten willen floß, war ein fruchtbares Ferment in alle Gemüther gefahren. Das machiavellistische System[152], welches die Völker Europa's umspannt hielt, es hatte seinen Schleier abgezogen; es trat in seiner ganzen Scheusalsgestalt vor das erzürnte Auge. Ja vielen tausend Köpfen kam damals die Ueberzeugung auf, daß uns keine Gewaltthat zu groß, kein Opfer zu theuer seyn müsse, um jenes schmähliche Netz zu zerreißen, über welches der nicht, mehr! verhaltene Volksgrimm sich täglich entschiedener und strenger äußerte. Und so ist jener erste Luzerner Fehdetag auch für uns Deutsche eine folgenschwere Stunde geworden, die Wehestunde für die Geburt einer verhängmßvollen Zukunft: – einer Zukunft voller Glück oder Unglück, je nachdem die guten oder bösen Sterne überwiegen.

Daß unser Glück noch in Frage steht und daß noch der Zweifel eine Zuflucht findet – das eben ist der Jammer in dieser großen Zeit! Viel, ungeheuer Viel hat das deutsche Volk gewönnen und errungen in diesen wenigen Wochen: aber – wir dürfen es uns nicht verhehlen – es hätte wohl noch mehr gewonnen werden können, und gesichert ist von all dem Errungenen noch äußerst wenig. Wir wollen uns nicht täuschen. Die guten Geister sind zwar herauf beschworen, aber auch die bösen sind mit heraufgestiegen und Jene, die das Schlimme verschuldet haben von vorn herein, – sie – wir sehen's ja! – sie zittern vor den guten und liebäugeln mit den bösen! – Ja, spreche ich's nur aus: sie tragen neue Täuschung in der falschen Brust. Ablehnend in der Mehrzahl, was die Zeit begehrt, ausweichend Dem, was das Volk als sein gutes Recht beansprucht, jedes Zugeständniß als ein erzwungenes und darum nicht zu Recht bestehendes betrachtend, oder es fälschend mit Advokatenkünsten und ihm mit diplomatischer Kniffigkeit Hinterthürchen anhängend, ohne Wahrheit und ohne Ehrlichkeit im Herzen, das Unveränderliche ihrer Natur erkennen lassend und zur Ueberzeugung nöthigend, daß ein Abkommen mit ihnen nicht mehr möglich sey: – werden sie nicht eher ruhen, als bis sie ein zweites, furchtbareres Gericht über die Fürsten, über sich selbst und über Deutschland herbeigeführt haben. Die Reaktion,

[150] 1574 war es auf Initiative des Kardinals Karl Borromäus (ital. Carlo Borromeo; 1538–1584) und des Schultheißen Ludwig Pfyffer (1524–1594) in Luzern zu einer ersten Ordensniederlassung gekommen, aus der 1577 ein Kollegium (Gymnasium) entstand.

[151] Der 1. Freischarenzug war am 8. Dezember 1844 erfolglos gegen Luzern geführt worden, obgleich die Jesuiten erst 1845 auf Betreiben der Luzerner Obrigkeit in die Stadt zurückkehrten; der 2. Freischarenzug scheiterte in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1845 ebenfalls.

[152] Eine Regierung nach den Vorgaben des Machttheoretikers Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469–1527).

eingedenk des Spruchs: „Theile und herrsche!“[153] sorgt schon dafür, daß es zu keiner Verständigung der Meinung komme; sie verhindert die Einigung der Volksmänner, nährt die Zwietracht, stürzt Alles in Verwirrung. So sehen wir, wie beim Thurmbau in Babel[154], wenn Mörtel verlangt wird, Steine herzutragen, und Holz bringen, wenn die Andern Ziegeln fordern. Die Sprachen sind ein solches Durcheinander geworden, daß Keiner mehr den Andern versteht. Nicht eine Idee ringt sich zur Herrschaft auf. Was heute gegolten, das wird morgen verworfen, und was gestern Beifall gefunden, fällt heute in Vergessenheit. Jeder folgt seiner eigenen Ansicht, Jeder will die Welt nach seinen Phantasien oder für seine Interessen bauen und die Berathungen sind öfters nur ein Zeugniß der Rathlosigkeit. Unstät, ohne Steuermann und ohne Compas, rollt das schwere deutsche Orlogschiff[155] auf den Wellen, zürnend hüllt sich der rettende Gott in seinen Wolkenschleier und die hellen Sterne verschwinden an unserm Himmel, einer nach dem andern. Es dunkelt schon und in dem Zwielicht sind die wühlenden, die junge Freiheit unterminirenden Kräfte geschäftig und tausend und aber tausend Hände knüpfen emsig die zerrissenen Fäden wieder am Webestuhl der begrabenen Willkürherrschaft.

Gottlob! der begrabenen; und darum ist auch all dieß reaktionäre Thun ein Werk der Hoffnungslosigkeit. Was unsere Revolution[156] nicht vollendet hat im ersten Akt, das wird sie, wenn man sie zum zweiten treibt, in diesem sicher vollbringen. Aber – dringe doch dieser Zuruf den Fürsten ins tiefste Seelenmark! – in Blut wird sie waten in diesem zweiten Akte, die Brunst der Städte wird ihren Gang beleuchten und unter die Füße treten wird sie das Glück von Millionen. Und wenn dann Ihr, Ihr Fürsten, als Opfer an des Siegers Rachewagen gebunden, umhergeschleift werdet und das wüthige Volk Eure Glieder umherstreut wie die Medea die Glieder des Absyrtes,[157] – welch ein klägliches Schauspiel für Gott und die Menschen!

Trätet ihr, Fürsten! der Reaktion entgegen – Satan selbst mit seinen Gesellen könnte euch in Deutschland nichts anhaben! Aber ehrlich müßtet ihr’s meinen mit der Zeit und mit dem Volke. Ihr müßtet die neue Saat, welche die erstorbene Welt wieder grün machen soll, einstreuen in den frisch gerodeten Boden, rein von Tollkorn[158] und bösem Unkraut. Ihr müßtet, wie die Adler, dem Volke vorfliegen und den Weg zur Sonne zeigen, – nicht wie Geier das Volk umschwärmen, gierig ihm die Krallen in den Leib zu schlagen, sobald es, müde geworden, sich wieder zum Schlummer niederlegt. – Erwägt es wohl! Ihr waret Alle, nicht einer ausgenommen, in des Volkes Hand – es vertraute zum Letztenmal euerm Fürstenwort und ließ euch kein Haar krümmen. Trauernd und zögernd würden eure noch nach den bittersten Täuschungen treuen Völker die Diademe von euern Häuptern ziehen; – aber, haben sie sich einmal losgesagt, ist die Pietät erstorben, der alte Glaube mit der Wurzel ausgerissen und geschwunden die letzte Zauberkraft der Gewohnheit: dann hat auch die Mitternachtsstunde eurer Herrschaft für ewig ausgeschlagen. Die deutsche Revolution hat nur einen Weg. Den geht ihr mit dem Volke, oder das Volk geht ihn ohne euch. Wählt! In eurer Wahl liegt euer Bestand – liegt eure Vernichtung. –

---

[153] Lat., „teile und herrsche“; der Ausspruch ist unbekannter Herkunft, wird jedoch einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten der europ. Geschichte zugeschrieben.

[154] Gen 11,1-9.

[155] Ein Kriegsschiff (von niederl. oorlog, der Krieg).

[156] Vom März 1848.

[157] Absyrtos (griech. Ἄψυρτος, Apsyrtos); er war der Sohn Aietes’ (griech. Αἰήτης, Aiḗtēs) von Kolchis (griech. Κολχίς, Kolchís) und Halbruder der Medea (griech. Μήδεια, Mḗdeia; „die Ratwissende“). Als die Argonauten (Ἀργοναῦται, Argonautai) unter der Führung von Jason (griech. Ἰάσων, Jásōn) und mit Hilfe der Medea in Kolchis das Goldene Vlies (griech. Χρυσόμαλλον Δέρας, Chrysómallon Déras), das Fell eines goldenen Widders, geraubt hatten, zerstückelte Medea ihren Halbruder Absyrtos, um den sie verfolgenden Aietes dadurch zu bewegen, die verstreuten Leichenteile aus Pietät einzusammeln und zu bestatten, damit die fliehenden Räuber zusätzlich Zeit gewinnen konnten.

[158] Der Taumel-Lolch (Lolium temulentum).

Der Orden der Jesuiten, sein bescheidener Anfang, seine unermeßliche Machtentwickelung und sein Jahrhunderte langes Fortbestehen, trotz des Hasses, den alle, wenn auch nur von einem Schimmer der Wahrheit und Freiheit erleuchteten Völker auf ihn geworfen hatten, sein Einfluß auf die Fürsten und durch die Zügel der Jugendbildung auf die Blüthe der Völker – diese ganze Erscheinung ist eine der großartigsten in der Weltgeschichte: sie ist der Sieg der Schlechtigkeit über die wohlgepflegte Schwachheit der Einzelnen wie der Massen. Pfaffentrug und Fürstenlist sind die Träger des Jesuitismus. Pfaffentrug und Fürstenlist, durch das schmutzige Band des Eigennutzes und der Selbstsucht auf das Engste verbunden, brüteten den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel,“[159] ein Prinzip, das die Menschheit in eine Heerde von Raubthieren verwandeln würde, wenn er allgemeine Anerkennung fände. Allerdings hatten es die Pfaffen auch ohne Jesuiten weit gebracht in der angestrebten Vernichtung des gesunden Menschenverstandes, in der Knechtung des Willens und in der Fesselung des Gedankens; alle ihre Errungenschaften sind jedoch dem Jesuitismus gegenüber ein Werk spielender Irren und Verirrten neben den Resultaten der scharfsinnigsten Spekulation. Loyola[160] selbst, der Begründer des Ordens, war der spätem, so verderblichen Richtung desselben vielleicht fremd; doch war sie immerhin eine Folge seiner Satzungen. Als Ordenszweck verkündigte er: ausschließlichen Dienst Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, und fügte zu den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden, Gehorsam gegen den Ordensoberen, Keuschheit und Armuth, noch den vierten: unbedingten Gehorsam gegen den Statthalter Jesu hinzu. Hauptaugenmerk sollte seyn: Bekehrung der Ketzer und dadurch sich der Orden zu einer zuverlässigen Stütze des wankenden päpstlichen Stuhls heranbilden. Auch den Bildungsweg der Jesuiten schrieb schon Loyola genau vor und eben so die Gliederung der Gesellschaft. Er schuf vier Ordensklassen: Novizen, die noch ohne Ordenskleid umhergingen und in einem besondern Noviziathause hinsichtlich ihrer Fähigkeiten beobachtet wurden. Sie kamen hierauf in ein Probationshaus, um eine zweijährige, strenge Prüfung zu bestehen. Dann erst wurden sie Scholastiker und leisteten die drei ersten Mönchsgelübde. Die dritte Klasse bestand aus den geistlichen und weltlichen Koadjutoren, die in Kollegien und Missionen, Residenzen und Profeßhäusern vertheilt waren. Sie bildeten die Gehülfen oder vielmehr Werkzeuge der vierten Klasse, der Professi, die sämmtlich zu Geistlichen ordinirt seyn mußten, in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht, in Besitz der höhern Aemter und Vorrechte waren und aus denen die Oberen, Superioren, Präfekte, Rektoren, so wie der Ordensgeneral mit seinen Assistenten hervorgingen. Sie allein leisteten das vierte Gelübde. Nur bei einer solchen hierarchischen Gliederung des ganzen Baues war ein planmäßiges Zusammenwirken in gleichem Geiste und zu gleichem Zwecke möglich; erreicht wurde es durch die völlige Hingebung jedes Einzelnen an die Gesammtheit. Das Wachsthum der Gesellschaft war außerordentlich. Beim Tode des Stifters zählte der Orden bereits über tausend Glieder, die als Heidenbekehrer, Prediger, Beichtväter, Jugendlehrer, Geschäftsmänner und Schriftsteller alle religiösen und weltlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Kreise durchdrangen und vor Allem Glauben und Gewissen der Fürsten und Völker in starre Formen zu zwängen suchten. Die mächtigsten Waffen der Jesuiten waren ihre Pädagogik und der Beichtstuhl. Hier wurde das Gift ausgegossen, das auf Herz und Geist gleich zerstörend wirkte und alle sorglos Gläubigen dem Ordensinteresse blindlings dienstbar machte; denn wo die Grundmauern alles Gemeinde- und Staatslebens fehlen, wie soll sich da ein Bau des Segens er heben? Die Jesuiten erkennen ja keine feststehenden Gesetze und Pflichten der Moral an, ihre Moral ist eine Lehre der Klugheit, je nach Zeit und Umständen mit Zusätzen und Ausnahmen versehen. Sogar die Religion ist nur da, um das Ordensinteresse zu fördern. Im Beichtstuhl wußten sie Herren zu werden durch ihre Nachgiebigkeit gegen Laster und Verbrechen. Beide hatten eine willkommene Stütze an der jesuitischen Lehre von der Sünde; denn darnach ist nur Derjenige straffällig, welcher von dem Bösen, das er thun will, im Augenblick der That deutliche Erkenntniß oder wenigstens vorher einige Zweifel und Gewissensbisse hat. Ein

[159] Der Ausspruch soll auf Niccolò Machiavelli (siehe hierzu S. 56, Anm. 152) zurückgehen und wird den Jesuiten völlig zu Unrecht zugeschrieben. Der Jesuit Hermann Busenbaum (1600–1668) hatte nämlich in seinem Werk „Medulla theologiae moralis […] / Kern (eigentl. Mark) der Moraltheologie“ (Monasteri Westphaliæ, Typis Bernardi Raesfeldi 1650), S. 479 formuliert: „[…] quia cum finis est licitus, etiam media sunt licita […] / wenn der Zweck erlaubt ist, sind auch die Mittel erlaubt.“ Dabei schloß er aber ausdrücklich verwerfliche Mittel aus.

[160] Ignatius von Loyola (span. Íñigo López de Loyola; 1491–1556); mit der Bulle „Regimini militantis ecclesiae“ vom 27. September 1540 war die Gründung der Societas Jesu (SJ) bestätigt worden.

Verbrechen, das man ohne Ueberlegung und ohne an Gott zu denken, begeht, ist demnach keine vor Gott straffällige Sünde. Die Menschen, so lehren die Jesuiten ferner, bedürfen keiner wahren Gottesliebe, da die Furcht vor der Hölle genügt, um Gott wegen einer Sünde zu versöhnen. Auch die heimlichen Vorbehalte[161], nach welchen man nur etwas Anderes denken durfte, als man sagte oder that, um wegen der gröbsten Sünde vor sich gerechtfertigt zu seyn, und tausend andere Schurkereien galten diesen Jüngern Jesu für Mittel, welche der Zweck heiligt.– So ist auch ihre Behandlung der Wissenschaften von Schlauheit und Perfidie durchdrungen. Stets waren sie bemüht, in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens sich als Lehrer und Schriftsteller auszuzeichnen; daher eine Reihe berühmter Jesuitennamen, aber durchaus nur in Fächern, welche nicht unmittelbar zur reinen Aufklärung des Verstandes in der Religion und Theologie, in der Politik und Moral führen. Außerdem bearbeiteten sie alle Wissenschaften in einer Weise, welche ihre Zöglinge weit vom freien Denken und Forschen abfiihrte, und wußten aus ihren theologischen und historischen Vorträgen Alles zu entfernen, was ihrem Systeme zuwider lief. Auf solchen Wegen gelangte der Orden zu einer die ganze Erde umspannenden Macht. Er stand auf deren höchstem Gipfel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals zählte der Orden 22,589 Mitglieder, 24 Profeßhäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen, 176 Seminarien, 61 Probationshäuser, 669 Kollegien. Für den Orden bestanden keine Schranken, keine Grenzen auf der Erde, als die er selbst geschaffen. Er theilte alles Land in 39 Provinzen und trachtete nach nichts Kleinerem, als nach Erhebung des Ordens zu einer wahren Weltherrschaft[162].

Wie alles Maaßlose im Streben den Widerstand erregt, so geschah es auch hier. Von jener Zeit an häuften sich die Angriffe gegen den Orden, seine Herrschbegierde erschien auch den Fürsten gefährlich, seine Einmischung in die Politik erregte den Unwillen der Völker, die schamlose Wahl der Mittel zu seinen Zwecken rief Haß und Verachtung über ihn. Das Uebel war zu einer so ungeheuern Größe angeschwollen, daß nichts mehr retten konnte, als ein Schlag zur augenblicklichen Vernichtung der Jesuiten. In Rom saß auf dem päpstlichen Stuhle damals ein Mann, der den Muth hatte, diesen Schlag zu wagen: es war Ganganelli[163]. Am 21. Juli 1773 hob er durch die berühmte Bulle „*Dominus ac redemptor noster*“[164] den Orden auf.

Vierzig Jahre blieb die Bulle in Kraft und der Orden eine Leiche. Aber seine Zeit war noch nicht aus, so wenig wie die Zeit des Lugs und Trugs in der Politik, der Tyrannei der Großen und des Knechtssinns der Völker. Es ging in Erfüllung, was Franz von Borgia[165], der General des Ordens, prophezeit hatte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen.“[166] Zur nämlichen Zeit, als die Könige das Pergament der heiligen Allianz den Völkern als die Urkunde ihres Glücks und ihrer Freiheit hinhielten, wie das Buch der Apokalypse mit den sieben Siegeln, – geschah, auf Metternichs[167] Anregung, die Wiederherstellung des Ordens (am 7. August 1814) durch die Bulle „*Sollicitudo omnium ecclesiarum*.“[168] Wirklich setzte sich der Orden in den meisten katholischen Staaten Europa’s wieder

---

161 Lat. reservatio mentalis, innerer Vorbehalt; von prot. Seite wurde den Jesuiten nachgesagt, daß sie die ihnen massenhaft unterstellten Verbrechen im Wesentlichen nur dank dieses Vorbehalts begehen konnten.

162 Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen“, die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

163 Clemens XIV. (eigentl. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst.

164 Mit dem Breve (also nicht in einer Päpstlichen Bulle, sondern mittels der untergeordneten Rechtsform „per Brief“) „Dominus ac redemptor noster / Unser Herr und Erlöser“.

165 Francisco de Borja (ital. Francesco Borgia; 1510–1572), seit 1565 3. General des Jesuitenordens.

166 Ein seit spätestens 1810 (Leipziger Literaturzeitung, Sp. 591) durch das prot. Deutschland systematisch verbreitetes Zitat, für das nirgends ein Beleg zu finden ist.

167 Obgleich im Laufe der Geschichte zahlreiche Mitglieder des weitverzweigten Hauses Metternich dem Jesuitenorden angehörten, war Metternich (siehe hierzu S. 29, Anm. 68) ein eingefleischter Gegner der Jesuiten, die er in den Schweizer Auseinandersetzungen lediglich aus polit. Opportunität unterstützte.

168 Lat., „Sorge um alle Kirchen“.

fest, theils duldete man seine Rückkehr, theils rief man ihn sogar in’s Land. Bei dem ihm besonders günstigen reaktionären Geist der Zeit erholte er sich zusehends von seinem tiefen Fall und wucherte unter der Herrschaft Metternichs, jener fluchbeladenen Periode der europäischen Völkergeschichte, üppig empor. Die Julirevolution[169] lähmte zwar seine Thätigkeit in Frankreich, verhalf ihm aber durch die Errichtung eines belgischen Königreichs[170] zu einem Centralpunkt im Norden, von dem aus er seinen Einfluß auf’s Neue gleichzeitig über Deutschland und Frankreich ausbreitete.

Wie Belgien für den Norden das jesuitische Hauptlager war, so war die Schweiz es für den Süden. Hier waren die Jesuiten aus Italien eingedrungen. Sie hatten in den sog. Urkantonen[171], wo die katholische Geistlichkeit das Volk beherrschte, einen empfänglichen Boden gefunden. Die Schweiz, obwohl ein Staat von republikanischen Formen, litt unter kleinlichen Verhältnissen, Parteiintriguen, Konfessionszwisten, mehr aber noch unter aristokratischen Resten aus ihrer früheren Geschichte und unter den allgemeinen Einflüssen der reaktionären Politik der europäischen Kabinette, so viel, wie jedes andere Land, während weder die Tagssatzung von Innen, noch die Neutralität von Außen ein festes Band um so viele und so kleine, mit größter Eifersucht bewachte Kantonalsouverainetäten zu ziehen vermochte. Alle aus diesen Mißständen hervorgebrochenen, wenn anscheinlich noch so regen Bewegungen waren in der Regel nur ein Wühlen in einem faulen Boden. Warum sollten Leute, wie Metternich und die Jesuiten, die für sie so treffliche Gelegenheit, einem um des Prinzips der Freiheit willen gefürchteten und gehaßten Gemeinwesen einen Zaum anzulegen, unbenutzt lassen? – Oesterreich vertheidigte die Souverainetät der kleinen Urkantone und diese, Luzern voran, beriefen die Jesuiten, kraft ihrer Souverainetät. Das ist, nachdem die Aargau’sche Klosteraufhebung[172] wieder die erste Brandfackel zwischen die beiden Hauptconfessionen der Eidgenossenschaft geschleudert hatte, der einfache Beginn der Wirren, welche, nachdem in zwei Freischaarenzügen gegen Luzern viel Bürgerglück zerstört, viel Bürgerblut vergossen worden war, und nachdem das monarchische und despotische Europa eine in einen Sonderbund[173] und eine Eidgenossenschaft zerfallene Republik gesehen und ihre Theilungspläne bereits im Stillen angefertigt hatte, durch eine großartige Erhebung des Gesammtwillens des Schweizervolks gegen das Einzelinteresse der Sonderbündler und ihres österreichischen und jesuitischen Anhangs in den glorreichen Novembertagen des vorigen Jahres vollkommen beseitigt worden.

Aber nicht der Entscheidungskampf an der Gislikon[174]-Brücke am 23. November, nicht der bürgerwürdige Einzug der Sieger in Luzern und die versöhnende Haltung des gesammten Volks würde diese vollkommene Beseitigung jener Wirren in so kurzer Zeit möglich gemacht haben. So lange in der politischen Atmosphäre Europas die Riesenschlange des Jesuitenthums noch wohlgemuth athmen konnte, konnte das Volksleben nicht zu dauern der Gesundheit kommen. Die Luft kann reiner werden, nicht das Jesuitenthum: „*Sint, ut sunt, aut non sint!*“[175] (Sie müssen bleiben, wie sie sind, oder sie

---

[169] Die revolutionären „drei glorreichen Tage“ vom 27. bis 29. Juli 1830, nach denen in Frankreich die konstitutionelle Monarchie unter Louis Philippe (1773–1850) eingeführt wurde.

[170] Am 22. November 1830 war ein konstitutionell verfaßtes Königreich Belgien proklamiert worden, dessen Unabhängigkeit die europ. Großmächte bereits am 20. Dezember 1830 mit dem „Londoner Protokoll“ anerkannten.

[171] Uri, Schwyz und Unterwalden.

[172] Nachdem man durch die Verfassungsänderung vom 5. Januar 1841 den Einfluß der Katholiken stark beschnitten hatte, verabschiedete der „Große Rat“ am 13. Januar die Aufhebung sämtlicher Klöster im Kanton. Nach langwierigen Verhandlungen wurde am 29. August 1843 jedoch beschlossen, zumindest die vier Frauenklöster Baden, Fahr, Gnadenthal und Hermetschwil wieder zu errichten, während die Männerklöster für immer geschlossen blieben.

[173] Der am 11. Dezember 1845 in Luzern gegründete Sonderbund sollte, als sogenannte Schutzvereinigung, die Interessen der kath., ländlich, konservativ und föderalistisch, direktdemokratisch geprägten Kantone gegen den zunehmenden Einfluß der städtischen, prot. und liberalen Kräfte, die eine stärkere Einheit des Staatenbundes Schweiz in Richtung Bundesstaat anstrebten, wahren; der Sonderbund endete mit der Niederlage der konservativen Kantone Ende November 1847.

[174] Heute Gisikon; das Gefecht hatte dort am 23. November 1847 stattgefunden.

[175] Lat., „Sie seien wie sie sind oder gar nicht!“

gehen unter! Dieses Motto setzte der Geschichte der Jesuiten ihr eigener General Laurentius Ricci[176]!). – Die weltgeschichtlichen Ereignisse, welche seit den großen Pariser Februartagen und den Wiener und Berliner Märztagen[177] die gebildete Menschheit erschüttern und bisher hermetisch verschlossene Volkskerker aufreißen und zertrümmern, diese von allen Freunden der Freiheit seit langen Jahren auf den Knien erflehten Stürme voll reinen, neu belebenden Gotteshauchs – sie sind es, welche die politische Atmosphäre ausfegen und mit dem Moder und Gestank der verfaulten Diplomatie auch die Leibknechte derselben, die politischen und religiösen Jesuiten, vom gereinigten Boden des Volkslebens vertilgen. Land auf Land stößt sie von sich und noch während wir schreiben, ist ihnen für Europa bereits der Leichenspruch gesetzt: „Pius IX.[178] trieb die Jesuiten aus Rom.“ Sie werden nicht wiederkommen. Wir aber geben ihnen das Abschiedszeugniß: Der Jesuitenorden hat durch sein aufregendes Wühlen im Geiste der Reaktion für die Befreiung Europas mehr gewirkt, als alle Propaganden und radikalen Vereine der Welt zusammen.

Luzern, die in diesen Kämpfen schwer geprüfte Stadt, geht nun, von ihrem drückenden Alp befreit, einer besseren Zukunft zu. Die aristokratisch-hierarchische Rinde, welche früher alles Staats- und Familienleben umgürtet hatte, fällt Stück vor Stück ab und der heitere Sinn der Bewohner, der in Gefahr stand, vom Pfaffenthum erstickt zu werden, steigt wieder hervor in die treuherzigen, so lange in schwerer Täuschung befangen gehaltenen Augen. Unser Bild zeigt uns die Stadt mit ihrem erhabensten Schmuck, dem spiegelklaren Vierwaldstädtersee, aus welchem hier die Reuß[179] hervorströmt, und dem majestätischen Pilatus. Zwischen Berg und See rings um Luzern tritt uns ein Landschaftsbild voll Pracht und Lust entgegen, das das Herz mit gleicher Kraft zum Himmel erhebt und an die Erde fesselt. Die Stadt selbst, einfach und glanzlos gebaut, wird durch die Reuß in zwei Theile geschieden, aber durch vier stattliche Brücken wieder verbunden; von diesen ist die sogenannte Kapellbrücke tausend Schritt[180] lang und mit einem alten Thurm und Gemälden (einer Kopie des Baseler Todtentanzes) geschmückt. Die vielen Mauer- und Kirchenthürme, lassen die Stadt aus der Ferne größer erscheinen, als sie in der Gegenwart ist; sie zählt in 800 Häusern etwa 8500 Bewohner. Als eine beachtenswerthe Merkwürdigkeit zeigt man in der hiesigen Haupt- und Stiftskirche zu St. Leodegar die größte Orgel[181] in der Schweiz. Möge sie fortan nur Gesänge der Eintracht, des Friedens und der Liebe aus Herzen und Mund zum Thron des Ewigen emporgeleiten!

[176] Obengenannter Ausspruch wird tatsächlich Lorenzo Ricci (1703–1775), seit 1758 18. General des Jesuitenordens, zugeschrieben; damit soll er die päpstl. Anordnung auf Anpassung an die aktuellen polit. Bedürfnisse beantwortet haben.

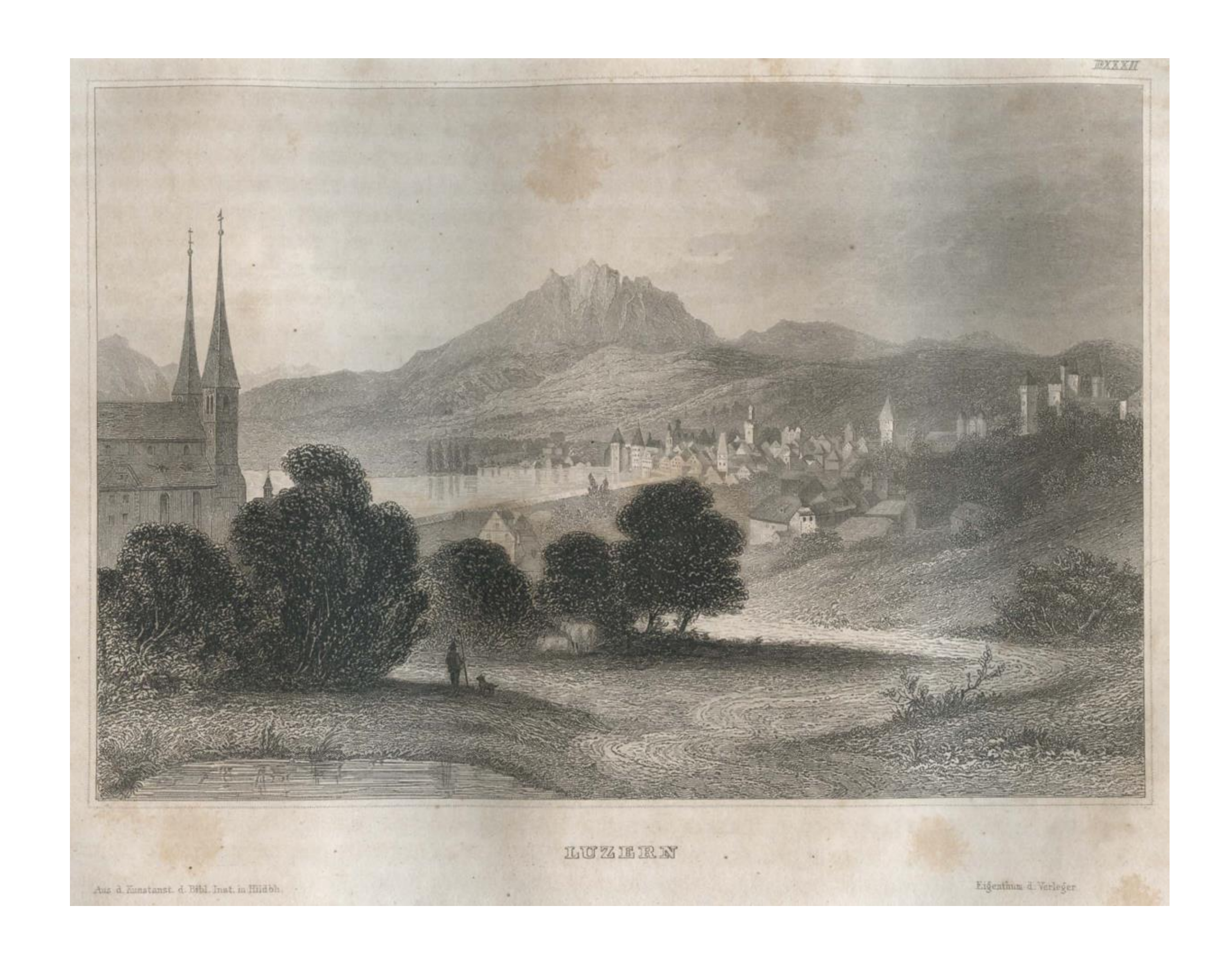
[177] Die Berliner Barrikadenkämpfe vom 18./19. März 1848, die in Deutschland die Revolution einläuteten.

[178] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst.

[179] Die Reuss.

[180] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

[181] Die in den Jahren 1640 bis 1648 vom Orgelbauer Johann Geisler (Lebensdaten nicht ermittelt) geschaffene „Große Hoforgel“.



LUZERN

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [126]-130.

Luzern und der Pilatus.

Wir stehen an einer der großen Eingangspforten zum Wunderlande der Alpen, in der uralten Stadt Luzern.

Wie Chur im graubündnerischen Rhätien[182] für den Touristen, den Geschäftsreisenden und für den alpinen Gütertransport der Schlüsselpunkt zu den wichtigen, sicheren Gebirgsstraßen über den Julier, den Splügen, Bernhardin[183], Maloja[184] und Bernina ist, – wie Bern und sein freundliches Nachbarstädtchen Thun die natürlichen Ausgangspunkte für alle jene weltberühmten Routen sind, die durch das, an großartiger Naturpracht bis jetzt in Europa unübertroffene Berner Oberland führen, – so ist Luzern im Sommer der elektrisch-belebte Sammelplatz aller derjenigen Naturschwärmer, die eine Bergwallfahrt zum Rigi oder zu seinem (in neuester Zeit) siegreich durchdringenden Konkurrenten, dem wildfelsigen Pilatus, eine Wanderung zu den klassischen Stellen der Urschweiz oder eine Reise über den Gotthard unternehmen wollen.

Eine Iliade[185] historisch wichtiger Thatsachen drängt sich uns auf, wenn wir an den Gestaden des herrlichen Vierwaldstätter Sees bei Luzern weilen und unwillkürlich einen Rückblick in die sturmbewegte Vergangenheit dieses kleinen Freistaates werfen.

Dort, in kühnen Zackenlinien seiner Berge liegt es vor uns, das Spartanerland der Alpen, an lieblicher Großartigkeit und majestätischer Milde landschaftlich den berühmtesten Gegenden ebenbürtig. Mit einem Blick überfliegt das Auge die Eingänge zu jenen Thalschaften, in denen vor einem halben Jahrtausend ein mannliches [sic!] freies Volk von Hirten lebte, das, als der Druck der von Oesterreich ihm gesetzten Landvögte unerträglich ward,

„Getrosten Muths hinaufgriff in den Himmel, –
Herunter holte seine ew'gen Recbte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst, – –[“][186]

(Schillers Tell)

[182] Lat. Raetia (dt. Rätien bzw. Rhätia), eine röm. Provinz, benannt nach dem Stamm der Räter; sie umfaßte das nördl. Alpenvorland zwischen südöstl. Schwarzwald, Donau und Inn und reichte im Süden von den Tessiner Alpen über Graubünden und einen Teil Nordtirols bis zum oberen Teil des Eisacktals (ital. Isarca)..

[183] Der Paß am Großen St. Bernhard (frz. Col du Grand Saint-Bernard; ital. Colle del Gran San Bernardo).

[184] Der Malojapaß (ital. Passo del Maloggia).

[185] Homers (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhds. o. in der 1. Hälfte des 7. Jhds. v. Chr.) Ilias (griech. Ἰλιάς, Iliás) behandelt den Ereigniszeitraum von 51 Tagen der insgesamt neun Jahre dauernden Belagerung Trojas (griech. Τροία, Troia oder Τροίη, Troiē).

[186] Stauffacher in Friedrich von Schillers (siehe hierzu S. 173, Anm. 587) Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1804), S. 90.



LUZERN und der PILATUS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

alle Ortsnamen, welche der führende Freund uns nennt, erinnern an Helden alt eidgenössischer Volkskämpfe: an die Winkelriede[187] und Walter Fürst[188], an Arnold von der Halden[189] aus dem Melchthal und den ernsten Werner Stauffacher[190], an den von der negirenden Kritik ins Gebiet der Sage verbannten, aber im Herzen seines Volkes unsterblich, gleich einem Halbgott lebenden Wilhelm Tell[191] und alle jene Gründer des Grütli- Bundes[192], die das Fundament zu jener Schutz- und Trutzburg der Freiheit legten, die tausendmal bedroht, unendlich oft in Gefahr, dem platten Lande gleichgeschleift zu werden, dennoch immer durch den treuen Gott des Rechtes gehalten und geschützt wurde.

Aber die Freude des Volksfreundes wird getrübt, wenn die Hand die nächsten Blätter der Chronik dieses Landes umwendet. Denn sie erzählt uns, wie das freigewordene Volk von den mächtigen zu Amt und Würden berufenen Geschlechtern als Werkzeuge grenzenlosen Ehrgeizes und schnöder Geldsucht massenhaft bald nach Mailand, bald den Königen von Frankreich verschachert wurde, um Söldlings-Dienste zu verrichten, – wie das Volk durch diesen Menschenhandel entsittlichet und der altgewohnten Einfachheit und Treue entfremdet, seiner Heimath zur Last, zum Fluche wurde.

Und weiter lesen wir, wie zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch im Luzerner Lande lebhaft das Bedürfniß nach Verbesserung der kirchlichen Zustände und Läuterung der Glaubens - Satzungen von abergläubischen und ungöttlichen Vorschriften und eingeschlichenen Gewohnheiten sich fühlbar machte, wie der überhand nehmenden Pfaffen-Unzucht und der platten, geisteslosen Werkheiligkeit ein Ziel gesteckt und dadurch das Volk emporgezogen werden sollte zu größerer Freiheit und Selbständigkeit. Es traten Reformatoren auf, deren Namen die Kirchengeschichte noch heute mit Auszeichnung nennt, ein Myconius[193], Textor[194] und Collinus[195]; mit freiem Muthe und klarem, leuchtendem Verstande griffen sie die Wächter der Hierarchie an und kennzeichneten ihre verwerfliche Praxis. – Aber diese Streiter für Wahrheit und Licht wurden geächtet und mußten flüchtig dem Lande den Rücken kehren, dessen Wohlfahrt sie anstrebten. Das Volk, körperlich Handelswaare seiner ehr- und gewissenlosen Magistratualen, lag auch geistig in Nacht und Banden und ließ sich fanatisiren, mißbrauchen. Denn Schritt für Schritt, mit sicherer Berechnung, dehnte sich die geistliche Macht aus, und den Anfang der traurigsten Epoche bezeichnet das Jahr 1574, in welchem die folgenschwere Berufung, der Jesuiten nach Luzern erfolgte.

Wehe! dem Volke, das diesem furchtbaren Orden unterthan wird, diesem Orden, dessen unantastbares Fundamental-Gesetz blinder Glaube, sklavischer Gehorsam ist, – der die Seelen-Polizei mit so entsetzlichen Konsequenzen handhabt, daß in jedem, unter der Wucht seiner Eisenherrschaft schmachtenden Menschen die letzten Keime geistigen und politischen Selbstbewußtseins ersterben, – der den ungetrübten Verstand so durch Sophismen zu verwirren, so durch bannende Schreckensworte zu foltern weiß, daß jeder unbefangene Drang nach Selbstforschung als Sünde erscheint, jede andersdenkende Meinung als Verbrechen dasteht. Diesem Orden, der mit der rechten Hand das segnende Zeichen des Kreuzes macht, während die andere Hand die Völker an’s Kreuz schlägt, diesem Orden wurde das gesammte Erziehungswesen des Luzerner Gebietes anvertraut und damit die Blüthe der Zukunft im Voraus erstickt.

Aber es genügte nicht, sich der kommenden Geschlechter bemeistert und deren Schicksal im Voraus bestimmt zu haben, – auch die lebende, schon reife Generation des Volkes sollte dem Jesuiten-

[187] Der wohl mythische schweiz. Freiheitskämpfer Arnold Winkelried (angebl. † 1386).

[188] Der Bauernführer Walter Fürst des späten 13./frühen 14. Jhd.s aus Uri.

[189] Arnold Winkelried (siehe hierzu S. 65, Anm. 187).

[190] Arnold von Melchtal; historisch nicht verbürgt.

[191] Wilhelm Tell; die Person Tells ist historisch nicht verbürgt.

[192] Der wohl eher legendäre Rütlischwur von 1307.

[193] Oswald Myconius (eigentl. Oswald Geisshüsler; 1488–1552), er hatte von 1519 bis 1522 die Schulmeisterstelle an der Luzerner Stiftschule inne.

[194] Ein Textor ist im Zusammenhang mit den Reformationsversuchen in Luzern nicht bekannt.

[195] Rudolfus Collinus (eigentl. Rudolf Ambühl; 1499–1578); er stammte lediglich aus dem Kanton Luzern.

Orden und seinen Machinationen[196] zum Opfer fallen. Eine ständige päpstliche Nuntiatur wurde in Luzern errichtet[197], die den Brennpunkt alles katholischen Lebens und Strebens innerhalb der Eidgenossenschaft abzugeben die Aufgabe hatte.

Durch diese Vermittelung sehen wir wenige Jahre später eine Liga der altgläubigen Freistaaten (der jetzigen sog. Urkantone) in Luzern entstehen, die als „goldener oder borromäischer Bund“[198] keine geringere Aufgabe hatte, als die vier Waldstätte (Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern) nebst Zug, Freiburg und Solothurn zu dem Schwure zu vereinen: „Dem alten, allein-wahren Glauben unentwegt anzuhangen, Jeden, der von demselben abfallen wolle, mit Gewalt zur Rückkehr zu zwingen und diesen Glauben zu schirmen und zu schützen, wider Jeden, Niemand ausgenommen.“ Dieser Bund sollte „höher stehen, als jeder zuvor geschworene Eid (!) und kein älteres oder jüngeres Bündniß solle diese Borromäus-Bundesglieder ihrer jetzt eingegangenen Verpflichtungen entheben“[199].

Mit diesem, in der Stiftskirche zu Luzern feierlich gelobten Versprechen, war jenes von den Urvätern blutig besiegelte Band zerrissen, jenes Band, das die alten Schweizer so innig geeinigt und durch ihre Einigkeit so unüberwindlich gemacht hatte.

Die Kluft zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre erweiterte sich immer mehr und führte im Verlaufe der Jahrhunderte zu jenen traurigen Religionskriegen, in denen Schweizer gegen Schweizer, Brüder gegen Brüder kämpften.

„*Divide et imperabis!*“ das heißt: „Entzweie die Völker, erwecke Hader, Neid, Haß zwischen ihnen und du wirst herrschen“[200]. Dieses jesuitisch-politische, alte Axiom (das auch Deutschlands Einheit und Größe untergräbt) bewahrheitete sich in der Schweiz auf’s Bedauerlichste. Jenes Volk des Alpenlandes, das im schlichten, leinenen Hirtenhemde, barhaupt und barfuß, nur mit dem Morgenstern in nerviger Faust, aber mit dem Bewußtsein der Kraft so oft drei und zehnmal größere Heere in Stahl und Eisen gepanzerter Ritter und kriegsgewohnter Reisigen[201] besiegt hatte, – vor dem die unüberwindlich scheinenden Phalanxen[202] Karls des Kühnen von Burgund[203] in den drei Riesenschlachten bei Murten[204],

---

[196] Veraltet für verborgene, unlautere Handlungen, um Vorteile zu erringen.

[197] 1586 war auf Wunsch der Fünf Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug) in Luzern, dem kath. Vorort, eine ständige Nuntiatur des Heiligen Stuhls errichtet worden, die – mit Unterbrechungen – dort bis 1873 ihren Sitz hatte (Quelle: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011742/2011-11-03/).

[198] Der Goldene Bund (so benannt nach dem vergoldeten Anfangsbuchstaben der Vertragsurkunden), ist ein am 5. Oktober 1586 in Luzern abgeschlossenes Bündnis der sieben kath. Orte (fünf innere Orte – s. o. – zusätzlich Freiburg und Solothurn) untereinander zur Erhaltung der kath. Konfession in der Eidgenossenschaft. Die Vertragspartner verpflichteten sich, beim alten Glauben zu bleiben, und versprachen sich gegenseitige Hilfe bei der Abwehr äußerer oder innerer Gefahren. Dazu gehörte auch das Recht, bei der Gefährdung der kath. Konfession innerhalb eines der vertragschließenden Orte zu intervenieren. 1600 wurde zusätzlich Appenzell-Innerrhoden in den Goldenen Bund aufgenommen, 1655 im Zuge der Erneuerung auch der kath. Teil des Kantons Glarus. Da bei dieser Gelegenheit Karl Borromäus (siehe hierzu S. 56, Anm. 150) zum Patron des Bundes erklärt wurde, wurde das Bündnis auch als „Borromäischer Bund“ bezeichnet (Quelle: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/017187/2005-09-09/).

[199] Die beiden Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[200] Das lat. Zitat wurde hier vom Autor (siehe hierzu S. 70. Anm. 229) im Sinne der dem Artikel zugrundeliegenden Tendenz sehr weitschweifig übersetzt.

[201] Veraltet für Krieger (vornehml. für Kavalleristen).

[202] Recte: Phalangen; als Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) wird eine dichtgeschlossene, lineare Kampfformation schwerbewaffneter Infanterie mit mehreren Gliedern bezeichnet. Der Begriff bezieht sich vor allem auf die im antiken Griechenland übliche Schlachtformation, in der die Hopliten (griech. ὁπλίτης. hoplítēs von ὅπλον, hóplon, „Kriegsgerät, schwere Waffen, schwere Rüstung, Schwerbewaffnete“) eine Wand aus Schilden bildeten, wobei die rechte Seite jedes Schwerbewaffneten durch den Schild des Nachbarn gedeckt wurde. Hier einfach im Sinne von geschlossener militär. Formation verwendet.

[203] Karl der Kühne (frz. Charles Ier le Téméraire; 1433–1477; gefallen), seit 1465 Herzog von Burgund.

[204] Am 22. Juni 1476 siegten die Eidgenossen dort über die Burgunder.

Grandson[205] und Nancy[206] wie Spreu vor dem Winde zerstoben waren, – jenes Volk, um dessen Gunst und Hilfe mächtige Nachbarstaaten buhlten, – es lag, durch innere Entzweiung ohnmächtig, gefesselt am Boden und wurde zum Spielball diplomatischer Intriguen. Dahin hatte es der Einfluß des geistlichen Regimentes gebracht.

Jahrhunderte lang hatte die Ohnmacht des schweizerischen Volkes gewährt. Wenn auch hie und da einzelne Häuflein es wagten, der brutalen Gewalt fremder, eindringender Söldlinge mit nackter Brust in altem Muthe sich entgegen zu werfen, wie in Unterwalden, Graubünden und in anderen Kantonen, so mußten sie doch bald der erdrückenden Uebermacht unterliegen.

Mit dem verzehrenden, geheiligten Grimme, den geknechtete, heiße Vaterlandsliebe bei jedem freien Manne hervorrufen muß, sahen die Wägsten und Besten im Volke dessen politische Schändung. Mehrmals wagten sie es, die Urheber des Unheiles muthig anzugreifen, – aber ihr Bemühen war vereinzelt, erfolglos. Nur um so kecker und zuversichtlicher geberdeten sich jene fanatischen Dränger, die wie ein böser Alp auf Land und Volk lasteten: Zum zweiten Male wagten sie es, das ehrliche, gute, leichtgläubige katholische Volk unter dem Vorwande der „Religionsgefahr“ gegen den Staatenbund gesammter Eidgenossenschaft aufzuhetzen und einen „Sonderbund“[207] zu errichten. Luzern wurde abermals der Brennpunkt dieser Jesuiten-Bestrebungen. Doch die Zeit war gekommen, die Frucht war reif.

Fest, einig und treu schaarten sich die Freunde wahrer Freiheit unter das alte Banner mit dem weißen Kreuz im rothen Felde. Fast Hunderttausend Mann unter des greisen Generals Dufour[208] (einst Lehrer Kaiser Napoleons III.[209]) Leitung mit 170 Geschützen zogen gegen Freiburg, die erste Veste des Jesuitismus. Bei nahe ohne Schwertstreich fiel sie kapitulirend am 14. November 1847. Nach diesem leichten Siege rückten die Eidgenossen vor Luzern, wo die Armee der Sonderbündischen (79,000 Mann mit 74 Geschützen) unter dem Kommando des Generals Johann Ulrich von Salis-Soglio[210] aus Graubünden konzentrirt war. Graubündens Volk, dies sei hier nebenbei gesagt, gehörte nicht zum Sonderbunde.

Einige kurze, aber hartnäckige Gefechte, in denen von beiden Seiten mit Entschlossenheit gekämpft wurde (bei Gislikon[211], Meyerskappel[212], Honau und im Entlebuch[213]), machten am 23. November so drastische Eindrücke auf die Sonderbunds- Regierung, daß diese am gleichen Tage es noch vorzog, ihr Kollegium durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Die aufhetzenden Patres der Gesellschaft Jesu begleiteten diese fliehende Regierung.

Am folgenden Tage hielten die Eidgenossen Einzug in Luzern. Freudenfeuer auf allen Bergen und Böllerschüsse durch alle Thäler verkündeten es weithin durch’s Land, daß die Schweiz von einem ihrer gefährlichsten Feinde, vom Orden der Jesuiten, befreit sei.

Jetzt Hand an’s Werk gelegt und rasch geschafft! Das war die Losung aller wahren Patrioten. Der alte Bund war gefallen! Hurrah! es lebe der neue Bund! Er wurde gegründet durch die Verfassung von 1848[214], unter deren Segnungen die Schweiz aus einem uneinigen Staatenbunde ein fester Bundesstaat wurde.

---

[205] Schlacht am 2. März 1476 in der Nähe von Grandson am Neuenburgersee, in der es den Eidgenossen gelang, die Truppen Karls des Kühnen (siehe hierzu S. 66, Anm. 203) derart in Panik zu versetzen, daß sie den Sieg davontragen konnten.

[206] Die Schlacht bei Nancy am 5. Januar 1477 war die letzte Auseinandersetzung der Burgunderkriege und endete mit dem Sieg der Eidgenossen.

[207] Siehe hierzu S. 60, Anm. 173.

[208] Guillaume Henri Dufour (1787–1875).

[209] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

[210] Johann Ulrich von Salis-Soglio (1790–1874).

[211] Alle nachgenannten Gefechte fanden alle am 23. November 1847 statt (zum Ort siehe S. 60, Anm. 174).

[212] Heute Meierskappel.

[213] Heute als Gefecht von Schüpfheim bezeichnet, das damals – wie heute wieder – zur Verwaltungseinheit Entlebuch gehörte,.

[214] Die Schweizer Bundesverfassung von 12. September 1848.

Durchwandern wir jetzt die Straßen der alten Stadt, – rudern wir auf leichtem Nachen über den See, so erinnern eine Menge Baudenkmale an die sturmbewegten Tage, deren historische Skizze wir soeben in ihren Hauptlinien kennen lernten.

Dort im Wasser, mit stumpfgespitztem Ziegeldach steht der angeblich aus Römerzeiten stammende Thurm[215], einst eine „*lucerna*", d. h. ein Leuchtthurm am See, welcher der Stadt den Namen gab. Rechts, etwas weiter drinnen, steigt aus dem Dächer-Gewirr der im Roccoco-Styl verzierte Thurm der Jesuiten-Kirche[216] auf, ein lebendes und warnendes Denkmal für Kind und Kindeskinder. Noch weiter in der Stadt, auf unserm Stahlstich nicht mehr sichtbar, steht der „Kesselthurm"[217]; hier saß ein wackerer Patriot, der Dr. Robert Steiger[218] (ehemaliger Staatsrath) gefesselt, weil er (1845) schon vor dem Ausbruche des Sonderbundskrieges den Mannesmuth gehabt hatte, eine kleine, kühne Freischaar gegen das, die ganze Schweiz verwirrende Kutten-Regiment zu führen. Der Handstreich mißlang; sein Todesurtheil war von der Jesuiten-Regierung gesprochen. Die ganze Schweiz und ihre einflußreichsten Manner petitionirten um Begnadigung; – umsonst! die „Liebes-Priester Jesu" wollten Blut, Blut eines der edelsten Männer. Weib und Kinder rangen verzweiflungsvoll die Hände, Freunde und jeder freigesinnte Mann weinten blutige Thränen, den treuen Sohn Helvetiens, auf den das Vaterland stolz sein durfte, als Opfer des politischen und religiösen Fanatismus auf der Richtstätte fallen zu sehen. Aber der alte treue Gott des Rechtes und der Wahrheit lebte noch und richtete anders. Eines Morgens erscholl es durch alle Gauen der Schweiz und jubelnd hallte es wider durch ganz Deutschland: „Steiger ist frei! dem Kerker entflohen!" Drei entschlossene Männer brachen Ketten und Banden und ersparten den Schweizerischen Annalen, ein Schandblatt einheften zu müssen. – Jetzt ruht Steiger in freier Erde; segnendes Andenken der Eidgenossen ist sein schönstes Denkmal.

Ganz östlich, am Stadt-Ende, ragt die zweigethürmte Stifts-Kirche zu St. Leodegar empor, in welcher einst jener verhängnißvolle „Borromäus-Bund" geschlossen wurde. Nicht um diese Stätte unsegenvollen Andenkens kennen zu lernen, besucht heute der Fremde die hohen gewölbten Hallen, sondern um eines Meisters der Töne, des Organisten Kaufmann[219], wunderbare Harmonieen auf einer der herrlichsten Orgeln Europa's[220] zu hören. Es ist, als ob das unvergleichliche Tonwerk durch seine *Vox humana*[221] und *Vox angelica*[222] die Welt unablässig zu versöhnen bemüht wäre mit den trüben Erinnerungen, die an diesem Tempel haften. –

Und ist die Stadt durchwandert, dann lenkt zum Schluß der Reisende noch seine Schritte hinaus vor's Thor, zum „Löwen-Monument"[223]. Als Kunstwerk neuerer Zeit ist es wohl einzig in seiner Art; es erinnert an jene kolossalen Skulpturen Aegyptens, die halb in Sand versunken als die bekannten Sphinx-Fragmente heute noch das Staunen jedes dort Reisenden erregen. – Aus einem heimlich-umschatteten Teiche steigt jene senkrechte Felsenwand auf, die unseres Bildhauers Hand sich als Material für seine Arbeit erkor. Meister Thorwaldsen[224] hatte das Modell geliefert. Ein riesiger sterbender Löwe, den abgebrochenen, tödtlichen Speer zwischen den Rippen liegt in tiefer Felsenniesche [sic!], mit der rechten Pratze noch das Bourbonen-Schild deckend, welches er vertheidigte. „*Helvetiorum fidei ac vir-*

---

215 Der Wasserturm aus dem 14. Jhd.

216 Die in den Jahren 1666 bis 1677 errichtete Jesuitenkirche St. Franz Xaver.

217 Der bereits zu Zeiten der Abfassung vorliegenden Artikels geschleifte Turm der Keßler bzw. Kesselturm.

218 Jakob Robert Steiger (1801–1862), er war sowohl 1844 am 1. Freischarenzug gegen Luzern beteiligt gewesen als auch am 2. von 1845 (siehe hierzu S. 56, Anm. 151); mit Hilfe seiner Bewacher konnte er entfliehen.

219 Georg Friedrich Kauffmann (1679–1735), Organist und Komponist der „Harmonischen Seelenlust".

220 Siehe hierzu S. 61, Anm. 181.

221 Lat., „die Menschenstimme", ein Orgelregister (kurzbechriges Zungenregister, meist 8′, seltener 16′, mit unterschiedlichen Becherformen, aber stets kurzen Aufsätzen).

222 Lat., „die Engelsstimme", ein Orgelregister (Labialregister mit enger Mensur, oft als 4′-Ergänzung zu einem schwebenden 8′-Register).

223 Das in den Jahren 1819 bis 1821 auf Anregung von Karl Pfyffer von Altishofen (1771–1840) von Lukas Ahorn (1789–1856), einen Schüler Thorvaldsens (s. u.), geschaffene Löwendenkmal.

224 Der dän. Bildhauer Bertel Thorvaldsen (1770–1844), der am 12. August 1819 persönl. vor Ort die Anweisungen zur Ausführung seines Entwurfs erteilte.

tuti"[225] lautet die, über der Niesche in den Fels gegrabene Inschrift, – und weiter unten folgen sächliche und Namens-Angaben, welche berichten, daß dieses Monument jenen Schweizer Garden gesetzt wurde, die bei der Vertheidigung der Tuillerien und der königlichen Familie Ludwigs XIV.[226] am 10. August und 2. September 1792 fielen.

So widerwärtig der Eindruck stets und überall ist, wenn wir die freigebornen Söhne eines freien Volkes zu Häschern und Leibtrabanten, im Dienste eines ihnen völlig fremden Menschen, sich erniedrigen sehen, – so gewaltig es gegen unsere politischen und rechtlichen Gefühle ankämpft, Zeuge sein zu müssen, wie freie Männer, lediglich um des schnöden Verdienstes willen, Henker der Freiheit anderer Völker werden, – so müssen wir in dem hier vorliegenden Falle doch die seltene Bravour und das feste Halten des, ihrem neuen Herrn geschworenen Eides der Treue anerkennen, mit welchem diese, zu französischen Garden umgewandelten Schweizer in den Tod gingen.

„Auf Treue ruht des ganzen Lebens Bau!"[227]

ruft uns der Dichter begeistert zu. Ja! ja! Treue ist lauteres, gediegenes Gold, besonders wenn sie sich da bewährt, wo sie tief aus dem Herzen quellen soll. Wir müssen es gelten lassen, wenn die Geschichte der Partei die unverbrüchliche Treue dieser für die Tuillerien gefallenen Schweizer rühmt. Aber als welche Helden würden sie erst dastehen, wenn sie kämpfend für ihr bedrängtes Vaterland und für die alte Freiheit desselben gefallen wären? Das war der ältere Schwur, den ihre Väter schon für sie geleistet hatten, – das wäre die rechte, echte, edle, hohe Treue gewesen, die Treue dem Vaterlande geweiht! Sie geht über alle andern Eide der Welt. Nicht einer Krone, nicht einer Dynastie, nicht einem herrschenden Prinzipe gehört zuvörderst unser Herz und unsere Hand; dem Vaterlande, dem lieben Lande der Heimath, wo unsere Eltern und Ureltern strebten, kämpften, litten, wo unserer Jugend Wiege stand, ihm gehört unsere erste ganze, volle Treue an.

An's Vaterland, an's theure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,

[225] Dem Löwendenkmal wurden folgende Inschriften beigefügt: Oberhalb: „HELVETIORUM FIDEI AC VIRTUTI / Der Treue und Tapferkeit der Schweizer"; unterhalb: „DIE X. AUGUSTI, II ET III SEPTEMBRIS MDCCXCII \ HAEC SUNT NOMINA EORUM QUI NE SACRAMENTI FIDEM FALLERENT \ FORTISSIME PUGNANTES CECIDERUNT \ DUCES XXVI \ Maillardoz, Bachmann, Reding, Erlach, Salis-Zizers, H. Diesbach, Gottrau, L. Zimmermann, Wild, Castelberg, Gros, P. Glutz, S. Maillardoz, Ernest, Forestier, Diesbach, Steinbrugg, Waltner, I. Maillardoz, Müller, Montmollin, Castella, Orgemont, Caprez, Allemann, Chollet, Boecking, Richter \ MILITES CIRCITER DCCLX \ SOLERTI AMICORUM CURA CLADI SUPERFUERUNT \ DUCES XVI H. \ Salis-Zizers, Dürler, Pfyffer-Altishofen, E. Zimmermann, Repond, I. Zimmermann, Deluze, A. Zimmermann, Glutz, Gibelin, Maillardoz, De Ville, Constant-Rebecque, Lacorbiere, Forestier, Loretan \ MILITES CIRCITER CCCL \ HUIUS REI GESTAE CIVES AERE COLLATO PERRENNE MONUMONTUM POSUERE \ STUDIO C. PFYFFER \ OPERA L. AHORN \ ARTE A. THORVALDSEN / 10. August , 2. und 3. September 1792 \ Dies sind die Namen derjenigen, welche, um den Treueid nicht zu brechen, \ mit größter Tapferkeit kämpfend fielen \ 26 Offiziere \ Über 760 Soldaten \ Durch geschickte Fürsorge von Freunden überlebten die Niederlage \ 16 Offiziere \ Über 350 Soldaten \ Zum Andenken an diese Tat haben die Bürger aus gesammelten Geldern dieses Denkmal errichtet \ dank den Bemühungen Karl Pfyffers \ durch das Werk Lukas Ahorns \ durch die Kunst Albert Thorvaldsens." (Quelle: http://www.maison-du-chapeau.ch/luzern/loewendenkmal.html#title).

[226] Recte: Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet), von 1774 bis 1792 König von Frankreich.

[227] Zitat aus Ernst Raupachs (1784–1852) Drama „Die Hohenstaufen. Ein Cyklus historischer Dramen […]. Zweiter Band. 1. Kaiser Friedrich der Erste. III. Theil, oder: Friedrich und Heinrich der Löwe" [= Ernst Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. Sechster Band. Zweiter Band] (Hamburg: Hofmann & Campe 1837), S. 105.

Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
Kämpfe für's Vaterland! Du kämpfst für deine Liebe![228]

H. Berlepsch[229].

[228] Schiller, Wilhelm Tell, wie S. 63, Anm. 186, S. 66 (Zeilen 1-5) u. 121 (Zeile 6).

[229] Der Buchhändler und Schriftsteller Hermann Alexander von Berlepsch (1814–1883), der zahlreiche Werke über die Schweiz verfaßte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 67f.

DXXXV. Brest.

Das Getümmel auf den Meeren, das so lange Jahre die Fluth mit Blut geröthet und den Donner der Ge schütze von Gestade zu Gestade gesendet hatte, ist vorüber. Die Flotten des Friedens vereinigen die Flaggen, welche sonst die Geschwader des Kriegs feindlich schieden. Neue Schwungkräfte bewegen die Gesellschaft; sie haben ein Uebergewicht über die alten, die Herrschaft über sie erlangt. Das alte krieggewöhnte Geschlecht, das die Zeit der Schlachten gesehen, ist größten Theils abgetreten, und die Politik des Kriegs geht mitsammt der alten Monarchie, ihrer Mutter, allgemach zu Grabe. An ihrer Stelle hat, die Volksfreiheit ihr Banner aufgepflanzt mit der Inschrift: – Brüderlichkeit unter allen Nationen! Das Schwertrecht sinkt mit der Alleinherrschaft; die Demokratie stellt das. Menschenrecht an seinen Platz: ein Tausch des Segens.

Mit dem Krieg selbst müssen nothwendig auch die Rüstzeuge des Kriegs an Bedeutung verlieren: – namentlich die kostspieligsten. aller: Kriegshäfen und Arsenale. – Es ist berechnet worden, daß seit dem Pariser Frieden[230] die europäischen Seemächte allein auf ihre Kriegsmarine und deren Anstalten, 9000 Millionen Gulden[231] verwendet haben. – Arm machte man die Völker, man belastete die Budgets der Staaten in unerträglicher Weise, um Kriegsschiffe zu bauen, damit sie in den Häfen verfaulten. Und wer zählte die Millionen, welche die Befestigungen kosteten, um die Waffenplätze der Seemächte zu schirmen gegen etwaigen feindlichen Handstreich? Niemals ging die Vergeudung der öffentlichen Gelder in dieser Beziehung weiter, als während Ludwig Philipp[232] den Thron Frankreichs einnahm. Die Eifersucht zwischen diesem Lande und Großbritannien, sich einander mitten im Frieden in Zurüstungen für den Seekrieg den Rang abzulaufen, war in dieser Zeit so groß, daß beide Mächte ihr beständig die größten Opfer brachten. Jede bewachte die andere mit Argusaugen[233] und der Bau eines Schiffs auf der einen Seite, jede Verbesserung in der Befestigung der Häfen, rief ein entsprechendes Thun im Nachbarlande hervor. England umgab sein Portsmouth und Plymouth mit dreifachem Panzer: Frankreich that mit Dünkirchen, Toulon, Rochefort und Brest das Nämliche. – Das wird nun anders werden. Wie in dem Heere, so ist auch in der Marine das alte System gänzlich zusammengebrochen und wie dort die Volksbewaffnung an die Stelle der Armeen tritt, so wird auch hier das Wehrhaftmachen der Handelsmarinen an den Platz verfaulender Kriegsflotten treten. Man wird dadurch für den Krieg Stärke gewinnen und Milliarden für Zwecke des Friedens erübrigen.

Brest, an der Spitze des weit in das atlantische Meer sich hinausreckenden Bretagner Vorlands, ist der stärkste See-Waffenplatz des französischen Nordens. Der Außenhafen, dessen Eingang zu beiden Seiten von Forts geschützt ist, ist so geräumig und tief, daß 500 Kriegsschiffe in demselben ankern können. – Der zweite, innere Hafen ist schmal, vertheidigt von Batterien, eingefaßt von prächtigen Kayen, Werften, Docks, unermeßlichen Vorrathshäusern und den Kasernen für 8000 Mann. Er faßt eine Flotte von 50 bis 60 Segeln. Die Stadt selbst, terrassenartig auf Felsgrund gebaut, ist schön und licht

---

230 Siehe hierzu S. 12, Anm. 21.

231 Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

232 Louis-Philippe (1773–1850), von 1830 bis 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

233 Die Göttin Hera (griech. Ἥρα, Héra) hatte Io (Ἰώ, Iṓ), eine Geliebte ihres Göttergatten Zeus (griech. Ζεύς, Zeús), in eine Kuh verwandelt und ließ sie vom Riesen Argos (griech. Ἄργος, Árgos; lat. Argus) bewachen, um zu verhindern, daß es zu einem Schäferstündchen zwischen den beiden kommt. Argus verfügte über hundert Augen, von denen zwar jeweils ein Teil schlief, der Rest jedoch wachte, wodurch er Io unausgesetzt im Auge behalten konnte, weshalb er auch auf Befehl des Zeus vom Götterboten Hermes (griech. Ἑρμῆς, Hermēs) zunächst eingeschläfert und anschließend getötet wurde; seine hundert Augen überführte Hera auf das Gefieder des Pfaus.

in ihren neuern, winklich und düster in ihren ältern Theilen. Alle der Marine eines großen Reichs förderlichen Bildungsanstalten find hier anzutreffen: Seekadettenschule[234], Schule für Schiffbau, Institut für Steuerleute, Lootsenschule[235], Sternwarte[236]. Auch zur Förderung des Handels hat die Regierung in Brest eine Menge Anstalten gegründet: Handelsacademie, Börse, höhere Lehranstalten für Chemie, Physik, Pharmazie und Naturkunde mit botanischem Garten und großen Sammlungen und Apparaten. – Brest war von jeher ein Schooskind des Staats und hat sich durch jene bequeme Loyalität der Gesinnung, welche die faktische Staatsgewalt stets als die rechtmäßige ansieht, unter allen Wechseln der Regierenden und Regierungsformen den Sonnenschein der Macht zu bewahren verstanden. Die Bevölkerung (33,000) findet ihre Haupterwerbsquellen in den vielen Millionen, welche der Staat Jahr aus Jahr ein für Marinezwecke verausgabt, und auch der Handel hat meist keine andere Beziehung, als dieß Verhältnis. – Die Leinwand- und Tuchmanufakturen, wegen welcher einst Brest so berühmt war, ist bei Weitem nicht mehr, von der früheren Wichtigkeit und andere größere Gewerbe sind nicht vorhanden.

Die Festungswerke von Brest, die Vauban[237] anlegte und Carnot[238] erweiterte, gelten als unüberwindlich. Ein einziges Mal (1694) wagte es eine Flotte der Briten sie anzugreifen; aber der englische Bulldogmuth holte sich blutige Köpfe: sie wurde zurückgeschlagen und eine, große Zahl ihrer Schiffe von den Hafen-Batterien in den Grund gebohrt.

---

234 Die am 12. November 1822 eingerichtete „École de mousse“.

235 Wohl alles Abteilungen der 1752 gegründeten und noch heute bestehenden „Académie de marine“.

236 Der Bau des heute nicht mehr existierenden Gebäudes war im Jahre 1796 begonnen worden.

237 Der frz. Festungsbaumeister Sébastien Le Prestre, seigneur de Vauban (1633–1707).

238 Der frz. Mathematiker, Physiker, General und Politiker Lazare Nicolas Marguerite, comte Carnot (1753–1823).


DXXV
BREST
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 69f.

Meine Verschwörungs-Beichte.

„Nur Völker werden einst die Kronen tragen,
Nicht Könige!"[239] –

Kennst du den Bund, der viele Jahre schon in Deutschland an jedem Herde sitzt, seine Genossen zählt in allen Ständen, unter Männern und unter Frauen, unter der Jugend wie unter den Alten; den Bund, der tagt bei hellem Sonnenschein und Reden hält auf Märkten und auf Straßen, im Klub und in der Schenke; den Bund, der sich erkennt ohne Zeichen, der ohne Obere fest zusammen steht; die Propaganda, welche keine Waffen führt und dennoch herrscht in Millionen Herzen; die Verschwörung, vor deren Macht die gesalbten Häupter kein Nimbus schützt und die mit sicherer Hand dem Verbrechen bis auf die höchsten Throne nachfolgt? Kennst du den Bund? — Es ist die heilige Allianz des gekränkten Rechtsbewußtseyns, des entrüsteten Nationalgefühls, der getretenen Menschenehre, der beleidigten Manneswürde, der betrogenen Hoffnungen, des mißhandelten Volksvertrauens, der versagten Rechtsforderungen, des verkümmerten Wohlstandes, der hoffnungslosen Armuth, des gequälten und gefolterten und gehöhnten Lebens – gegen den frechen Uebermuth der Herrschaft, gegen das stolze, starre, volksfeindliche Beamtenthum, gegen den Zwang der herzlosen Gewalt, gegen den todten, kalten Mechanismus des Regierens, gegen aristokratische Anmaßung, gegen die Raubsucht und die Judenkniffe der Finanz, gegen das Verkehrte in den Prinzipien der Staatsverwaltung, Rechtspflege und Volkserziehung; – es ist der heilige Bund des grimmen Unmuths über unsere Zustände, der seit Jahren jeden Patrioten erfüllt mit dem Schmerzgefühl tiefer Schmach, die von einem Ende des Vaterlandes zum andern durch alle Geister zieht. – Das ist das Geheimniß von dem deutschen Bunde[240] zur Entfernung der Willkürherrschaft, zur Rettung der Volksehre, zur Aufrichtung der Menschenwürde, zur Entfesselung der Volkskräfte, zur Machterhebung der Nation, zur Vindikation[241] ihres ewigen Rechts auf Selbstherrschaft und Selbstregierung und ihres Willens, der Monarchie, so lange ihr überhaupt noch Bestand oder Duldung in deutschen Landen zu gönnen sey, die Macht zu nehmen, das Volk im Aufbau seines Glücks zu stören oder es daran zu hindern. Dieses ist die permanente Verschwörung des hellen Tags, welche die dumme Polizei so lange bei Laternenschein gesucht hat. Und dieser Konspiration habe ich angehört von Anbeginn, ich habe sie gefördert ohne Unterlaß; ich habe sie gepredigt aller Orten, ihr Ziel und ihre Bedeutung habe ich jederzeit verkündigt. Rastlos ist mein Wirken für sie gewesen; nie aber war's ein Wirken bei verschlossenen Thören, oder in Kisten und Kästen verborgen, oder in Briefen versiegelt. Nein! nichts wissend von Menschenfurcht und baar jener zagen Sorglichkeit, welche sich äußeren Verhältnissen unterordnet und das Licht unter den Scheffel stellt, habe ich meine Herzensgedanken immer ausgesprochen ohne Hehl, und wo es galt, ein Recht zu vertreten, oder die unterdrückte Unschuld mit dem Schild des Worts zu decken, keine Macht, kein Verhältniß geschont. Das ist offenkundig; und doch hat das nicht gehindert, mich zu verdächtigen, mich zu verfolgen, mich anzuklagen, mich vor Gericht zu ziehen und, als die Proscription[242] der Volksmänner in unserm Deutschland auf der Tagesordnung stand, mich auf der Liste oben an zu stellen. Wie es früher geschah, so geschieht's heute noch; wie heute, so wird's künftig seyn. Kann man mich verderben, so wird man mich verderben. Immerhin! der Sturm des losgeketteten Hasses und der blinden Leidenschaft soll mich nicht bekümmern. Weht er Ziegeln von mei-

---

[239] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[240] Siehe hierzu S. 14, Anm. 26

[241] Hier wohl einfach im Sinne von Forderung.

[242] Von lat. proscriptio, die Bekanntmachung, die Achterklärung; hier eindeutig im letzteren Sinne gebraucht.

nem Dache, lege ich andere auf; schlägt er mir die Schornsteine herab, baue ich neue, festere hin. – Gegen hundert offene Feinde habe ich stets tausend stille Freunde gewonnen, die auf meine Seite traten und in meiner Ueberzeugung das Echo ihrer eigenen fanden. Also ist's dreißig Jahre fortgegangen, bis der gerechte Gott der gerechten Sache den Sieg verlieh, und so soll's bleiben bis an's Ende. Die schwachen Kräfte, die ich von Oben habe, will ich anwenden, einzugreifen in das Rad der Zeit, antreibend oder hemmend, abhaltend oder ermunternd, tadelnd oder lobend, wie ich's eben für Recht halte und es der Aufschrift meiner Fahne: – „Humanität und Freiheit!" – ansteht. – Grau wird mein Haar und der Frost des Lebens fängt an, mich zu schütteln. Das soll aber nicht schaden. So lange die Flamme im Herzen nicht niedergeht, wird der alte Tribun in Sachen der Völker ein Wörtchen mit zu sprechen haben; sinkt aber das Feuer, – nun, so weiß er, daß er zu nichts mehr nutz ist, und dann legt er die Feder nieder. –

Meyer.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 71-75.

DXXXVI. Homburg vor der Höhe; das Kurhaus.

Es geht ein Spruch im Volk um:

Wie der Homburger Knecht?
So schlecht;
So gemein,
So klein. –

Der Spruch kann nicht nach Oben schielen; denn die souveraine Landgrafschaft Hessen-Homburg war bis zum Todestage des letzten hochseligen Herrn[243] das „*beau ideal*"[244] der Monarchie und das einzige deutsche Land, welches das göttliche Recht fürstlicher Alleinherrschaft in fleckenloser Reinheit bewahrte. Hier konnte der Sedez[245]-Monarch in Wahrheit sagen: „Der Staat – der bin ich."[246]

Ich erinnere mich noch, wie in den dreißiger Jahren von Zeit zu Zeit die „gute Presse" über die homburger Zustände ihren schuldigen Rapport machte, und wie lustig es zu lesen war, wenn man das Glück jener Zustände auf der Folie des Zwiespalts konstitutioneller Prinzipien schimmern und schillern ließ. „Wie fühlen wir uns unter dem patriarchalischen Regiment" – so hieß es allemal – „gegen andere Staaten so glücklich! Bei uns weiß man nichts von der verächtlichen Gaukelei mit der plebejischen Freiheit; von keinem Liebäugeln und Kokettiren mit Parteien und Meinungen, von keinem Aufspiel der Freiheitslieder, von keiner Lockpfeiferei, um liberale Gimpel zu fangen. Unsere Regierung braucht den Honigseim freimüthiger Redensarten nicht in den Mund zu nehmen, oder durch ein schmollendes Wort mit gerunzelter Stirn, naseweise Journalisten einzuschüchtern und zurecht zuweisen. Das Szepter „Von Gottes Gnaden!" wird von unserm „Herrn" mit Ruhe und Würde geführt. Der Widerspruch ist hier eine Unmöglichkeit und jeden Zweifel in das Wohlmeinen unsers Fürsten erachten wir für ein Verbrechen. Das Alte im Regiment ist uns ehrwürdig, das Bestehende wird für unverletzlich gehalten, und was anderwärts die Zeit an Neuerungen geboren hat für Gesellschaft, Staat und Kirche, wird bei uns angesehen als blauer Dunst und für das, was sie wirklich sind: – nämlich Irrlichter, emporgestiegen aus dem Sumpfe unheimlicher Pöbelherrschgelüste, um Zeit und Volker zu äffen."[247] – Glücklich hieß das Land Homburg, wo es dem Fürsten mit dem strengen Geist des Soldaten gelungen schien, das ganze Leben des Staats in die starren Formen des Gehorsams zu drängen und jedes Widerstreben auszurotten bis auf die kleinste Wurzel. Und in der That hatte das Ländchen die äußern Zeichen der Ruhe und Zufriedenheit.

Wie war es aber im Innern beschaffen, wenn man die gleißnerische Decke aufhob? Das wollen wir jetzt betrachten. Der Stoff ist nicht übel für ein Genrebildchen besonderer Art. – Nun, wir wollen's versuchen und mindestens soll man in unserer Schilderung die Wahrheit nicht vermissen. –

---

[243] Philipp (1779–1846), seit 1839 Landgraf von Hessen-Homburg.

[244] Frz. beau idéal, das Schönheitsideal.

[245] Das zweitkleinste Papierformat, bei dem ein Bogen 16 Blätter, also 32 Buchseiten, umfaßt; die kleinen dt. Territorialstaaten wurden gerne abfällig als Sedez- bzw. Duodez-Fürstentümer bezeichnet.

[246] Frz.: „L'état c'est moi!" Der Ausspruch wird allgemein dem frz. König Ludwig XIV. (siehe hierzu S. 105, Anm. 338) zugesprochen.

[247] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Es ist in den Büchern der Geschichte wie auf den Landkarten der Gegenwart kein Mangel an Namen, welche uns unmittelbar vor ein Verbrechen führen, das von Fürsten und Regierungen geheim oder öffentlich begangen worden ist. Diese Namen selbst sind die Schandsäulen für Missethaten wie für die Missethäter: die Geschichte bewahrt sie ewig in ihrem schwarzen Buche und zeigt die wahre Gestalt derselben unwandelbar allen Zeiten und allen Völkern, die ihr die Thore öffnen; und die Gegenwart wird sie so lange laut beim rechten Namen rufen und in all ihrer Häßlichkeit und Niedrigkeit hervorreißen an das Licht des Tags, vor die Augen des Volks, auf den Markt der richtenden Oeffentlichkeit, bis die Hand des Rechts über sie den Stab bricht, oder der Fußtritt des allgemeinen Abscheus sie niederwirft, oder sie zusammensinken und verenden in ihrer eigenen Nichtswürdigkeit.

Vor eine solche Schandsäule führt uns unser Stahlstich. Als hätte der Gedanke seinen Unmuth über das Bild walten lassen, so trüb und finster blickt es uns an. Und dieser Gedanke hatte Recht. Trüb und finster wird der Blick des Ehrenmannes, der in diesen Winkel des schmutzigsten fürstlichen Erwerbs blickt. Ja, ein mit dem Panzer der Unverletzlichkeit angethamer deutscher Souverain ist es, der hier Gold einschachert um Glück und Ehre von Tausenden! Ein Mitglied des deutschen Fürstenbundes ist hier Schutzherr und Eigenthümer einer Anstalt, in welcher Verbrecher gebildet und von Verbrechern um Hab und Gut und Menschenwürde betrogen werden. Das ist geschehen und geschieht noch im Jahre Ein tausend acht hundert acht und vierzig zu Homburg vor der Höhe durch des Landgrafen von Hessen-Homburg Durchlaucht, des Verpächters der dortigen Spielbank[248] an die Gebrüder Leblanc, die Obersten in dieser Hölle! –

Das Hazardspiel[249], Tochter der niedrigsten Leidenschaft und eine fruchtbare Mutter von Verbrechen, hat gerade in dem gebildeten, fleißigen und ehrlichen Deutschland seine eifrigsten Pfleger und Beförderer. Neben den zwanzig großen, sorgfältiger als das segenvollste ehrliche Gewerbe geschützten Spielhöllen in den Bädern pflegen die deutschen Fürsten und Regierungen zahlreiche Klassenlotterien. Wie jene in der Regel die Chatoullen der Reichen fegen, beuten diese eben so betrügerisch den Geldsack des Mittelstandes aus. Vollständig aber wird die teuflische Trias durch jene schwarze Täfelchen mit den fünf Nummern des Lotto, welches, wiederum im Dienste von deutschen Fürsten und Regierungen, die schweißigen Spar- und Noth- und Brodpfennige aus den Lederbeutelchen des Bauers, des Handwerkers, des Taglöhners maust.

Mancher wirft mir vielleicht die Frage entgegen: Wird denn Jemand zu diesen Spielen gezwungen? Wenn Niemand mehr spielt, muß dann nicht dieser privilegirte, öffentliche Betrug von selbst ein Ende nehmen? – Diese Frage beantwortet sich am besten durch die Gegenfrage: Wohin ist die Scham jener Regierungen gekommen, welche ihrem hehren, göttlichen Beruf, vor dem Volke ein Wegweiser zu seyn zu allem Guten, Beglückenden und Ehrenden und ein Schirm gegen die schwarzen Geister der Verführung und Erniedrigung – so bis in's Innerste untreu wurden, ja, so in's graste Gegentheil verkehrten, daß sie, diese Regierungen, alle Mittel ihrer Macht anwandten zur Aufrichtung, Erhaltung, Vermehrung und Erkräftigung von Anstalten, deren einziger, vor aller Welt offen daliegender Zweck nur Verführung der Einzelnen zum Spiel und Beraubung durch das Spiel ist und seyn kann? War einer jener vielen großen und kleinen Spielhöllen-Schirmherren überzeugt von der Heilsamkeit derselben für sein Volk? Oder sprach nur der „beschränkte Unterthanenverstand" in allen jenen deutschen Ständekammern aus dem Munde der geehrtesten und geliebtesten Männer der Nation gegen dieses entsittlichende, Ehre und Tugend vergiftende, seelenmörderische Treiben der geldgierigen Finanzleute und Regenten? Nein! anerkannt wurde das Schändliche und Verderbliche der geduldeten wie der gehegten Hazardspiele, aber gewogen wurde ihr Abwurf und ihr Wesen auf der Wage des niedrigen Eigennutzes, der verächtlichen Selbstsucht: das Belehren und Mahnen und Bitten der redlichen Männer des Volks verhallte vor dem Klirren des Sündengeldes, und die Spielwuth wurde im Volke genährt durch alle Mittel der „guten" Presse, die für ein Wort der Freiheit und Ehre nie einen Buchstaben im Kasten

[248] Die am 19. Juli 1840 von den Zwillingsbrüdern François (1806–1877) und Louis Blanc (1806–1850) in Bad Homburg gegründete Spielbank.

[249] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko".

hatte! Hatte doch der Bayernfürst[250] sein Königswort gegeben, das Staatslotto aufzuheben, sobald der Finanzzustand ein besserer sey. Und alsbald kam's heraus und wurde durch das Finanzministerium bestätigt, daß schon seit vielen Jahren ein Ueberschuß von Millionen im Staatshaushalte war; doch die Erfüllung des verpfändeten Königsworts zur Abschaffung des Lotto blieb die Regierung schuldig. Ludwig I., vom Thron herabgestiegen, hat das Versprechen ungelöst zurückgelassen und jetzt erst hat die Furcht vor der entrüsteten Volksmeinung den Ablaßkasten des Betrugs zerschlagen! Schon 1843 hatten sich die Stände erboten, das ganze Sündengeld des Lottoabwurfs durch ehrliche Steuern zu decken und das arme Land von jener Pest zu heilen. Was war die unter königlicher Sanktion gegebene Minister-Antwort auf diesen ehrenhaften Antrag der Stände? „Die Regierung (so hieß es) gehe auf dieses Anerbieten nur deshalb nicht ein, weil das Lotto eine **indirekte** Steuer sey, zu deren Forterhebung das Gouvernement nie einer ständischen Zustimmung bedürfe"[251], wie dieß bei den direkten der Fall ist. Auf so schamlose Weise konnten noch vor Kurzem die höchsten Staatsbehörden das sittliche Gefühl und volksveredelte Bestrebungen mit Füßen treten, solchen Hohn trieben die besternten Menschen mit dem Volke, dessen Brod sie aßen! – Und der Bundestag[252]? Wie nahm dieser die dringlichsten Vorstellungen um Befreiung der deutschen Erde von den privilegirten Spielanstalten, diesen Schandthaten deutscher Regierungskunst, auf? Nicht anders, als es von ihm, dem Gebrandmarkten, zu erwarten war. Er ließ der Schurkerei ihren Lauf, ließ die Staatsgewalt auf die Schwachheiten, Leidenschaften und die Dummheit des Volkes ruhig fortspekuliren und ihm die Beutel leeren. Alle Anstrengungen einzelner Ständekammern, wie jener Badens, Würtembergs, Bayerns scheiterten an der Geldgier einzelner Bundesfürsten. Der Landgraf von Hessen-Homburg stand nicht allein; er hatte Consorten im Bunde und in der Schande deutscher Fürsten.

Unter den großen Spielpachtwirthschaften von Aachen, Baden, Köthen, Ems, Pyrmont, Wiesbaden und Homburg ist letztere vor allen andern berüchtigt. Finden jene ihre Beute vorzugsweise unter dem Haufen der blasirten Welt, unter Narren, Verschwendern und Abenteuerern, dem häßlichen Gegenstück zu der jammernden und verhungernden Armuth, so befleckt und zerstört die Diebsbande in Homburg das Beste der deutschen Nation: Familie und Jugend! –

Die Lage dieses fürstlichen Raubnestes zwischen hochwichtigen Handels-, Kriegs- und Universitätsstädten, dazu die rasche und wohlfeile Beförderung durch Eisenbahnen und Dampfschiffe – das, nicht die Firma, unter welcher gesündigt wird, das Lockwort: „Bade-Anstalt," verhilft ihm zu der starken Besucherzahl, mit welcher jährlich stolzer die Saisonberichte prahlen. Darin aber liegt gerade das Entsetzliche, daß das Alter, welches der Verführung am leichtesten zugänglich ist, fast beständig seine verlockendste Quelle vor Augen hat. Wir verzichten auf die traurige Mühe, das Bild der durch Homburg bewirkten Korruption in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft ins Detail auszumalen, wir erinnern nur an die schauerlichen homburger Nachtbilder in den Reisebüchern und den Berichten über Spielerunglück und Verbrechen, welche Jahr aus Jahr ein als so viel Anklagen die Zeitungen füllen, an die Commis, Handelsreisende, Offiziere, junge Beamte, Studenten, welche ihr Lebensglück auf eine Karte setzten, an die Kauf- und Handelsleute jeden Rangs, die dort mit einem Schlag ihre und ihres Hauses Kraft und Ehre niedergeschmettert sahen, an die Spekulanten aller Art, welche – eine schlimme Sucht unserer Zeit! – ohne Anstrengung reich werden wollen. Und dabei ist noch lange nicht das Entsetzlichste, daß so viele unglückliche Spieler die Zahl der Bettler und Vagabunden vermehren, oder mit Selbstmord enden, sondern daß, trotz aller dieser Schaudergeschichten, die kein Schleier verbirgt, auf welche die volle Sonne des Tags und der Oeffentlichkeit scheint, dennoch die Macht der Verführung den vollständigsten Sieg über die Kraft der Abschreckung gewonnen hat! Ueber die Leichen der Selbstmörder reißt die Leidenschaft den Spieler zum grünen Tisch hin, und lächelnd streicht der Schirmherr von Jahr zu Jahr ein höheres Pachtgeld in seinen Seckel.

Gottlob, das wird jetzt anders werden, weil es anders geworden ist. Wie alles Unrecht von Gott verlassen ist, der allein der gerechten Sache hilft; wie alles Schlechte im deutschen Staate offenbar geworden ist im Sonnenlicht der Freiheit; wie alle Macht zusammen bricht, die nicht auf dem Rechte ruht,

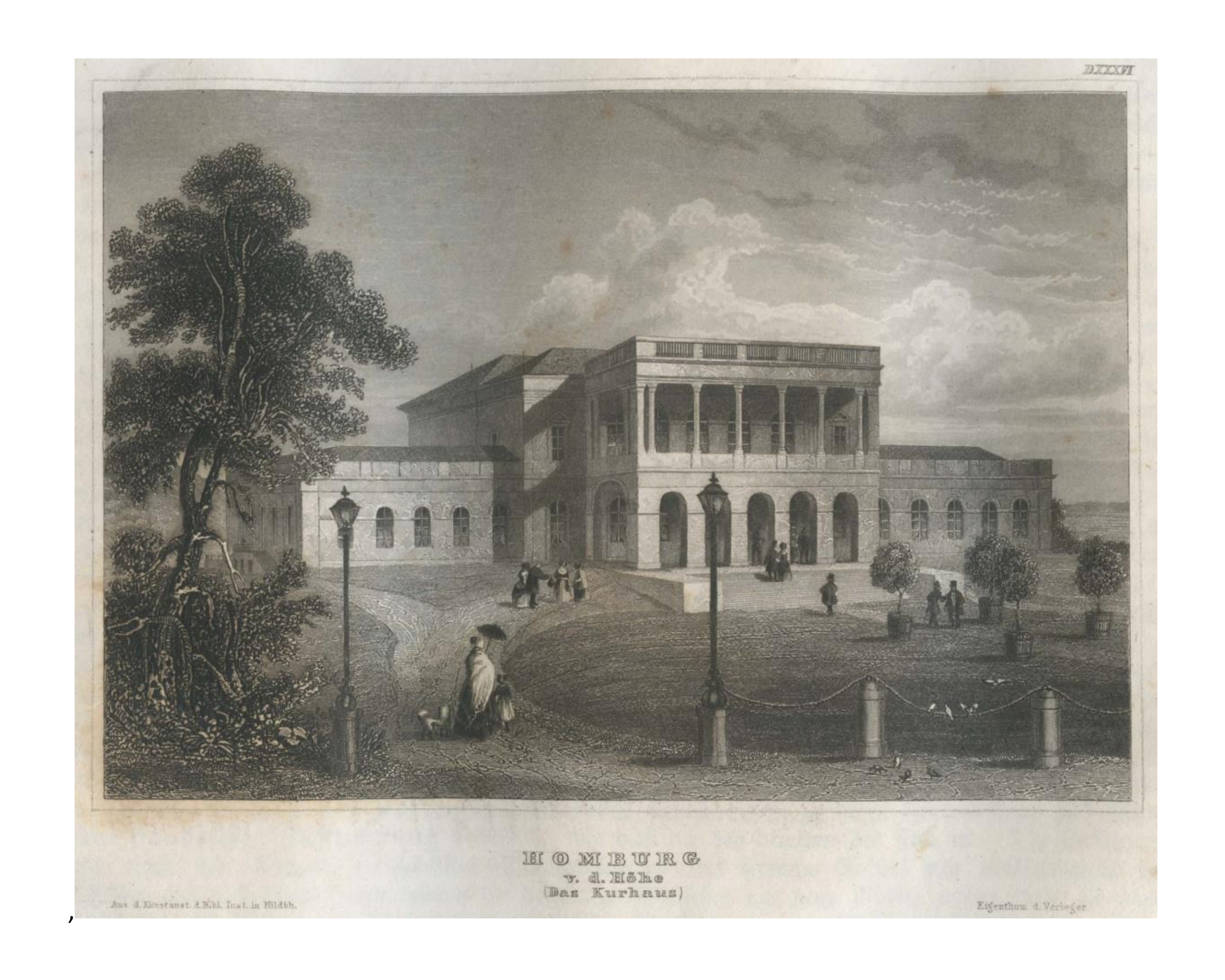
[250] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

[251] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[252] Siehe hierzu S. 29, Anm. 64.

und Alles untergeht, was dem ethischen Weltgesetz widerstrebt hat; – wie der Nimbus verschwindet, den der Aberglaube um die Häupter der Gesalbten zog, das gekrönte Verbrechen seinen unerbittlichen Richter gefunden hat und die Schuld im Purpur ihren Schandpfahl: so sind auch die Anstalten zur schnödesten Volksberaubung dem Untergang geweiht, und sie können, was auch zu ihrer Erhaltung noch geschehen mag, ihrem Verderben nimmer entrinnen. Es wanken die stolzen Prachtgebäude des Verbrechens überall, und auch die Stützen des Diebsbaues, den wir vor Augen haben, sind zum Brechen morsch, auch diese Anstalt wird in ihrem verpestenden Elemente untergehen und mit sich in den Grund reißen, was sich an sie anklammert und sie aufrecht zu erhalten sich bestrebt hat. Es bleibt vom ganzen Bau nur eine Säule übrig, – die Schandsäule, die hoch emporragt.

Von Homburg, als Badeort, ist wenig mehr zu sagen, als daß es durch die lobpreisenden Ankündigungen und Einladungen in allen europäischen Zeitungen das ihm gebührende Verdienst zehnfach vergrößert. Aber selbst wenn jede solcher Phrasen doppelte Wahrheit wäre, so können sie uns den Gedanken nicht aus dem Kopfe bannen, daß wir nimmermehr Heilung für den Leib da suchen würden, wo die Verwüstung der Seelen der einträglichste Theil des gesammten Geschäfts ist. Erst dann, wenn die Heilgöttin Homburgs nicht mehr am Arme des Spielteufels wandelt wie eine schlechte Dirne, – erst dann wird sie zu Ehren und Achtung kommen, und auch dann erst wird die Stadt in ihren Quellen nicht blos eine ehrlichere, sondern auch eine reichere Nahrung finden, als die schmutzigen Brosamen sind, die ihr bisher von den grünen Tischen zufielen.



HOMBURG
v. d. Höhe
(Das Kurhaus)

,

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75f.

DXXXVII. Die Franzensveste[253] in Tyrol.

Die hohlen, tönenden Worte der Eitelkeit und Schmeichelei – wie oft reißt sie die Geschichte stammelnd auseinander! Auch Deutschland hat solcher Namen die Menge, neue wie alte. Es hat Heilige Allianz-Citadellen, Nikolaus-Forts, Kongreß-Basteien, und seit einem Jahrtausend plaudert es der Schuljugend vor von einem deutschen Meere, auf dem alle Flaggen zu finden und geschützt sind, nur die deutsche nicht[254]. Oder ist es eine Fabel, daß von der deutschen Nation selbst, von ihrem Daseyn, bis vor 6 Wochen der deutsche Bundestag[255] nichts gewußt hat? Daß ein Kaiser von Oesterreich den Schatten eines Königs von Jerusalem[256] hinter sich herschleift zum Gelächter der ganzen Welt und bis auf den heutigen Tag den Fürsten von Sachsen das Gespenst eines „Herzogs von Engern und Westphalen“[257] nachläuft? In solchen Dingen könnten wir an den Franzosen ein Beispiel nehmen. Haben Zeit und Geschichte einen Namen oder Titel zum Gespött gemacht, so streichen sie ihn weg ohne Weiteres und machen einen passenden daraus. Wie viele Orleansville’s sind in den letzten Februartagen von den französischen Karten geschwunden[258] und wie viele *Royal*-Namen von den Straßenecken und Palastpforten, von den Brücken und Kanälen, von Schauspielhäusern und Monumenten, von Anstalten, Körperschaften und Vereinen! Alles Namen, welche die Herrlichkeit des abgeschafften Königthums künftigen Zeiten erzählen sollten, und Zeugniß ablegen von der Schmeichelei und dem Knechtsinn der Menschen.

---

[253] Ital. Fortezza; zwischen 1833 bis 1838 nach Plänen des österr. Festungsbaumeisters Franz Scholl (1772–1838) erbaut.

[254] Die Frankfurter Nationalversammlung hatte am 14. Juni 1848 in einer ihrer ersten bedeutenden Entscheidungen beschlossen, eine deutsche Flotte aufzustellen und dafür sechs Millionen Reichsthaler bereitzustellen. Am 4. Juni 1849 kam es dann zum ersten Gefecht mit den Dänen.

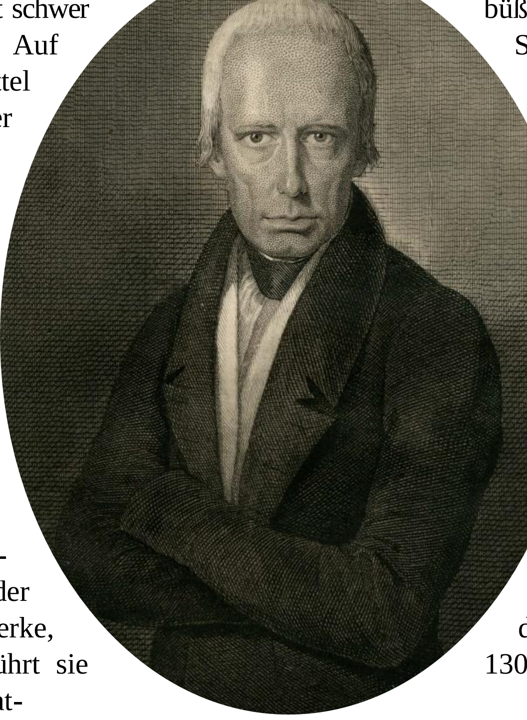
[255] Siehe hierzu S. 29, Anm. 64.

[256] Der „Große Titel“ für den Kaiser von Österreich lautete bis zum 3. Oktober 1866 offiziell folgendermaßen: „Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Franz Joseph I. von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Lombardo-Venetien; König von Jerusalem etc.; Erzherzog von Österreich; Großherzog von Toskana und Krakau; Herzog von Lothringen, von Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina; Großfürst von Siebenbürgen, Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Niederschlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; Gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradisca; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Niederlausitz und in Istrien; Graf von Hohenems, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc.; Herr von Triest, von Cattaro und auf der Windischen Mark; Großwojwode der Woiwodschaft Serbien etc., etc.“ 1866 erlosch der Titel eines lombardo-venetischen Königs. Die übrigen Titel, wobei es sich jedoch größtenteils um reine Anspruchstitel handelte, gingen 1916 an Kaiser Karl I. (1887–1922) über, blieben also bis zum Ende der Monarchie 1918 erhalten.

[257] Die Bezeichnung „Engern“ wurde bis 1806 im Titel des Herrschers des jüngeren Herzogtums Sachsen („Herzog von Sachsen, Engern und Westfalen“) geführt. Mit der Übernahme Westfalens 1815 ging die Titulatur „Westfalen und Engern“ an den preußischen König Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) über.

[258] Der Name Orléansville für das heutige Ech Cheliff (arab. الشلف, aš-Šalif; Tamaziɣt ⵛⵛⵍⴻⴼ, Cclef) in Algerien hat sich immerhin bis 1964 erhalten.

Die Franzensveste mag ihren Namen immerhin behalten. Die beste Seite der Regierung Kaiser Franz II. von Oesterreich[259] – diese Regierung, welche so viel verschuldet hat, was die Gegenwart schwer büßen muß, – war ihre Sorge für materielles Volkswohl. Auf Straßenbau, allezeit eines, der wichtigsten Förderungsmittel des öffentlichen Wohlstands, – wendete Oesterreich über 200 Millionen. Die Wege, welche es über die Alpen führte, über Höhen, wo der ewige Winter haust, übertreffen Alles, was die Alten Großes der Art ausgeführt haben – und selbst die Bauten Napoleons[260], die Straßen über den Simplon und den Cenis, können sich nicht mit jenen messen.



Franz I. von Österreich
(siehe hierzu S. 82, Anm. 259).

Zum Schutz der Wege, welche, aus Kärnthen und Italien kommend, unweit Brixen[261], bei dem Dorfe Vahrn[262], im Eisackthale[263] zusammenstoßen, wurde auf einem Granitkegel in den Jahren 1833–38 von Oesterreich eine Citadelle erbaut und Franzensveste geheißen. Sie beherrscht den Vereinigungspunkt der Straßen vollkommen und von solcher Stärke sind ihre Werke, daß sie für uneinnehmbar gelten. Vollständig armirt führt sie 130 Kanonen von schwerem Kaliber und 1200 Mann Besatzung. Die Batterien erheben sich staffelnweise am Berge, eine über der andern, bis zum Gipfel. Alle Kasematten[264] und Vorrathsräume sind bombenfest und meistens in den Felsen selbst gehauen; die Werke sind durch unterirdische Gänge mit einander verbunden. Kürzlich sind noch Befestigungen an der Eisack-Brücke dazu gekommen, und es wird dadurch die Stärke des Platzes, der, nach dem Abfall Italiens[265], für Oesterreich, die größte strategische Wichtigkeit hat, sehr vermehrt.

---

[259] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte. Der Stahlstich ist unsigniert.

[260] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen.

[261] Ital. Bressanone.

[262] Ital. Varna.

[263] Ital. Valle Isarco; ladin. Val dl Isarch.

[264] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft“ über ital. casamatta, „Wallgewölbe“), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

[265] Am 30. Mai 1848 hatten die österr. Truppen in Peschiera vor denen Karl Alberts I. von Sardinien-Piemont (ital. Carlo Alberto di Savoia; 1798–1849) kapituliert, der Rest der Österreicher zog sich zwischenzeitlich nach Verona zurück. Auf diesen Erfolg hin wurde Karl Albert spontan zum König von Italien proklamiert. Nach dem österr. Sieg bei Custozza am 25. Juni 1848 entwickelte sich die militärische Lage jedoch wieder zuungunsten Italiens, so daß am 8. August die österr. Herrschaft über Norditalien als wiederhergestellt gelten konnte. Der Artikel dürfte also Anfang/Mitte Juni 1848 verfaßt worden sein.



FESTUNG BRESSENONE

(FRANZENVESTE)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 81-84.

DXXXX. Der Gross-Glockner*)[266].

Die Alpen, „die silberne Krone Europas," sind nicht eine Gebirgskette: sie machen eine ganze Gebirgswelt aus, welche in Domen sich wölbt, in Hörnern emporzackt, aufstarrt in himmelhohen Wänden, in Nadeln und Thürmen ausspitzt und aus seinen Knotenpunkten schmale Graten und scharfe Kämme ausstreckt, wie ein Polyp seine hundert Arme.

In drei großen Abtheilungen rückt das Gebirge aus seiner Wurzel, dem Schweizer Alpenlande, nach Ost durch den deutschen Süden. Die mittelste, wo die Riesen stehen, welche Eismeere auf ihren Schultern tragen, wird die Centralkette geheißen und sie erreicht öfters eine Breite, von 25 Stunden[267]. Dort schaust du die Alpennatur in ihrer vollen Pracht, in ihrer ganzen überwältigenden Größe. Dort ist's, wo deine Seele den Eindruck empfangen kann, welchen das ewige Schweigen hervorbringt, das um die höchsten Throne der Eiswelt herrscht. Keine Schneelerche schwingt sich dort hinauf, keine Gemse läßt ihre Spur zurück, die Wasserfälle verstummen und kein Staubbach schüttelt sein weißes Haar über, die Tiefe. Nur ein Leben herrscht und spricht auf diesen Zinnen: – die Zerstörung: – die Lawine mit ihrem Donner, der Bergsturz mit feinem Prasseln und jene Gewalt, welche die Gletscher sprengt und die Felsen spaltet.

Derjenige Theil der Centralalpen, von dem der Brenner die tiefste Kerbe ist und der höchste Punkt der große Glockner, dieser König, den die andern Riesen wie so viel dienende Trabanten umstehen, umfaßt die Quellgebiete des Ziller- und des Gasteinerthals und alle die kürzern Einschnitte und Schluchten, welche von der Salzach in einem weiten Bogen zu dem Eismeere aufstrahlen, das, eine ewig gebärende Mutter der Gewässer, diese in tausend Rinnsalen zur Landschaft der Tiefe hinab, sendet. Der Kern dieses Hochgebirgs, wie der der Centralalpen überhaupt, ist granitisches Gestein und Gneis, denen sich die Schiefergebilde mantelförmig anlagern. Große Gangspalten im Granit sind mit Quarz gefüllt; es sind das die Lagerstätten, auf welchen das köstlichste der Metalle seit Jahrtausenden gewonnen wird. Im Labyrinthe dieses alten, noch immer belebten Bergbaus verlieren sich die Sagen von unermeßlichen Schätzen, welche Kobolde hüten und Geister schirmen, und jede Generation der nachfolgenden wieder erzählt.

Eine Besteigung des Glockner geschieht am bequemsten von Süden her, durch das große Möllthal, welches bis in die Mitte der herrlichen Gruppe führt. In dem letzten Pfarrdorfe, Heiligenblut, nimmt man einen Führer. Schon nach kurzem Steigen entfaltet die Alpennatur ihre Pracht und versetzt in eine feierliche Stimmung. Katarakte rauschen die Thalwände herab, der Gießbach donnert durch die Schluchten und Einstürze und Bergrutschen verrathen die Gewalt der wirkenden Kräfte. Als Gegensatz erfreuen saftige Matten mit den grasenden, läutenden Heerden, mit Weilern und Gehöften, deren reinliches, wirthliches Aeußere auf stilles, friedliches Glück im Innern deutet. Wie sich das Thal verengert, hängt sich der Blick sehnsüchtig an seine oberste Spalte; er sucht den Riesen, das Ziel der Bergfahrt, und kaum hat ihn der von einer hohen Wand herabhängende Schleier eines Staubbachs, oder der imposante Sturz der Ache auf kurze Zeit gefesselt, so fliegt er schon wieder hinauf und fragt bei jedem sich zeigenden Schneehaupt – ob das der Glockner sey? Fast an des Thales Ende steht einsam in dem Erlendunkel ein graues gothisches Kirchlein und ein hoher Felsendamm dahinter scheint das Thal

---

[266] *) Nach [Adolf] Schaubach's [(1800–1850)] Schilderung [in dessen Werk „Die deutsche Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. […]. Fünfter Theil. Die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest. […]" (Jena: F. Frommann 1847), S. 51ff.].

[267] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

zu verriegeln. Steil zieht die gewundene Straße an denselben hinan unter dem Brüllen des Gießbachs, welcher sich, wüthend und bäumend, in die Tiefe stürzt und mit seinem schäumenden, aufspritzenden Gischt dir Haut und Kleid netzt. Endlich stehst du oben auf der hohen Thalstufe und aufgerollt liegt vor dir eine Alpenwelt, die Alles übertrifft, was du dir Herrliches gedacht hast. Das ist er – der Glockner – leibhaftig, und um ihn die Trabanten, die Hörner und Spitzen, wie die Diener eines großen Herrschers.

Von Thalstufe zu Thalstufe, von Felsendamm zu Felsendamm dringst du nun, vom Anschauen des Ziels gestärkt, näher und näher. Krummholzkiefern grünen auf der Matte und das Alpenröschen blüht am Wege: du hast die Sennerregion erreicht, und die regellos zerstreuten Hütten mit den weidenden Rindern bringen Leben und Mannichfaltigkeit in die Bilder. Endlich schwindet auch der letzte Strauch aus dem Thale und eine neue Wunderwelt öffnet die Pforte. Der blendende Eispalast eines Riesengletschers thürmt sich auf und quer durch das weite Hochthal siehst du schimmernd in vielen Farben eine ungeheuere Eismauer aufgerichtet, auf deren Zinnen die bildende Natur Thürme, Pyramiden und Obelisken hingestellt hat. Tiefe Spalten und Klüfte trennen das durchsichtige Gestein bald da, bald dort, und vom lichtesten Aquamarin bis zum dunkelsten Malachit blau schimmert's und strahlt's an den Kanten. Staunend hängt dein Blick an dem Niegesehenen und Unbegreiflichen; – ein hoher Thurm auf der Zinne, der dich eben fesselte, er beginnt jetzt zu wanken, er neigt sich, und mit einem Krachen, das dem Donner eines nahen Gewitters gleicht, stürzt er hinab und schleudert mächtige Eisstücke weit im Thal umher. Jenseits der Mauer ist eine prächtige Matte mit Sennhütten – eine Oase in einer Wüste von Gletschern, – denn rundum siehst du sie zwischen den dunkeln Felsmauern herabsteigen, und fort und fort rollen ganze Massen von Eis aus den Höhen und bestreuen die Ränder der Alp mit ihren Trümmern. Alle Eigenthümlichkeiten des Gletscherlebens findest du hier am Wege: die seltsamen Gletschertische; die den Ziehbrunnen gleichenden Löcher mitten im viele Klafter[268] dicken Eise mit dem klarsten Wasser; die gähnenden Spalten, welche, meergrün schimmernd, oft in unergründliche Tiefen hinabreichen; das Rauschen der unsichtbaren Gewässer inmitten der Eisschichten; die Hallen und Dome, funkelnd und strahlend im Sonnenlichte, aus deren geheimnißvollem Innern die Gletscherbäche hervorbrechen, und dicht daneben die aus Granitblöcken fest zusammen gemauerten Sennhütten mit den traulichen Rauchwölkchen über dem Dache, den zwischen den Eisblöcken grasenden und kletternden Ziegen, der melkenden Sennerin, oder dem Senner, jodelnd, oder die Schalmey blasend. – Das Krachen des spaltenden Eises schallt wie Freudensalven drein, die große Natur und ihren Meister zu feiern.

Zwischen umherliegenden Gletschertrümmern und Granitblöcken leitet der Führer nun hinan auf das eigentliche Eismeer. Stundenweit dehnt es sich aus und du glaubst nicht anders, als daß ein See hier in dem Augenblick erstarrt sey, als ein Orkan seine Wogen peitschte. Ueber ihm ragt in ruhiger Majestät der hohe Glockner selber, angethan mit dem blendend weißen Schneegewand, welches der Firn in den wunderlichsten Falten um seinen granitnen Leib gelegt hat. Die völlige Abgeschlossenheit von der Welt und die Eingeschlossenheit in dem ewigen Winterreiche verleiht dieser Scene einen eigenthümlichen Reiz. Wunderbar reflektirt das Licht des sinkenden Tags an den Eis- und Schneemassen; doch am herrlichsten wird das Alpenbild, wenn die Sonne untertaucht und von ihren letzten Strahlen die weißen Häupter der Berge rosenroth erglühen. Das ganze Eismeer ruht dann schon im blauen Schatten, und während die tieferen Kämme und Gräten sich in mattes Grau einhüllen und ihre Fernen sich in Undeutlichkeit verlieren, verglimmen die Kerzen der höchsten Spitzen, eine nach der anderen, und wie eben die letzte erloschen ist, da legt sich ein todtenblasser eiskalter Ton auf das Gefilde, wie ein Bahrtuch, und der schneidende Wind, welcher über die Eisfelder hinfährt, wirkt erstarrend auf alles Lebendige. Schon willst du, tief in deinen Mantel eingewickelt und von Frost geschüttelt, Schutz suchen in der kleinen Hütte bei der Felswand, welche den Besteigern des Glockner ein nothdürftiges Obdach gibt, als du ein neues Leben erwachen siehst. Die höchsten Bergspitzen, so blaß und todt vor wenigen Sekunden, lichten sich, das Blut tritt auf ihre Wangen, sie röthen sich wieder, die Ränder blitzen und bald glüht der ganze Eispalast in nie gesehener Pracht. Was ist das? fragst du verwundert und weißt es nicht zu fassen. Morgenroth kann es nicht seyn; denn am Abend steht ja der Morgen nicht auf. Indem du noch sinnst – da erlöscht's schon wieder, die Zinnen erblassen und der Nachtwind heult der gestorbenen Natur

[268] Als Längenmaß geht das Klafter auf die Spanne zwischen den ausgestreckten Armen eines erwachsenen Mannes zurück und wurde traditionell mit 6 Fuß definiert, entsprach also etwa 1,80 m.

sein schauerliches Grablied. Es war nur das letzte Auf lodern des Sonnenlichts hinter dem Horizonte, der Widerschein der Abendröthe, – ein Scheinleben, flüchtig wie die fliehende Hoffnung. Wie viele Sterbestunden endigen in gleicher Weise mit einer kurzen, süßen, letzten Täuschung! –

Das Glockner-Eismeer ist das gewöhnliche Ziel der Touristen. Auf den Gipfel zu steigen ist den Meisten zu beschwerlich und es erfordert größere Zurüstungen. Bei'm Lichtglanze der Schneewelt und dem Scheine des Vollmonds treten denn auch wir unsere Rückwanderung an, begrüßen das erste Sennhüttendach mit seinen Heerden und seinen Hirten freudig, wie ein Seefahrer ein befreundetes, bevölkertes Land, suchen dort den Schlaf auf weichem Heu, ein wärmendes Feuer und erquickende Milch, und am frühen frischen Morgen wandern wir gestärkt und wohlgemuth das prächtige Thal hinab – bis uns die Kastanienbäume begrüßen und die Weingärten empfangen. Unter den Lüften und den Wohlgerüchen des Südens ziehen wir wieder ein m das Dörfchen, von dem unsere Bergwanderung ausgegangen war; der Einladung des behaglichen Gasthauses aber:

> „Geh' nicht achtlos vorbei. – Es öffnet sich freundlich die Wohnung Jeglichem,
> und für ein kleines Stück Geld bietet sie gastlich Genuß."[269]

folgen wir willig.

[269] Frei zitiert nach dem in Distichen verfaßten Gedicht „Der Eros-Garten" des spätgriech. Dichters Marianos (griech. Μαριανός; erwähnt zw. 491 u. 518) in Friedrich Jacobs (1792–1854) „Leben und Kunst der Alten. […]. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. – Der Griechische Blumenlese VII. – XII. Buch" (Gotha: Ettingersche Buchhandlung 1824), S. 65.



DER GROSSGLOCKNER
in den Salzburger Alpen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 84f.

DXXXXI. Die Veste Vano[270] (Ivano) in Tyrol.

Mitten m einem Kranz von Felsen der abenteuerlichsten Formen liegt auf einem freistehenden Hügel die Veste Ivano, das uralte Stammhaus des gleichnamigen Geschlechts, jetzt der wohlerhaltene Besitz des österreichischen Kaiserhauses[271]. Ihre Substruktionen erinnern an das Daseyn der Römer, welche in dieser Gegend zum Schutze Italiens zahlreiche Befestigungen unterhielten.

Aus diesem Bergkessel führt eine tiefe Schlucht gegen die Cima d'Asta, den höchsten Alpengipfel der Gegend (fast 9000 Fuß über der Meeresfläche), dessen Besteigung zu den belohnendsten Ausflügen des südlichen Tyrols gehört. Man nimmt Führer in Strigno[272] und macht die Tour in 2 Tagen durch wenig bekannte Alpenpartien voller Wasserfälle, Staubbäche und Gletscher. In einer Höhe von 6000 Fuß breitet ein See seine Gewässer aus, die im höchsten Sommer oft noch mit einer Eisdecke belegt sind und manche Jahre gar nicht aufthauen. Unmittelbar darüber thront die braune Fürstin des Gebirgs, die Asta, in ernster Majestät. Von ihrem Gipfel ist die Aussicht unbeschreiblich groß. Im Vorgrund sieht man auf das Alpenchaos mit seinen zerrissenen Zinken, Thürmen und Nadeln: und weiterhin thut sich die ganze Lombardei auf. Offen liegt sie wie ein aufgeschlagenes Buch, bedeckt mit unzähligen Ortschaften wie mit Buchstaben und jeder Buchstabe ist leserlich und kenntlich.

---

[270] Ital. Castel Ivano; bei Trient (ital. Trento) gelegen.

[271] Die Burg war seit dem 15. Jhd. im Besitz der Familien Wolkenstein-Rodenegg und Wolkenstein-Trostburg und wurde erst im 20. Jhd. an die Familie Staudacher veräußert.

[272] Dt. Striegen.



FESTE VANO PRESSO GRIGNO
Tyrol
(SUGANER THAL)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 85-88.

DXXXXII. Teheran[273] in Persien.

Persien! – dein Name führt mich in der Zeiten Anfang, am die Pforte der Geschichte. Dort ist Iran[274], welches die Geheimnisse unsers Ursprungs bewahrt; dort blühete, nach der Sage, der Garten, den die Stammältern des Geschlechts bewohnten[275]; dort welkte und dorrte der Baum des ersten Verbots; dort wurde im Brudermord der Krieg geboren; dort lallte die Sprache in den ersten Tönen der menschlichen Stimme; dort wurden die ersten Künste gelehrt von des Lebens Nothdurft, und dort trieb der Menschengeist die ersten Keime zu der Wunderblume des menschlichen Wissens, die jetzt, nach vielen Jahrtausenden, ihre Blätterpracht entfaltet; dort kämpfte das junge Geschlecht seine Titanenkampfe mit dem Himmel, und dort führte der erste seiner Kriege mit den Elementen es an den Rand der Vernichtung, damals, als Gott seine Wasserfluthen über die sündige Menschheit spie, und dort rettete die erste Barke die letzte Familie auf des Ararats[276] Höhe. – Auch bauten in Iran sich die Menschen die ersten Hütten und in Iran suchen wir die ersten schwachen Anfange und Grundlagen der Gesellschaft, die ersten Gesetze, die ersten Versuche zum Bau der Staaten. Dort kamen die Helden und Eroberer auf, dort die ersten Sänger, die ihre Thaten verewigten; dort führte das Recht des Starken zur Herrschaft des Einen über Viele, – dort hat die Monarchie ihren Ursprung, von dort zogen die ersten Verbreiter ihrer Lehre mit dem Schwerte aus und wurden Gebieter über fremde Lande. So entstanden die Reiche in Indien, Aegypten, Palästina, in Syrien und Saba[277], in Kleinasien und Phrygien[278]; von da aus begannen die reichbegabten Lieblinge Gottes, die Griechen, ihre Mission, die Herrschaft des Geistigen über das Leibliche für immer zu befestigen und die ganze Erde mit den Schätzen der Bildung und Gesittung zu beglücken, und dort ist das Urbild jenes Torso zu suchen, des Gewaltigen, welcher sich zum Streite gürtete, vor dem die Könige wichen und die Völker ihre Häupter beugten; und dort hat auch die spätere Zeit noch einen Heros geboren – Cyrus[279] – welcher die Welt in Ketten zu legen sich vornahm. Mit Cyrus, dem Begründer der persischen Macht, die er zum Weltreich zu erheben trachtete, der Crösus[280] besiegte, Babylon eroberte und ganz Kleinasien unterwarf, tritt erst die eigentliche Geschichte Persiens an den hellen Tag, und nie ist sie auch glänzender gewesen, als unter ihm und seinem Nachfolger Cambyses[281], wel-

---

[273] Pers. تهران, Tehrān.

[274] Vom mittelpers. ērān (mittelpers. 𐭠𐭩𐭥𐭠𐭭, ʾyrʾn).

[275] In der Bibelwissenschaft wird inzwischen davon ausgegangen, daß die Hauptereignisse des Buchs Genesis im Zweistromland anzusiedeln sind.

[276] Hebr. אֲרָרָט, ʾărārāt; osman. آغرى طاغ, Aġrı Daġ, „Berg der Bedrückung, Sorge“, von osman. آغر, aġır, „die Bedrückung, die Sorge“ und طاغ, daġ, „der Berg“; armen. Մասիս, Masis oder Արարատ, Ararat; pers. كوه نوح, Kūh-e Nūḥ, „Berg Noahs“, da hier nach biblischer Überlieferung die Arche ‚gestrandet‘ war (Gen 8,4).

[277] Hebr. שְׁבָא, sāvāʾ; griech. Σάβα, Sába; arab. سبأ, Sabāʾ; ein Königreich im heutigen Jemen zwischen 1000 v. Chr. und 400 n. Chr.

[278] Griech. Φρυγία, Phrygía; die antike Bezeichnung einer Region im Herzen der heutigen Türkei.

[279] Kyros II. (altpers. 𐎤𐎢𐎽𐎢𐏁, Kūruš; herbr. כּוֹרֶשׁ, Kōréš; griech. Κῦρος, Kŷros; ca. 600–530 v. Chr.), seit etwa 559 v. Chr. sechster König der Achämeniden-Dynastie. Kyros hatte durch seine Expansionspolitik die Grenzen des ehemals in nur kleinem Umfang bestehenden altpers. Reichs deutlich ausgeweitet, das unter seinen Nachfolgern von Indien über Iran, Babylon, Kleinasien bis Ägypten reichte und bis 330 v. Chr. bestand.

[280] Krösus (griech. Κροῖσος, Kroisos; ca. 590–ca. 541 v. Chr.), seit ca. 555 v. Chr. König von Lydien (lyd. 𐤳𐤰𐤠𐤭𐤣, Śfard; griech. Λυδία, Lydia); die Eroberung Lydiens durch die Perser war im Jahre 541 v. Chr. abgeschlossen worden.

[281] Kambyses II. (altpers. 𐎣𐎲𐎢𐎪𐎡𐎹, Kambūdschiya, griech. Καμβύσης, Kambýsēs; ca. 558–522 v. Chr.), seit 529 v. Chr. Großkönig des Achemänidenreichs.

cher Aegypten dazu bezwang und Cypern und Tyrus[282] unterjochte. Die nach ihnen kamen waren Thoren oder Tyrannen, saßen auf ihren Stühlen und handhabten das Zepter wie ein Schwert, oder, in ihrer Macht und Herrlichkeit übermüthig, spielten sie die Götter und waren nur darauf bedacht, wie sie den unterworfenen Völkern unzerreißliche Fesseln anlegen möchten. Der Sturm, mit dem Alexander die Reiche der alten Welt niederwarf, machte auch dem der Cyrus-Dynastie ein Ende. Es herrschten fortan die Seleuciden[283], welchen, nach kurzem Bestande, die Alsaciden[284], als Beherrscher des Perserreichs mit fast fünfhundertjähriger Dauer (bis 229 n. Chr.) folgten. Die gewaltigen Kämpfe mit dem römischen Weltreich beginnen in diesem Zeitraume und füllen das erste Jahrhundert der nachfolgenden Dynastie der Sassaniden[285] aus, welcher Persien bis zur arabischen Herrschaft gehorchte. Die Kultur der frühern Zeiten artete unter den immerwährenden innerlichen und äußern Kriegen aus; die Städte des Alterthums, verheert, verödet und verlassen, verschwanden von der persischen Erde und das Volk verwilderte. Einzelne der Sassaniden waren mächtige und gewaltige Männer; aber sie waren Meteore, Flammenschweife hinter sich herziehend und die Lander, die sie überzogen, düngend mit dem Blute der Völker. Kosru II.[286] unterjochte ganz Mittelasien, drang bis in's Herz von Afrika, kettete Aethiopien und Lydien[287] und ließ, ein anderer Timur[288], die Araber seine schwere Hand fühlen. Solche Verheerungszüge konnten zwar glänzende Eroberungen vollbringen, aber keine dauernde Herrschaft begründen. Die Kraft des persischen Volks verblutete in den Schlachten und Kämpfen, und das Reich wurde nach dem Tode dieses zweiten Kosru die Beute der Schwäche und Verwirrung. Die Letzten der Dynastie wurden zum Spielball der Parteien und des innern Haders. Die Zwietracht beherrschte sie, sie würgten sich unter einander und der Staat gerieth in den Zustand der Fäulniß und Auflösung. Um das Verderbniß zu beschleunigen, sandte nun das Schicksal die Löwen aus dem Saracenen[289]-Lande. Den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand, stürmte der Nachfolger des Propheten[290], Omar[291], das wehrlose Reich, und, ausrottend die alte Religion und Herrschaft, errichtete er auf den ruinenbedeckten Todtenhügeln des persischen Landes den Stuhl der arabischen Herrschaft, umpanzert von dem Schilde des neuen Glaubens und gekräftigt durch die neuen Ideen, welche nun durch das ganze Geisterreich des Orients flutheten. Nahe an 600 Jahre (von 636–1220) hat die arabische Herrschaft in Persien bestanden, bis Dschingischan[292] mit seinen zahllosen Mongolen- und Tartarenhorden[293] losbrach aus seinen Steppen und den Welttheil zerstörend und zertrümmernd über schwemmte. Vor diesen Völkerwogen verging die arabische Macht in Mittelasien gänzlich und Persien blieb den Mongolen fast 200 Jahre lang preisgegeben,

---

[282] Phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr.

[283] Die Dynastie der Seleukiden beherrschte im 3. und 2. Jhd. v. Chr. nahezu den gesamten Vorderen und Mittleren Orient.

[284] Die Dynastie der Arsakiden, die ab der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. das Partherreich beherrschte.

[285] Ein von der Dynastie der Sassaniden (pers. ساسانیان, Sāsānīyān) gegründete und von 224 bis 641 bestehendes Reich, das neben Persien auch weite Teile des Nahen Ostens umfasste.

[286] Chosrau II. (pers. خسرو, Chosrou; griech. Χοσρόης, Chosróēs; arab. كسرى, Kisra; ca. 570–628), seit 590 der letzte bedeutende Großkönig der Sassaniden (s. o.).

[287] Sardes (lyd. 𐤳𐤰𐤠𐤣𐤨, Śfard; griech. Σάρδεις, Sárdeis; osman. صارت, Ṣārt; türk. Sart), die Hauptstadt des antiken Königreichs Lydien (der lyd. Landesname war identisch mit dem der Hauptstadt; griech. Λυδία, Lydia), das in seinem Umfang in etwa dem heutigen Westanatolien entspricht.

[288] Siehe hierzu S. 92, Anm. 294.

[289] Siehe hierzu S. 35, Anm. 86.

[290] Der islam. Religionsstifter Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[291] Umar bin al-Chattāb (arab. عمر بن الخطاب, ʿUmar b. al-Ḫaṭṭāb; 592–644), seit 634 der 2. Kalif; er hatte 641/42 das Sassanidenreich (siehe hierzu S. 91, Anm. 285) endgültig niedergerungen.

[292] Dschingis Khan (mongol. transliteriert, Činggis Qaɣan; ca. 1155, 1162 o. 1167–1227), seit 1206 erster Großkhan der Mongolen.

[293] Als Tataren (tatar. татарлар, tatarlap) bezeichnet man seit der ausgehenden Spätantike in den alttürk. Quellen und seit dem europäischen Mittelalter verschiedene, überwiegend islamisch geprägte Turkvölker und Bevölkerungsgruppen.

während welcher Zeit Alles unterging, was von den frühern Kulturepochen noch übrig war. Timurlan[294] war der letzte mongolische Herrscher, und dann traten turkomannische an ihre Stelle, die mehre Dynastien in schnellem Wechsel gründeten. Persien war damals wie ein herrenloses Gut, das bald Der, bald Jener in Besitz nahm, aussog und wieder einem Andern, Stärkern überlassen mußte. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ergreift wieder ein großer Mann das verwaiste Zepter: Schah[295] Abbas[296] (1587–1629). Er ordnet das Reich und bringt durch glückliche Kriege viele von den an die Nachbarn verloren gegangenen Provinzen wieder zurück. Seine Dynastie endigte 1747 mit Schah Nadir[297], der vergebens Persien noch einmal zu einer großen Macht erhoben hatte. Nadir wurde ermordet, und nach seinem Tode zerfiel Persien in vier Reiche, die sich einander befehdeten und niemals wieder vereinigt worden sind. Das Reich der Afghanen herrscht in Cabul[298] und Afghanistan; Georgien ward, nach kurzer Unabhängigkeit, allmählig eine Beute der Türken und Russen, und vom eigentlichen Persien gingen, bis auf die neueste Zeit, in einer Reihe unglücklicher Kriege mit den Letztern[299] die besten Provinzen im Norden des Reichs verloren. Persien, als Staat jetzt eine Ruine, schwach und wehrlos nach Außen und im Innern unter der Geißel der krassesten Despotie seufzend, die das Regiment in ein beständiges Plündern und Rauben, Pressen und Quälen verkehrt hat, wird zur sicheren Beute Rußlands, sobald England, von der Noth in seinem eigenen Hause bezwungen, sich aus Centralasien zurückziehen muß und die Absichten des moskowitischen Weltreichs in diesen Regionen nicht mehr in Schach halten kann. Dieser Zeitpunkt aber kann über Nacht kommen, denn die irische Schuld[300] Englands ist zum Himmel hinangewachsen und der Tag, wo Gott richten wird zwischen der armen unterdrückten Schwester und der knechtenden, ist gewißlich nahe.

Teheran, welches an Ispahans[301] Stelle seit einem halben Jahrhundert zur Hauptstadt des Reichs und Residenz des Schahs erhoben worden ist, gibt in seiner Erscheinung das treue Bild vom Ruin des Landes. Der Ort ist selbst großentheils Ruine, obschon die jüngste der persischen Städte. Man denke sich einen Haufen von zehntausend schlechten Lehmhütten, planlos, wie es der Zufall gegeben, in winkligen, engen, stinkenden Gassen zusammen gebaut, aus denen sich da und dort die Kuppel einer Moschee, das Dach einer Kaserne und die Gebäude der Residenz des Schahs, einige Pappeln und bis an die Gipfel gestutzte Platanen heraus heben. Ein trockener Graben mit einer breiten Lehmmauer umgibt die Stadt, die man von keiner Seite betreten kann, ohne von dem Anblick der tiefsten Armuth, des Schmutzes und des Elends betroffen zu werden. In allen Gassen liegt der Schutt eingestürzter Häuser, über welchem die Bevölkerung gleichgültig sich den Weg bahnt. Nirgends ist eine Spur von Erhaltungssinn oder Ordnung zu finden: – leblos und traurig schleichen die Menschen dahin, Verzagtheit und Verschlossenheit im Ausdruck, Unlust bei allem Thun und Treiben. Es ist einem Jeden in's Antlitz geschrieben, daß der Mensch hier nichts ist als ein Spielzeug der Laune seines Gebieters, daß weder Personen noch Eigenthum die mindeste Sicherheit und Gewähr haben und daher Niemand mit der Zukunft Rech-

---

[294] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme“) Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[295] Altpers. 𐎧𐏁𐎠𐎹𐎰𐎡𐎹, xšāyaϑiya, „der König“; pers. شاه, Šāh, „der Herrscher“.

[296] Abbas I. (pers. شاه عباس, Šāh fjAbbās; aserbaidsch. Abbas Səfəvi; 1571–1629), seit 1587 Schah von Persien.

[297] Nader Schah Afschar (pers. نادر شاه افشار, Nāder Šāh-e Āfšār; 1688–1747), der Begründer der von 1763 bis 1796 Persien beherrschenden Afschariden-Dynastie (pers. سلسله افشار, Selsele Āfšār); er hatte am 27. Februar 1739 in der Schlacht von Karnal (Hindi करनाल, Karnāl; Urdu کرنال, Karnāl) die Mogulherrscher besiegt.

[298] Kabul (Paschtu کابل, Kābul), die Hauptstadt Afghanistans.

[299] Nach dem Russisch-Persischen Krieg von 1826 bis 1828 hatte Persien im Frieden von Turkmantschai (russisch Туркманчайский договор, Turkmančajskij dogovor, „Vertrag von Turkmantschai“; persisch عهدنامه ترکمنچای, ʿahdnāme Turkmenčāy, „Vertrag von Turkmantschai“) vom 22. Februar 1828 die Khanate Jerewan (pers. خانات ایروان, Ḫānāt-e Iravān), Nachitschewan (pers. خانات نخجوان, Ḫānāt-e Naḫǧevān) und Talisch (pers. خانات تالش, Ḫānāt-e Tāleš) an das Zarenreich abtreten müssen.

[300] Die durch die Kartoffelfäule (Phytophthora infestans) ausgelöste „Große Hungersnot“ (engl. Great Famine bzw. Irish potato famine; ir. An Gorta Mór) in den Jahren 1845 bis 1849, während der weiterhin der weitaus größte Teil der in Irland produzierten Nahrungsmitteln nach England geliefert werden mußte.

[301] Isfahan (pers. اصفهان, Eṣfahān), von 1598 bis 1722 die Hauptstadt Persiens.

nung führt. Gedankenlos lebt man hin von einem Tage zum andern, ungewiß, was das Geschick der nächsten Stunde verhängen wird. –

Teheran hat kaum 40,000 Einwohner – wie wenig für die Hauptstadt eines Reichs, das fast zweimal so groß als Deutschland ist und eine Bevölkerung von 14 Millionen zählt! – Ein Drittel der Stadt nehmen die Gebäude der Residenz mit den Kasernen und der Citadelle ein. Der Säbel ist hier das Zepter. Der Schah hält sich eine berittene Leibwache von 8000 Mann, und ein Theil derselben ist stets in der Ausführung seiner Verfügungen zur Steuererhebung begriffen, die der Fürst im ganzen Lande militärisch betreibt und welche nichts weiter ist, als ein System der Brandschatzung und Erpressung, unter dem die letzten verborgenen Quellen des Wohlstandes und des öffentlichen Glücks vertrocknen.


DXXXXII
Aus d. Kunstanst. des Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

TEHERAN

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 98-100.

DXXXXV. New-Orleans.

Die neue Welt ist der alten Tod, und als wäre in jener ein neues Eden[302] aufgethan, so wandern Millionen fort und Millionen, die nicht selbst wandern können, weisen Amerika ihren Kindern und Enkeln mit den Worten „Seht dort die neue Heimath!“ Wem ist's zu verdenken? Wem können unsere Zustände gefallen? und wer kann die Möglichkeit ihrer Fortdauer ertragen? Rastlos, wie vom bösen Geist besessen, jagen sich ja in Deutschland die Dinge und Menschen durcheinander und an ein Ordnen ist bei diesem Widerspiel unversöhnlicher Kräfte nicht zu denken. Alle Halbheit hat von jeher zum Verderben geführt und jetzt schon sehen wir Alle ein, daß uns nur die volle Freiheit was nützen kann. Niemand kann Feuer und Wasser mengen – und doch vertragen sich diese beiden Elemente noch leichter, als das Prinzip der Volkshoheit mit dem alten Schulbegriff der konstitutionellen Monarchie. – Es ist platte Thorheit, auf solcher Grundlage den Neubau des deutschen Staats aufzuführen. Hat noch je eine konstitutionelle Staatsverfassung, trotz der unzähligen Experimente, ihrem Zweck entsprochen? Keine, weil keine es vermag. Gute Staatsverfassungen sollen der Ausdruck geselliger Vereine seyn, welche selbstständige Menschen unter sich zu wechselseitiger Hülfleistung und zu gegenseitigem Schutz, zu gemeinsamer Sicherheit und zur Vermehrung ihres Glücks errichten; nicht aber das, was unsere konstitutionellen Monarchien daraus machen, Anstalten, um die arbeitenden Majoritäten auf Kosten der genießenden und verzehrenden Minoritäten auszubeuten. Darum ist in solchen Staaten jeder Schritt, der dieses Ziel nicht fördert, auf Täuschung berechnet und alles Thun zum Gegentheil nur scheinbar, ein Thun ohne Frucht und Segen. Jede Maßregel für Volksfreiheit läßt, wenn man ihr scharf auf den Grund sieht, alsbald die verborgene Verneinung erkennen. Das ganze volksfreiheitliche Treiben der konstitutionellen Regierungen ist dem Saturn zu vergleichen, der seine Kinder zeugt und – frißt. So lange die Nation diesen Widerspruch im Prinzip gelten läßt, so lange muß sie die Hoffnung auf die Aerndte ihrer Märzaussaat vertagen, und keine Kraft, kein Genie, kein aufopfernder Einzelwille kann ihr helfen. Ihre Männer, seyen sie Männer der höchsten Fähigkeit, des reinsten Willens und des unerschrockensten Muthes – sie mögen sich aufreiben im ausdauernden Kampf; aber es wird nichts fruchten. Solcher Zustand ist nachgerade unerträglich geworden; Allen unerträglich. Er muß enden. Da die Monarchie es verschmäht hat, die Braut der deutschen Zukunft – die Republik – zum Altare zu führen, ihr aber eine andere Bestimmung als die, dem souveränen Volke den friedlichen Uebergang zur Selbstregierung zu vermitteln und zu erleichtern, nicht eingeräumt werden kann, so bleibt dem Volke nichts übrig, als ganz mit ihr zu brechen und den feindseligen Gegensatz seiner Hoheit zu entfernen. Es kann keinen Selbstmord begehen um der Alleinherrschaft willen, und noch weniger ist ihm zuzumuthen, daß es, nachdem es der Freiheit Altäre aufgerichtet und ihr so blutige und theure Opfer gebracht hat, seinen alten Drängern gestatte, sie wieder umzureißen und das frühere System zurückzuführen, welches den Bürger verjagt, damit der demüthige Unterthan und willenlose Knecht zurückkehre und der Mensch wieder zur bloßen Ziffer herabsinke, die nur nach dem Ertrage zählt. Die Monarchie hat durch ihre Reaktionsversuche seit der Revolution dem Volke bewiesen, daß kein Vertrag mit ihr zu schließen sey. Will also die Nation nicht im fortdauernden stillen Bürgerkrieg mit ihren Regierungen auf Glück und Ruhe verzichten, will sie nicht zulassen, daß das gesellschaftliche Leben sich aufreibe und auflöse im unnatürlichen Streite zwischen Haupt und Gliedern, so muß sie jetzt die Konsequenzen ihrer Erhebung entschlossen bis an's Ziel verfolgen. Die Tage der Täuschung sind vorüber. Unter gleißender Hülle birgt die Monarchie die bitterste Feindschaft gegen die Majestät des Volks und dessen Freiheit, und läßt man ihr Zeit, die Gifte, welche sie grausam und unerbittlich in ihrer

[302] Hebr. גַּן־עֵדֶן, gan-ʿÉḏen, „Garten Eden“; griech. παράδεισος, parádeisos, „der Garten“.

Werkstatt bereitet, dem verhaßten Volksgeiste beizubringen, so wird die deutsche Freiheit vor der Entwickelung sterben und endigen in einem Reiche der Gewalt und wüthenden Leidenschaften, in welchem das Raubthier sich selbst Alles, den Andern nichts gestattet. Dann ist keine Zukunft mehr für Deutschland, als der starre Despotismus der Viel- oder der Alleinherrschaft; und ihr Resultat ist – Knechtschaft, Barbarei und Volkselend. Das eben ist's was so Viele fürchten, denen die Hoffnungssonne im Westen aufgeht und die den Rettungsanker in Amerika auswerfen.

New-Orleans ist das künftige London der neuen Welt. Schon ist's nach Größe und Bevölkerung die dritte Stadt der Union, nach Reichthum und Handel die zweite des Welttheils und nur New-York über ihr. Aber ihre Lage gibt ihr eine Wachsfähigkeit von so ungeheuerer Kraft und solchem Nachhalt, daß es kein Zweifel ist, daß sie, noch ehe das Jahrhundert schließt, New-York überflügelt haben wird. – Als die Hafenstadt des Missisippithals beherrscht sie über 40,000 engl. Meilen[303] natürliche Wasserstraßen und durch Kanäle und Eisenbahnen streckt sie ihre Verbindungen diesseits bis in das atlantische Meer und westwärts bis zum stillen Ocean aus. 300 Dampfboote unterhalten ununterbrochen den Verkehr auf diesem unermeßlichen Gebiete und 2000 Flußfahrzeuge führen die Produkte desselben herbei, welche New-Orleans der übrigen Welt zu sendet. Von Baumwolle allein werden hier jährlich über 100 Millionen Pfund verladen, und über 30 Millionen Gulden[304] ist der Werth der übrigen Ausfuhren in den letzten Jahren gewesen. So unermeßlich dieser Verkehr erscheint: er ist doch nur der Anfang von dem, was er seyn wird, wenn einst das Handelsgebiet von Neu-Orleans, das eine Bevölkerung von 200 Millionen bergen kann, seine Kulturfähigkeit vollständig entwickelt haben wird. Diese Entwickelung wird mit jedem Jahre rascher und kräftiger; denn der Strom der Einwanderung mündet jetzt vorzugsweise in dieses Gebiet aus und steigert dessen Produktion an Handelsgütern immer fort. Daher das Wachsen der Stadt selbst in einer Weise, die sogar in der neuen Welt außerordentlich, in der alten aber ohne Beispiel ist. 1732 war New-Orleans ein Flecken, den 500 Europäer und 2000 Sklaven bewohnten. Die Bevölkerung war bis 1802 langsam auf 10,000 angewachsen. Nachdem jedoch Louisiana als Staat in die Union aufgenommen worden war[305], wuchs sie reißend: 1831 hatte sie 50,000 Einwohner, 1847 100,000.

Ohne Ein Hinderniß wäre das Aufblühen von New-Orleans noch riesenhafter, und dies eine Hemmniß wird wohl auch ewig als Blei an seinen Schwingen hängen. Die Stadt wird nämlich auf drei Seiten von unermeßlichen Sümpfen eingeschlossen, die nie trocken zu legen sind und die die Dominien der Alligatoren und Schlangen bleiben. – Hier hat der Genius des Todes sein Laboratorium und Jahr aus Jahr ein dezimirt er mit dem „gelben Fieber", das alle 12 Monate neu geboren wird, die Bevölkerung. Wenn im Hochsommer der grüne Schleim die endlosen Cypressensümpfe bedeckt und seine Miasmen[306] der stolzen Stadt in's Antlitz bläst, dann flieht Alles, was fliehen kann, fort in gesundere Gegenden und der Tod erhebt von dem bleibenden Theil der Bevölkerung unerbittlich einen kaum erschwinglichen Tribut.

---

303 Siehe hierzu S. 11, Anm. 12.

304 Siehe hierzu S. 71, Anm. 231.

305 Louisiana war am 30. April 1812 in die Union aufgenommen worden.

306 „Miasma (griech. μίασμα) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung' und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht'" (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).


DXXXXV
NEW ORLEANS
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 92-96.

DCCXXXIV. New-Orleans.

(*Die Levee.*)

Es ist eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Städte-Ansichten, daß sie wenig oder nichts Eigentümliches haben. Das liegt an der Uebereinstimmung des Bedürfnisses und der natürlichen Bedingungen, denen die amerikanischen Städte ihre Entstehung verdanken. Ueberall, wo sich Knotenpunkte des Verkehrs bildeten, an den Mündungen oder Vereinigungen von Strömen, an den natürlichen Häfen des Meeres oder der Seen, wurden Städte angelegt, rechtwinklich sich durchkreuzende Straßen gezogen und mit Wohnungen und Geschäftshäusern bebaut, welche sich, da sie eben nur dem nächsten Bedürfniß, dem der Zweckmäßigkeit, entsprungen, in allen Städten Amerika's sich gleichen, wie ein Ei dem andern. Eine weitere Entfaltung der Architektur konnte erst mit dem Luxus kommen, nachdem den Anforderungen der dringenden Notwendigkeit Genüge geschehen war. Bis jetzt sind es die größeren Seestädte vorzugsweise, wo sich der baukünstlerischere Sinn entwickelt hat, welcher sich zunächst an den öffentlichen Gebäuden bethätigt; weniger an den Kirchen, am unmerklichsten am Wohnhaus. Noch aber ist Schönheit der Form ein so wenig hervorragender Zug in der Physiognomie amerikanischer Großstädte, daß es beim Beschauen derselben, wie auf unserem Bilde, fast außer Betracht bleibt. Es erstrecken sich noch immer die Städte in langen ununterbrochenen Linien am Flußufer oder der flachen Seeküste hin, und da ihnen selbst der landschaftliche Schmuck der Umgebung meistens abgeht, so verursachen sie dem Reisenden den Eindruck der langweiligsten Einförmigkeit.

Diese ist auch einer der ersten und peinlichsten Eindrücke bei New-Orleans. Gelb ist die Stadt, Sommer und Winter, bei trübem oder Hellem Wetter, wie die Städte des Ostens und Westens roth, die in Westindien und Südamerika im schmucksten Weiß erscheinen. Es scheint dies weniger die positive Farbe des Materials, aus dem diese Gebäude bestehen, des Ziegelsteins, zu seyn, denn derselbe ist an jeder Mauer verschiedenfarbig; sondern eine Eigenthümlichkeit des Dunstkreises. Nicht nur die Gebäude, sondern auch die Umgebung, die Flußufer, die Hügel, die Bäume, die ganze Landschaft, sind von diesem Farbenton beherrscht, und es nimmt derselbe an Intensität zu, je mehr man sich der Stadt nähert.

Der interessanteste und belebteste Zugang zu der Metropole des Südens ist der Mississippi, das fließende Meer, welches gleichsam trichterförmig den Verkehr des mittleren Kontinents aufnimmt, um ihn auf dem Seeweg nach allen Richtungen zu vertheilen, oder, umgekehrt, die am Stapelplatz sich aus aller Herren Ländern vereinigenden Waaren, strandaufwärts, den sich abzweigenden Gebieten seiner Nebenflüsse zuführt. Von ungefähr 150 Meilen[307] oberhalb der Stadt an, wird der Reisende, nachdem er die tödtlich ermüdenden und nimmer endenwollenden Wald- und Sandufer von Arkansas und am obern Louisiana im Rücken hat, von einer reizenden, ununterbrochenen Kultur begleitet, die sich so weit in das Innere des Landes erstreckt, als sein Auge über die flachen Flußränder schweifen kann. In lieblicher Mannichfaltigkeit wechseln die Zuckerplantagen, Baumwollfelder und Obstpflanzungen, übersäet mit den eleganten Sommerschlößchen der Herren und den schmucken Häuschen der Sklaven, meistens in park- oder gartenartiger Umgebung; auf dem Fluß jagen oder begegnen sich die Dampfboote, so häufig wie die Wagen auf dem Korso, die schwimmenden Riesenpaläste, welche oft 1000 Personen an einem Tisch vereinigen und nach St. Louis gehen, bis zu den kleinen, flinken und aalschlanken Booten, die die Passage zwischen den kleinen Uferplätzen und größeren Pflanzungen unterhalten. Zur Erntezeit sind die Baumwollballen das Frachtgut, welches auf dieser Wasserstraße domi-

[307] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.



AM KAI (LEVÉE) IN NEW-ORLEANS

nirt; die Boote sind dann so voll Baumwolle, vom Promenadendeck bis zum Wasserspiegel geladen, daß sie wie ein großer schwimmender Baumwollenballen aussehen, von dem nichts sichtbar ist, als die dampfende Esse, welche kaum mit der Spitze über die Mitte herausragt. So rast man mit einer Schnelligkeit von 35–40 englischen Meilen[308] in der Stunde, namentlich wenn es gilt, einem Konkurrenzboot zuvorzukommen, den sich mehr und mehr verengernden Strom hinab, bis man, beim Umfahren einer Strombiegung, an deren ganzen innern Seite New-Orleans gebaut ist, sich zu seiner Ueberraschung inmitten des lärmenden Gewühls des Hafens befindet, an der Levee, dem Gegenstand unseres Bildes.

Die Levee ist ein von Holz solid gebauter Quai, der in einer Breite von nahe 200 Yards[309] sich längs des Geschäftsviertels der Stadt erstreckt und, eigentlich höher liegend als die Straßen, dieselben vor den übersteigenden Fluthen des Mississippi schützt. Hier ist das Herz von New-Orleans, das Thor, durch welches das Geschäftsleben eines halben Welttheils aus- und einpulsirt. Zur Geschäftssaison, im Herbst namentlich, zählt man die Dampfschiffe, welche hier aus- und einladend beisammen liegen, zu Hunderten und hinter ihnen, mitten im Fluß, liegen die neuen Ankömmlinge, brausend und zischend vor Ungeduld, bis sie die Stelle eines abgehenden Bootes einnehmen können, da sie keinen Platz mehr fanden, um ihren Bug bis zum Wharf[310] hindurch zu drängen; am Quai selbst aber wogt ein Gewühl von Waaren, Menschen und Fuhrwerk, wie es kein Platz in der Welt so aufzuweisen hat, in maßloser Hast und Emsigkeit vom frühesten Morgen den Tag rastlos hindurch, während die glühenden Sonnenstrahlen senkrecht sich darüber ergießen, bis zur hereinbrechenden Dunkelheit. Jeder Fußtritt ist mit Zucker- oder Tabaksfässern, mit Baumwoll- oder Waarenballen verbarrikadirt und dazwischen schreit's, befiehlt's, zankt's und flucht's in allen Zungen, puffen und zischen die Dampfboote, lärmen die Maschinen, krächzen die Kähne, welche aus- und einladen, schreien die Glockensignale, welche die Passagiere zur Abfahrt rufen und qualmen die Essen, daß die Sonne verdunkelt wird. Weiter unterhalb, außerhalb des Bereiches der Dampfer, verliert die Lebensthätigkeit des Hafens diese fieberhafte Emsigkeit. Da liegen die Flotten der seefahrenden Handelsmarine; das Treiben erscheint geordneter und ruhiger als dort und sieht nicht aus, als wenn, wie bei einer Feuersbrunst, jeder die Minute noch erjagen wollte, die ihm entflieht. Noch weiter hinab setzt sich der Quai in einem Erddamm fort, hinter welchem weitläufige Fabrik-Anlagen sich ausdehnen, an die sich Gemüsegärten, dürftige Wohnungen und schlechte Felder anschließen, bis der unermeßliche Sumpf wieder sein Recht erhält, dem die Stadt selbst ihren Grund und Boden abgerungen hat, und sich noch 100 Meilen weiter in schrecklicher Eintönigkeit bis zum Golf von Merico ausstreckt.

New-Orleans ist bekanntlich französischen Ursprungs und blieb lange während seiner Entwikkelung französisch. Die Nachkommen seines Gründers, Bienville[311], leben noch hier in Ansehen. Die wunderbare Lage des Platzes, welche ihn zum Schlüssel des fruchtbarsten Ländergebietes der Welt macht, verlieh ihm sehr bald eine große kommerzielle Wichtigkeit und zog Schaaren unternehmender Spekulanten, kühner Abenteurer und Glücksritter herbei, welche da Reichthümer sammelten und verpraßten und ein wildes und genußsüchtiges Leben führten. Obgleich nach der Abtretung Louisiana's an die Vereinigten Staaten[312], unter der Regierung Jefferson's[313], viel anglosächsisches Blut sich unter die Bevölkerung von New-Orleans mischte, so hat es doch jenen abenteuerlichen, wenn auch sehr abgeschwächten Charakter bis heute sich bewahrt, zum auffallenden Unterschied von allen andern Städten des Kontinents, in denen das amerikanische Element festen Fuß gefaßt hat. Noch immer herrschen

---

[308] Siehe hierzu S. 96, Anm. 303.

[309] Siehe ebd. wie oben.

[310] Engl. für ein durch Mauern befestigtes Ufer, einen Kai.

[311] Jean-Baptiste Le Moyne de Bienville (1680–1767), der die Stadt im Jahre 1718 gegründet hatte.

[312] Im Frieden von Paris vom 10. Februar 1763 hatte Frankreich Louisiana Spanien überlassen, das dieses mit dem Dritten Vertrag von San Ildefonso am 1. Oktober 1800 letzterem wieder übereignete; mit Kaufvertrag vom 30. April 1803 veräußerte Napoléon (1769–1821) dann für die Summe über 15 Millionen US-Dollar bzw. 80 Millionen frz. Franc Louisiana an die Vereinigten Staaten von Amerika (Louisiana Purchase; frz. vente de la Louisiane), denen es 1804 als „Territory" angeschlossen wurde; am 30. April 1812 wurde Louisiana schließlich als 16. Bundesstaat in die Union aufgenommen.

[313] Thomas Jefferson (1743–1826), von 1801 bis 1809 der 3. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

da die lockeren französischen Sitten, vergeudet der Kreole[314] den Ertrag seiner Ländereien in üppigem Tafelleben und Trunksucht, Spiel und Müßiggang; noch immer wogt, zugvögelartig, eine Bevölkerung hin und her, um nach kurzer Arbeit reiche Aernten zu sammeln und davon zu tragen; noch immer gilt New-Orleans als eine ergiebige Raubkolonie des Handels und finden sich da noch mit jedem Herbst die fahrenden Ritter der modernen Gesellschaft ein, um ihre bankerotten Existenzen mit einem gewagten Griff in die volle Urne der Glückschancen wieder aufzurichten. Dessenohngeachtet tritt jährlich das Gepräge deutlicher hervor, welches das kräftige Geschlecht der Yankees dem Lande aufdrücken. Schon ist die einheitliche Verwaltung der Stadt, welche bis vor Kurzem in vier verschiedene Municipalitäten[315] eingetheilt war, nach acht amerikanischem Muster eingerichtet. Es überwiegt zwar noch keine Nationalität bedeutend an Zahl, aber im Kampf der Sprachen gewinnt die englische mehr und mehr die Oberhand. Der französische Theil der Stadt geräth in Verfall oder macht der amerikanischen Bauart Platz und vertauscht seine französischen Benennungen mit englischen.

Die Kreolen, die Abkömmlinge der französischen Ansiedler und großen Grundbesitzer, der wohlhabendste und tonangebende Bevölkerungstheil nicht nur von New-Orleans, sondern von der ganzen Louisiana, verlieren mehr und mehr Boden gegen das eindringende Yankeethum. Sichtlich schwindet ihr politischer Einfluß und ihre gesellschaftliche Bedeutung; Verarmung scheint das einzige Erbe zu seyn, welches sie der künftigen Generation übrig lassen. Wie in Montreal und Quebeck[316] werden sie aus den schöneren und belebteren Straßen mit jedem Jahr mehr in die schmutzigern und ärmern Stadttheile zurückgedrängt, und wenn bei den Pflanzern auf dem Lande der Reichthum auch länger den friedlichen Flibustier[317]-Einfällen des amerikanischen Spekulationsgeistes zu widerstehen geeignet ist, so empfinden sie doch schon schmerzlich seine dominirende Konkurrenz, wo er sich in Besitz von Plantagen oder auch brachliegenden Grundstücken gesetzt hat. Fast alle Kreolen-Planters sind trotz ihrer ausgedehnten Besitzungen und zahlreichen Sklaven tief verschuldet, Verlegenheiten bleiben nicht aus und so schlagen sie leichtsinnig ihr Eigenthum an die Yankees los und ziehen sich in die Stadt zurück, wo der Müßiggang und angeborne Schlaffheit sie bald genug an den Bettelstab bringen. Mancher Abkömmling eines französischen Freiherrngeschlechts, der noch seinen Namen in’s goldene Buch der Louisiana eingeschrieben hat, muß jetzt als Nachtwächter die Straßen von New-Orleans durchwandern oder putzt dem Yankee das Pferd. Die meisten zwar leben noch von den Renten eines Eigenthums, die sie in Nichtsthun vergeuden, oder vom Ertrag der Arbeit ihrer Sklaven, die sie an amerikanische Familien als Dienstboten ausleihen oder als Tagelöhner an der Levee arbeiten lassen. Auch hat sich ein Theil der reicheren französischen Stadtfamilien mit Amerikanern durch Heirath verschwägert und er wird dadurch allmählig amerikanisirt. Die Kinder solcher Familien schon verleugnen das Kreolen-Blut, welches sie in sich tragen. Handel und Industrie sind aber jetzt ausschließlich in den Händen der Amerikaner, da der schlaffe Charakter der Kreolen zu nichts weniger taugt als zum Geschäftsmann. So läßt sich mit Sicherheit und in nicht weiter Ferne der Zeitpunkt voraussehen, der von der früher so blühenden und jetzt noch schimmernden altersschwachen Kultur des Romanismus nichts weiter als den Schatten zurückläßt und das gewaltige amerikanische Element zum Herrn aller Lebensquellen des Landes einsetzt. Ist dieser Prozeß vollendet, so wird auch dem erfinderischen Genie dieser Race gelingen, den tausendfältigen Keim des Todes auszurotten, welcher alljährlich in den Sümpfen des Mississippi-Delta’s geboren wird und die Hälfte der Leben als seinen gehörigen Antheil fordert. Im Jahr 1853 betrug die Bevölkerung der Stadt 130,000 Seelen, von denen beim Eintritt der Fieberzeit zwei Drittel entflohen. Vom letzten Drittel starben 21,000 Menschen in wenigen Monaten. So lange noch Jeder, der in New-Orleans sich niederläßt, alljährlich das Loos zwischen Leben oder Tod ziehen muß, kann an ein Gedeihen dieses, mit den glänzendsten Berechtigungen auf Größe ausgestatteten Platzes nicht gedacht werden. Erst wenn der Yankee, beharrlich und unternehmend wie der Holländer, die Sümpfe in fruchtbares

---

314 Span. criollo, Kreole; in Süd- und Mittelamerika ein Nachkomme weißer romanischer Einwanderer.

315 Eigentl. eine spezielle administrative Gemeindestruktur; hier wohl einfach im Sinne von Stadtteil verwendet.

316 Das kanad. Québec.

317 Frz. flibustier, abgeleitet bzw. verballhornt von niederl. vrijbuiter; eigentl. Freibeuter; im 19. Jhd. jedoch auch Bezeichnung für amerik. Privatleute, die militär. und polit. Unternehmungen gegen Staaten im mittel- und lateinamerik. Raum durchführten; hier wohl allg. im Sinne ökonomische „Freibeuter“ verwendet.

Marschland verwandelt hat, – erst dann, und an der Hand der dann riesenhaft sich entwickelnden Kultur im Bassin des Mississippi, wird New-Orleans seinen Rang als die natürliche Empire-City des nordamerikanischen Kontinents einnehmen und seine Schwesterstädte New-York und St. Francisko[318] in zweiter Linie stehen lassen.

[318] San Francisco.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101-104.

DXXXXVI. Speyer[319].

Jedes Volk hat in dem Lande, in welchem es lebt oder seinen Ursprung sucht, eine heilige Stätte, einen Berg oder eine Au, einen Strom oder eine Stadt, einen Wald oder eine Quelle, um die es den goldenen Reif seiner schönsten Sagen und Geschichten legt. So ist Auge und Herz des deutschen Volks vorzugsweise dem Rheine zugewandt seit uralter Zeit. Der Rheinstrom mit seinen Gauen, Städten, Domen, Burgen und Klöstern bleibt des Deutschen liebste Sehnsucht, vom begeisterten Jüngling bis zum berechnenden Mann und träumenden Greis erkennen Alle in dem mächtigen Schiffeträger die kräftigste Ader des deutschen Lebens, und als ob seine Fluthen an jedes Herz auch in den entferntesten Theilen des Vaterlandes schlügen, hallen die Lieder vom Rhein und seinen Sagen und seinen Reben an den Ufern aller deutschen Ströme wider.

Am Rhein ist unser klassisches Land. Von den Alpen bis zum Meere reiht sich an ihm Stätte an Stätte, die im Verlaufe der Jahrhunderte die Blicke des gesammten Vaterlandes auf sich gezogen haben und deren Namen als Wegsäulen in unserer Geschichte stehen. Dort kämpften die germanischen Stämme ewigen, unversöhnlichen Krieg mit dem römischen Weltreiche, und dort stürmten sie seine Burgen und errangen sie die großen Siege, welche ihnen zu dem Kapitol selbst den Weg bahnten. Dort gründete die deutsche Wissenschaft ihre ältesten Sitze, dort entfaltete sich die deutsche Kunst zur ersten Blüthe, dort hat sie ihre Meisterwerke hingestellt, die noch jetzt die Bewunderung der Völker sind; am Rhein druckte Guttenberg[320] das erste Buch; am Rhein fanden deutsche Gewerbe den fruchtbarsten Boden und verbreiteten den Ruf von der Kunstfertigkeit und dem Fleiße der Bewohner über weite Länder; Schiffer und Winzer erfüllten das gesummte Rheinland mit den lockenden und fesselnden Bildern der Rüstigkeit und des Frohsinns; starke und schöne Städte zeugten von Wohlstand und Bildung und in der Mitte der mächtigen und freiheitstolzen Bürger schlugen Kaiser und Fürsten ihre glänzenden Sitze auf. Aber leider! auch die Blätter der Trauer und Unehre in den Jahrbüchern unseres Volks sind bedeckt mit rheinischen Namen. An keiner anderen Grenze des Reiches treten dem Deutschen Merksteine von so schlimmer Bedeutung vor Augen, als in den rheinischen Landen. Hier liegen vor aller Welt die Zeugnisse von der Zerrissenheit der Nation und der Ohnmacht und Schlechtigkeit ihrer Fürsten; hier kündigen die Burgtrümmer auf den Bergen von dem Elend des ungeschützten Volks in den Thälern; hier erzählen die grauen Prachtbauten der Städte von der einstigen Macht des später so schmählich niedergetretenen Bürgerthums; hier sehen wir die von Gott den Völkern durch die Sprache gezogenen Grenzen verwischt, verschoben und zerschnitten, und hunderte von Schutthaufen und Brandstätten bewahren die Spuren vom Schwerte siegreicher Eroberer, vor denen sich das deutsche Volk, vom eigenen Blute verlassen und verrathen, beugen mußte, und der Rhein gab dem Gipfel deutsch-fürstlicher, volksverrätherischer Niedertracht und Schande – dem Rheinbunde[321] – seinen Namen.

Besonders schmerzliche Gefühle über die Verwahrlosung und Verkümmerung der Nationalehre erregen dem Deutschen zwei Ruinen an den Ufern des Rheins – (Ruinen nennen wir sie im Vergleich ihrer kleinen Gegenwart zu ihrer erhabenen Vergangenheit) – Worms und Speyer: Worms, groß ge-

[319] Lat. Noviomagus bzw. Civitas Nemetum.

[320] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

[321] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (siehe hierzu S. 82, Anm. 259) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

zogen durch die Gunst der Kaiser, die gern hier lebten, und Speyer, gepflegt vom frommen oder ängstlich gläubigen Sinn der Gekrönten, die sich im Kaiserdom ein Grab bestellt hatten.

Von Worms hat unser Buch bereits Bild und Wort gebracht. Zu der andern Denksäule deutscher Schmach leitet die Stahlplatte, welche uns den einzigen Zeugen vorführt, der von dem großen, blühenden, alten Speyer übrig ist: den Dom. Kaiser Konrad II.[322] legte am 12. Juni 1030 den Grundstein zu diesem Prachtbau, um den Himmel zu versöhnen, der ihn, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Gisela, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck des Volksglaubens mit „Sterben und Verderben ohne Erben“ drohen mußte. Konrad und Gisela[323] und ihr Sohn Heinrich III.[324] waren die ersten in der Gruft des Doms, dessen Bau Heinrich IV.[325] vollendete; diesem aber gönnten seine beiden bittersten Feinde im Leben, die Kirche und sein Sohn[326], erst lange nach seinem Tode die Ruhe in den selbst gebauten Hallen der Verwesung. Mit ihrem Sohn bestatteten sie hier den letzten Salier. Neben ihn legten sie seine treue Bertha[327], von deren Häuslichkeit und Fleiß noch jetzt das Sprüchwort Kunde gibt: „Die Zeit ist vorbei, wo Bertha spann.“ Aus dem hohenstaufischen Geschlechte wurden die Kaiserin Beatrix[328], des Rothbarts[329] Gemahlin, und Philipp von Schwaben[330] hier bestattet; zu ihren Särgen reiheten sich der Rudolfs von Habsburg[331], der seines Sohnes Albrecht[332] und endlich jener Adolfs von Nassau[333].

Man wartet die Ruhestätte großer Tobten mit Liebe und Sorgfalt und umgibt sie gern mit dem Glanz, welchen Kunst und Reichthum verleihen können. Die Früchte dieser Pietät der Kaiser und des Reichs gegen die dahingegangenen Herrscher kamen der kaiserlichen Todtenstadt zu Gute und erfüllten sie mit Leben und Gedeihen. Das freie Speyer wurde groß und schön und stark, feste Mauern schirmten die stattlichen Wohnungen und tapfere Bürger trotzten jedem Feinde. Lag doch schon im Jahre 1129 Kaiser Lothar[334] mit seiner Heeresmacht vergeblich vor seinen Wällen! Und noch zwei Jahrhunderte später gelang es weder den Raubrittern der Nachbarschaft, noch dem Verrathe der Patrizier, den Muth der wachsamen Bürger zu brechen, ja selbst der noch mächtigere Feind, welcher in den verrätherischen Bischöfen Adolf[335] und Rabanus[336] gegen sie aufstand, zerstob vor den wohlgerüsteten Vertheidigern der reichsstädtischen Freiheit. Die Zeit vollster Blüthe und höchsten Glanzes genoß Speyer im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts: es wurde Sitz des Reichskammergerichts (1513) und sah den Reichstag von 1529, welcher den Protestanten ihren Namen gab, innerhalb seiner Mauern. Mit dem siebenzehnten Jahrhundert beginnt das Sinken der Stadt. Der dreißigjährige Krieg beschleunigte ihren Verfall, indem er sie abwechselnd den Schweden und den Kaiserlichen, und endlich 1644 den Franzosen unter die Füße warf, und das Ende des Jahrhunderts zeigte dem Wanderer auf der Stätte, wo einst Speyer stand, einen

---

[322] Konrad II. (ca. 990–1039), seit 1027 römisch-deutscher Kaiser.

[323] Gisela von Schwaben (ca. 989–1043), seit 1016/17 in 3. Ehe mit Konrad II. (s. o.) verheiratet.

[324] Heinrich III. (1016 o. 1017–1056), seit 1039 König und seit 1046 römisch-deutscher Kaiser.

[325] Siehe hierzu S. 51, Anm. 129.

[326] Siehe hierzu S. 51, Anm. 127.

[327] Bertha von Savoyen oder auch Bertha von Turin (1051–1087), seit 1066 mit Heinrich IV. (siehe hierzu S. 104, Anm. 325) verheiratet.

[328] Beatrix von Burgund (ca. 1140–1184), Kaiser Friedrich I. Barbarossa (s. u.) hatte sie am 17. Juni 1156 in 2. Ehe geehelicht.

[329] Friedrich I., genannt Barbarossa (siehe hierzu S. 51, Anm. 126).

[330] Siehe hierzu S. 53, Anm. 144.

[331] Siehe hierzu S. 46, Anm. 109.

[332] Albrecht V. Graf von Habsburg (1255–1308; ermordet), seit 1282 als Albrecht I. Herzog von Österreich, von Steiermark und von Krain sowie Herr der Windischen Mark sowie ab 1298 römisch-deutscher König.

[333] Adolf von Nassau (ca. 1250–1298; gefallen), seit 1292 römisch-deutscher König.

[334] Siehe hierzu S. 53, Anm. 140.

[335] Wohl Adolf von Eppstein († 1433/34), der von 1430 bis 1433/34 Bischof von Speyer war.

[336] Raban von Helmstatt (ca. 1362–1439) war von 1399 bis 1430 Bischof von Speyer und ab 1430 Kurerzbischof von Trier; von 1433/34 bis 1438 verwaltete er erneut und zusätzlich das Bistum Speyer.

von Mauertrümmern umgebenen Schutthaufen, aus welchem als einziges Denkmal aus den Tagen ihrer Pracht und Größe der Kaiserdom emporragte.

Es war ein schweres Gericht über die Stadt ergangen; mit der ganzen Pfalz büßte sie für die Sünden des im westphälischen Frieden[337] von seinen Fürsten für immer zerrissenen Kaiserreichs.

Im Frühling des Jahres 1689, an einem Maitage, hatte des alten Speyer letzte Stunde geschlagen. Ludwigs XIV.[338] Söldlinge, die im Jahre zuvor Herren der Stadt geworden waren, sahen sich genöthigt, dem endlich herbeiziehenden Heere des Kaisers und seiner Verbündeten das Feld zu räumen. Vor ihrem Abzuge fügten sie zu den Titeln ihres „großen" Königs den eines gekrönten Mordbrenners. Nachdem sie die Befestigungswerke der Erde gleich gemacht, alles Werthvolle, die Archive und Gerichtsakten sogar, davon geschleppt und die Bürger geplündert hatten, gingen sie an die Zerstörung der ganzen Stadt. Unter das Thier war im Wüthen und im Verwüstungseifer die Soldateska gesunken! Am Dome wurde bis auf das unerreichbare Mauerwerk alle Pracht vernichtet, man drang in die Gruft, riß die Särge an das Tageslicht, beraubte die Leichen ihres Schmucks, warf die Gebeine umher und schob mit den Köpfen der deutschen Kaiser Kegel! Da rollten die Schädel von Mann und Weib, von Vater und Sohn, von Freund und Feind, und nur Einen hat man später wieder erkannt – den Schädel des Königs Albrecht – an dem Schwerthieb, an welchem er in des Bettelweibes Schooß gestorben war. Als die Franzosen sich an diesem weltgeschichtlichen Kegelschub sattsam ergötzt hatten, steckten sie die Stadt an allen Ecken in Brand. Ueber das einst so herrliche Speyer schien der jüngste Tag her eingebrochen zu seyn. Ja, es war der Wille des Franzosenkönigs, daß eine Wüste seine Stätte bezeichnen solle, denn die Bewohner, welche ihr Leben aus Brand und Mord gerettet hatten, sollten, so wollte es Ludwig XIV., sich auf französischem Gebiete niederlassen und dafür der monarchischen Großmuth ein Jahr lang Unterhalt und die folgenden zehn Jahre Abgabenfreiheit zu danken haben. – Die treuen Speyerer wandten aber der königlichen Gnade ihres Henkers den Rücken, sie wanderten am Bettelstab zurück an den Ort, wo ihre Paläste gestanden hatten und bauten um den alten Dom eine neue Stadt an. Der Baum ihres Glücks war jedoch an der Wurzel beschädigt. Speyer hat sich nie wieder erhoben. Wo einst die mächtige freie Reichsstadt ihr gefürchtetes und geachtetes Banner erhob, belehren uns seit 1815 blauundweiße Schlagbäume und Wappen, daß man vor einem bayerischen Orte steht, und sein Titel „Kreishauptstadt" höhnt gleichsam die alte Herrlichkeit.

Das Schicksal Speyers und die Verwüstung der Pfalz[339] ist seit zwei Jahrhunderten das offizielle Thema, um Franzosenhaß und Franzosenfresserei im deutschen Volke zu unterhalten, und noch 1840 mußte der gute Michel das freie Rheinlied singen, als die erschrockenen Vierunddreißig[340] hinter seinem breiten Rücken Sicherheit suchten. Das ist nun hoffentlich auch vorbei für immer. Der Deutsche weiß jetzt, daß er nicht erst von den Franzosen geschlagen wurde, sondern daß er längst von seinem Kaiser und seinen Fürsten geschlagen war; er weiß, daß die todten Kaiser schutzlos dem Feinde in die frevelnden Hände fielen, weil der lebende Kaiser und seine Lehnsleute das Reich dem Feinde gegenüber schutzlos gelassen hatten; er weiß, daß Deutschland dem Verrath seiner Fürsten alle Schmach und allen Schaden dankt; er weiß endlich, daß es die größte Dummheit der Völker war, sich zum Ruhm und Gedeihen einzelner Dynastenstämme gegenseitig zu zerfleischen, und achtet nur noch ein Wappen: das der Freiheit und Ehre der Nationen! Völker, welche dieses Wappen in ihrer Fahne führen, geizen nicht nach Schlachtenruhm und nähren nicht Eroberungsgelüste, Mittel, durch welche nur Einzelne, nur Herrscherfamilien, nimmermehr Völker groß und glücklich werden. Alle gesitteten Völker haben ein Ziel und zwischen sich und diesem Ziele einen gemeinsamen Feind: ihre Eintracht ist ihres Feindes Verderben, und dieser Feind, er ist den Mächten des Unterreichs, seiner Heimath, längst verfehmt; – hingegeben ist er den Rachegeistern und nicht Heere, noch diplomatische Arglist können ihn vor dem Verderben schirmen, noch eine geweihte Stätte ihm ein Asyl gewähren. Der Geist der Vergeltung ist zürnend in die Geschichte getreten – und dieser Geist ist kein säumiger. Die

337 Siehe hierzu S. 16, Anm. 33.

338 Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

339 Während des vom frz. König Ludwig XIV. vom Zaune gebrochenen „Pfälzischen Erbfolgekrieges" von 1688 bis 1697.

340 Die 38 Fürsten des 1815 gegründeten Deutschen Bundes.

Ladung ist geschehen; das Urtheil schwebt wie das Damoklesschwert über seinem Haupte. Bald wird's vollzogen seyn und dann wird's heißen: „sein Daseyn war der Quell alles Bösen auf der Erde, aber vergangen ist's und verflucht sey es auf ewig!"[341] – Nein, jener unnatürliche Zwiespalt, der vom Erbfeinde der Nationen Jahrtausende lang künstlich genährt wurde, und den er voller Arglist auch jetzt neu entzünden möchte, findet keine Nahrung mehr, – die Völker sind Brüder; sie hegen keinen Haß, keinen Neid gegen einander; sie geben sich willig jenen Gefühlen hin, die in jeder Menschenbrust laut zu Gunsten jedes Bedrängten sprechen, und wo ein Volk sich frei macht von seinen Drängern, da wird's begrüßt von der Akklamation der ganzen gesitteten Welt, es empfängt den Bruderkuß von allen andern.

Darum blicken auch jetzt wir Deutsche ohne Rachegedanken von dem zerstörten Speyer nach Frankreich hinüber, dessen edles Volk hundert Jahre nach der Verwüstung der Pfalz durch die Vertreibung seiner Könige bewiesen hat, wie tief es deren Thaten verachtete. Mit den Gebeinen der deutschen Kaiser hatten französische Soldknechte Kegel geschoben; die Gebeine jenes Ludwigs XIV. aber riß das französische Volk aus der Gruft von St. Denis und warf sie in eine Kalkgrube. So schreibt das Volk seine Noten zu den Lügen der Hof-Historiographen. – Fürstengräber können nie Altäre für die Nationen seyn; denn aus ihnen weht der böse Geist, der die Lebendigen erfüllt hat. Ueber dem Sarge Friedrichs II. von Preußen schwuren sich Napoleon von Frankreich und Alexander von Rußland ewige Treue[342], und – sie brachen den Eid. Wenn aber Deutschlands und Frankreichs Nationen sich jetzt die Hände über dem Altare der Humanität und Freiheit reichen, – so wird aus ihrer Vereinigung ein Völkerbund erwachsen, die stärkste Bürgschaft für das Glück und den Frieden des Welttheils.

[341] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[342] Napoléon Bonaparte und Kaiser Alexander I. von Rußland (russ. Александр I Павлович; 1777–1825) standen niemals gemeinsam vor dem Sarg Friedrich II. (siehe hierzu S. 121, Anm. 403), der damals in der Potsdamer Garnisonskirche untergebracht war.


DXXXVI
SPEIER
Aus d. Kunstanst d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 105-112.

DXXXXVII. Emden in Ostfriesland.

Neue Schwungkräfte bewegen die Gesellschaft, und, angetrieben von der allmächtigen Meinung, dreht sich das Rad der Länder- und Völkergeschicke in immer rascherm Fluge. Das Greisen-Geschlecht, das die Zeiten von vorhin gesehen, kann sich in die Gegenwart nicht finden. Es tritt ab, noch ehe es abgestorben ist, oder es wird von dem Rade der Zeit weggeschleudert. Die Generation der Männer ist erwachsen in dem großen Umschwung der Dinge und hat zum großen Theil dabei mitgewirkt. Dieser macht die Jugend das Ruder streitig, – eine Jugend, die, von der Gegenwart erzogen, keck herandrängt und sich weiser dünket, als die Väter; eine Jugend, lebendig, betriebsam, klug und gewandt, muthig bis zur Verwegenheit, abgeneigt allem Alten bis zum Fanatismus, begeistert für alles Hohe, was die Idee gebiert; eine Jugend, die Theil nehmen will am öffentlichen Leben und die nicht nur von ihrem Berufe, sondern auch von ihren Fähigkeiten fest überzeugt ist, und welche ihre Ansprüche um so höher steigert, je häufiger sie in den alten Inhabern der Gewalt nichts gewahr wird, als eine Masse abgeschmackter, unfähiger, in ihren Anmaßungen bis zur Albernheit beschränkter und erstarrter Menschen, an denen alle Lehren des Schicksals vorübergingen wie Plato's[343] Weisheit an einem Idioten.

In dieser wirbelnden Bewegung, wo sich Altes vom Neuen scheidet und in furchtbarem Zwiespalt, in heftiger Wirkung und Gegenwirkung einander bekämpft und aufzureiben trachtet, thut es Einem wohl, den Blick in eine Ecke des Vaterlands zu werfen, wo sich ein kleines Volk selbstständig und heimisch entwickelte, das den Schatz der Ruhe auch noch in den Stürmen der Gegenwart zu retten wußte und jene Stätigkeit bewahrte, welche auf dem in sich gewährten unerschütterlichen Bestand und Besitze ruht. Der Stahlstich führt uns dahin, – unser Bildchen von der Stadt Emden im fernen Ostfriesland.

Der Bewohner des Binnenlandes und der Ebene sehnt sich nach Gebirg und Meer. Als Kind lauscht er keinen Mährchen und Sagen lieber, als denen, welche in den schauerlichen Klüften oder auf den schwindelnden Höhen der Berge vor sich gehen, oder von den unheimlichen Tiefen und grausigen Stürmen und Gefahren des endlosen Wassers erzählen, und als Jüngling ist sein kühnstes Reiseziel wiederum Meer oder Gebirg, wo die Natur zu Wagnissen herausfordert und der Kampf mit den Elementen Leib und Seele stählt. Aber auch der Mann, der erfahrene, gereiste, weilt bei der Betrachtung der verschiedenen Völker und ihrer Thaten und Sitten mit besonderem Interesse bei Gebirgsvölkern und Küstenbewohnern. Hier zeigt sich der Mensch am reinsten in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit. An der Küste wie im Gebirge (die größeren Städte gelten mehr oder weniger für Ausnahmen) ist der Mensch vorzugsweise auf den Umgang mit der Natur und Seinesgleichen hingewiesen; abgeschlossen vom abglättenden Weltverkehr baut er seinen Ideenkreis kernfest aus und überliefert ihn in starren Formen Kindern und Kindeskindern. Mit dem väterlichen Geschäft erbt die Sitte fort, und wie im Haus, ruht im Stamm und Volk Gesetz und Recht auf dem bewährten Boden von Erfahrung und Gewohnheit. Daher beim Aelpner wie beim Küstenmann das Festhalten am Hergebrachten, Alten und die Scheu, die mit jeder Neuerung oft auch den Fortschritt von sich weist. Dieser patriarchalische Zug der Gebirgs- und Küstenbewohner dehnt seinen Einfluß auch auf die staatlichen und Gemeinde-Einrichtungen aus; es spricht sich dies aus in dem Hange zu möglichst enger und bestimmter Begrenzung der Stämme und Gemeinschaften, Familien und Zünfte. Jede Gemeinschaft hält unerschütterlich auf dem geringsten Rechte, und bitterer Groll und Hader um Kleinigkeiten trennt oft die nächsten Nachbarn.

Also geartet erscheinen uns die Friesen. Sie sind die rüstigsten Männer am ganzen deutschen Meer. Dieser germanische Volksstamm, dessen Macht und Tapferkeit schon die Römer kennen lernten,

[343] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

wohnte ursprünglich zwischen den Rheinmündungen, der Nordsee und der Ems. Durch Drusus[344] wurde er zwar den Römern zinspflichtig, aber schon im Jahre 28 n. Chr. reizten die Bedrückungen, welche einzelne römische Befehlshaber erregten, wieder zum Aufstand: sie gewannen ihre Freiheit zurück und wußten ihre Unabhängigkeit, den Römern gegenüber, in mannhaften, beharrlichen Kämpfen zu behaupten. In den Kriegen der übrigen teutonischen Stämme mit den Römern wird der Name der Friesen nur selten genannt. Ihre Kämpfe fochten sie aus auf eigene Faust und kümmerten sich nicht um die der Nachbarn, der Chauken[345], Sachsen und Franken. Ohne eine Ausdehnung ihrer Herrschaft zu beabsichtigen, führten indeß doch spätere Fehden mit angrenzenden Stämmen zu größerer Ausbreitung und Niederlassung. Alles Land zwischen Ems und Weser besetzten die Ostfriesen, im Gegensatz zu den die alten Sitze behauptenden Westfriesen, und in den westlichen Küstenstrichen Schleswigs, von der Eider bis Tondern[346] und auf den davor liegenden Inseln treten die Nord- oder Strandfriesen auf. Sowohl Chauken, als Angeln oder Sachsen, die ältern Bewohner dieser Küstenstriche, mischten sich willig mit dem stammverwandten Volk, und mit dem Namen desselben verschwand mit der Zeit ihr eigener.

Stolz auf ihre Unabhängigkeit und mißtrauisch gegen Jeden, von dem sie für ihre Freiheit glaubten fürchten zu müssen, trugen die Friesen den bittersten Haß gegen die Franken und Alles, was ihnen als feindlich bezeichnet wurde. Diesen Haß theilten sie mit den Sachsen. „In stetem Kampfe mit gefährlichen Feinden und dem Meere, welchem sie einen großen Theil des Bodens abgerungen, haben die Friesen in ihrem Marschlande, wie die Schweizer auf ihren schneebedeckten Alpen, hohes Kraftgefühl, Muth, Freiheits- und Vaterlandsliebe genährt, und bloß die Lage ihres Landes, nicht Mangel an kriegerischer Tüchtigkeit, war die Ursache, daß sie den wiederholten Angriffen der Franken früher erlagen, als die Sachsen.“[347] Auch ihrem Glauben blieben sie, wie die Sachsen, am längsten von allen germanischen Stämmen treu. Nirgends wurde der Kampf um die heidnischen Altäre blutiger geführt, nirgends war er wechselvoller, denn das Friesenvolk verlor, wenn auch oft besiegt, nie seine Spannkraft. Bei jedem neuen Anlauf schleuderte es das aufgedrungene Kreuz wieder von sich. Aber auch in diesem großen Kampfe scheinen sie nicht als Verbündete gemeinschaftlich mit den Sachsen gegen die fränkischen Gewaltherren gefochten, sondern nur die günstigen Wendungen des Sachsenkriegs für sich benutzt zu haben. Diese hartnackige Abgeschlossenheit, diese Scheu vor allem Bündtnerwesen ward ihr Verderben. Karls des Großen[348] Heeresmacht und dem Bekehrungseifer des Bischofs Luidger[349], eines geborenen Friesen, können sie, nachdem ihr tapferer Fürst Ratbod[350] erlegen und in freiwillige Verbannung gegangen ist, nicht länger widerstehen. Um 790 fügen sie sich ihrem Geschicke, leisten den Franken Heeresfolge, stehen nunmehr den Sachsen feindlich gegenüber, treten in das alldeutsche Reich des großen Kaisers wie alle übrigen von ihm unterworfenen Stamme, und erhalten Grafen, als Reichsbeamte, zu Wächtern der staatlichen Einheit und zu Schirmherren der alten Freiheit, welche Karl schützte, nicht vernichtete. Die Regierungsgewalt der Reichsgrafen dauerte indessen nicht länger, als die Tüchtigkeit der Kaiser selbst gedauert hat, und da es mir dieser bald zu Ende ging, so traten sie, erbittert durch wiederholte Einfälle der Normannen in ihrem Gebiete und von dem Reiche schutzlos gelassen, zu dem freien friesischen Bund der sieben Seelande zusammen. Die Reichsgewalt versuchte vergeblich, die Abgefallenen zu züchtigen. Sie widerstanden und das Volk der Friesen blieb unabhängig. Nun, da kein fremdes Gesetz mehr im Lande herrschte, bauten sie das Haus ihrer Verfassung und ihres Rechts fester als früher aus. Eine gewandte Hand skizzirte dieses Gebäude so: „In der Nähe von Aurich wurde alljährlich beim Upstalsboom (Obergerichtsbaum) der allgemeine Landtag abgehalten, wozu die einzelnen Landgemeinden ihre Boten sandten, und wo man sich über das allgemeine Beste berieth

---

[344] Nero Claudius Drusus (38–9 v. Chr.).

[345] Griech.: Καύχοι, Kaúkoi, „die Hohen, die hoch Wohnenden“; lat. Chauci; ein german. Stamm, der beidseits der unteren Weser siedelte.

[346] Das dän. Tønder.

[347] Zitat aus dem von Joseph Meyer herausgegebenen „Das große Conversations-Lexikon für gebildete Stände. – […]. – Elfter Band. […] (Hildburghausen, Amsterdam, Paris u. Philadelphia: 1847) S. 369.

[348] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[349] Der heilige Liudger (ca. 742–809).

[350] Der Friesenkönig Radbod (reg. 679–719).

und über das Landrecht einigte. Die Friesen wußten und fühlten es, was der Grund wahrer Volksfreiheit sey; eine eigentliche Konstitution, die von Gewaltherrschern verdreht und gedeutelt werden kann, sucht man vergeblich bei ihnen: an ihrem freien Stuhl und der freien Sprache hatten sie ein besseres Palladium[351] ihrer Rechte. „Edler freier Friese“, dies war der schöne Gruß, womit ein friesischer Mann den andern empfing, und lange wachten sie mit Eifer darüber, daß derfelbe eine Wahrheit bleibe. Der Stamm der Brokmer[352] duldete selbst, da mit die gemeine Freiheit nicht gefährdet sey, keine festen Schlösser und Burgen in seinem Gebiete. Trotz jenes ganz Friesland bis zur Weser umschlingenden Bundes hatte jede Gemeinde ihre besondere Verfassung, selbst ihre besonderen Rechte; eine jede wählte ihren Richter auf ein Jahr; diesem standen, damit der richterlichen Willkür vorgebeugt werde, Talemänner (Sprecher) zur Seite. Ueberdies war eine doppelte Appellation gestattet, ein Mal von dem Richter der Gemeinde an die des Stammes, das andere Mal von diesem an den allgemeinen Landtag am Upstalsboom. In kirchlicher Hinsicht standen die Friesen unter den Bischöfen von Utrecht, Bremen und Münster; auch dem Klerus gegenüber behaupteten sie ihre Freiheit mit Erfolg; sie gestanden demselben nur freiwillige Spenden zu; von Zehnten und dergl. war bei ihnen nicht die Rede.“[353] – Das friesische Recht, in vielen Bestimmungen dem angelsächsischen ähnlich oder gleich, unterschied sich von diesem durch mildere Strafgesetze; namentlich traf den Freien nur bei Tempelschändung der Tod. Dagegen waren ihre Gerechtsame deutlich und fest dort niedergesetzt. „Die Friesen sollen freie Bürger seyn, so lange der Wind aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird.“[354] – „Der freie Friese soll auf keiner Heerfahrt weiter ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Fluth wieder zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salzige See und die wilden Seeräuber.“[355] – Freiheit war der Odem der ganzen friesischen Gesetzgebung.

In solcher Weise hat sich des Friesenvolks Gemeinwesen gebildet und so stand es viele Jahrhunderte durch, von den Stürmen der Zeit unangefochten, da – eine große, ernste Gestalt, blickend hinaus von der Höhe seiner Deiche und Dämme in das tiefbewegte Meer, mit dem es um die Herrschaft seines Bodens im ewigen Kampfe lag, – und rückwärts hin auf die Binnenländer, wo Krieg und Habsucht unter den verwandten Stämmen dauernden Hader nährten. Niemals Fehde mit den Nachbarn suchend und aller Gelüste nach Vergrößerung seiner Macht baar, war es zufrieden und glücklich im Genuß seiner Freiheit. Während die meisten andern deutschen Volksstämme übereinander geschwemmten Völkerflötzen glichen, zusammengeführt von der Fluth des Kriegs, der Niederlassung und der Eroberung, stand der Friesenstamm allein am reinsten im ersten Urcharakter da. Treue, stolzes Selbstgefühl und Vaterlandsliebe, durch den Kitt der freiesten Verfassung innig verwachsen, gaben dem Charakter des Friesen sein scharfes, festes Gepräge. Das Volk hauste stolz und frei auf seinen Höfen, durch die Erblichkeit von den Vätern aus grauer Vorzeit her überkommen, und ärndtete unverkümmert den Segen, der auf seinem Boden und seinem Fleiße haftete.

Aber kein Glück währt beständig und auch das der Friesen sollte nicht immer dauern. Ihr so trefflich ausgebildetes, wahrhaft republikanisches Gemeinwesen blieb nicht immer von dem Gewürm frei, welches die edelsten Gebäude der Volksfreiheit so häufig zu Grunde richtet: Aristokratie und Hierarchie zerfraßen allmählig die Grundfesten. Aus der Mitte der gleich Freien erhoben sich in Zeiten der Gefahr einzelne Häupter. Sie bauten Burgen am Meer, Burgen im Lande zum Schutz der Bewohner gegen Seeräuber und Einfall der Nachbarn und diese Burgherren verwandelten sich nach und nach in kleine Despoten, welche die Freien drückten und jochten in gegenseitigen Fehden das Mark des Landes aufzehrten und beutelustigen Stärkeren in die Hände lieferten. In diesen Wirren war es den Pfaffen ein

[351] Das Palladion (griech. παλλάδιον), in der griech. Mythologie ein altes Schnitzbild der Städteschirmerin Athene (ion. Ἀθήνη, Athēnē; dor. Ἀθάνα, Athána), welches auf der Burg von Troja (griech. Τροία, Troia oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios“ oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion“; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva) als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt aufbewahrt wurde.

[352] Friesen, die im Westen Ostfrieslands siedelten; ein bedeutendes fries. Rechtszeugnis ist ihr im 13. Jhd. niedergeschriebene Gesetzbuch, der Brokmerbrief.

[353] Großes Conversations-Lexikon, wie S. 109, Anm. 347, S. 370.

[354] Großes Conversations-Lexikon, wie S. 109, Anm. 347, S. 373.

[355] Ebd.

Leichtes, ihre Herrschgelüste zu befriedigen, und die Bischöfe, im Bunde mit der kaiserlichen Macht, kamen zur Gewalt, die sie mit den kaiserlichen Statthaltern, den Grafen von Holland, theilten. Doch sträubten sich die Friesen noch lange Zeit, das Joch anzuerkennen, und erst 1457 kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen sie wieder eintraten in den deutschen Reichsverband, welchen sie seit 500 Jahren verlassen hatten. Dieser Schritt reuete sie bald; nun aber vergeblich. Nachdem sie sich nutzlos der Erbstatthalterschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen[356] und seiner Nachfolger zu erwehren gesucht hatten, kam Westfriesland 1523 durch Herzog Karl von Geldern[357] an Karl V.[358], wurde ein Theil des burgundischen Erbes und hat seitdem die Schicksale der Niederlande getheilt. Immer aber bewahrten die Friesen den tapferen Sinn ihrer Altvorderen, waren würdige Genossen der Siege der holländischen Fahnen und blieben allezeit eines besseren, als des ihnen gefallenen, Looses würdig.

Dies der Blick auf das Friefenvolk im Allgemeinen. Bettachten wir nun noch besonders das Land, dessen Hauptstadt uns der Stahlstich verbildlicht.

Ostfriesland, des deutschen Landes Nordwestecke, ein Niederland, das sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt, ist ein den Fluthen der See und den Gewässern der Moore abgerungenes Erbe seiner Bewohner. Geest[359] und Haide, Moore und Meer umlagern den goldenen Saum des Landes, das Marschland, dessen reichster Theil wiederum die Polder sind, d. h. das vom Meere angesetzte und künstlich eingedeichte Marschland. Die Deiche nennt der Friese seinen „güldenen Ring“ um das Land. Mit Dämmen und Kanälen zahlt er seinen Tribut an das Meer, das gewaltsam nimmt, wenn ihm dieser versagt wird. So ward der Dollart, einst ein herrliches Land mit fünfzig blühenden Ortschaften, „wegen Saumsal in der Verwahrung der Deiche“[360] von 1277 bis 1287 von den Fluthen zurück erobert und in einen Meerbusen verwandelt. Die Kanäle sind die Straßen des Landes, sie verbinden fast jedes Dorf mit Emden; gleich zahlreich sind sie in den Aemtern Aurich und Pensum. Die Ems und Leda sind des Landes Hauptflüsse, beide schiffbar. „Auf diesem „„merkwürdigen Niederland““, so schreibt ein kundiger Beobachter, „am Nordsaum des deutschen Landes, auf meeresgleichen Wiesen, hat, wie im Süden in den Felsenthälern der Alpen, altgermanische Freiheit eine letzte Freistätte gefunden und in zahllosen Kämpfen zu behaupten gewußt, und wenn auch des Landes politische Selbstständigkeit unterging, so ward doch aus ihren Trümmern vollkommene Freiheit der Person und vollberechtigtes Eigenthum der Bauern gerettet. Diese hergebrachte Freiheit, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit des Gemeindelebens, und Wohlstand, der Widerschein früherer ruhmvoller Tage, geben noch immer den Marschbauern einen stolzen, unabhängigen Sinn. Die Phantasie hat ihre Gaben nicht reich ausgestreut auf diesen künstlichen, wagerechten, in Vierecke eingetheilten Boden; aber wackere, umsichtige, bis zum Eigensinn beharrliche, freiheitsliebende Männer erzeugt und ernährt er. Reichthum ist in allen Marschgegenden zu Hause, wenn auch hin und wieder durch die Ungunst der letzten Zeiten in Verfall; in einigen herrscht wahrer Luxus, wie kaum irgendwo bei Landleuten, und neben der aus alter Zeit stammenden großen Mannichfaltigkeit von bunten Kleidertrachten haben sich die seltsamen Gebräuche, Sitten und Einrichtungen der Vorfahren erhalten, ein treues Bild altgermanischen Volkslebens.“[361] – Des Wohlstandes Hauptquellen sind die Landwirthschaft (auf 5000 freien Bauerhöfen sind Lehngeld, Erbunterthänigkeit, Hut- und Triftgerechtigkeit[362], Frohnden, Zehnten etc. unbekannte Lasten!), Torfgräberei (sie ernährt ⅒ der Einwohner), Fischerei, etwas Kunstfleiß und lebhafter Handel,

---

[356] Albrecht der Beherzte (1443–1500), seit 1464 Herzog von Sachsen und als Albrecht III. Markgraf von Meißen; ab 1498 hatte er zudem die Erbstatthalterschaft von Friesland inne.

[357] Karl von Egmond (niederl. Karel van Gelre; 1467–1538), seit 1492 Herzog von Geldern und Graf von Züpthen.

[358] Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[359] Eine Landschaftsform in Norddeutschland, Flandern, den Niederlanden und Dänemark, die, im Gegensatz zum nacheiszeitlich entstandenen Marschland, durch Sandablagerungen während der Eiszeiten entstand.

[360] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[361] Sehr frei und stark gerafft zitiert aus dem von Karl Wilhelm Mager (1810–1858) herausgegebenen Werk: „Die Encyklopädie oder das System des Wissens […]. Zweiter Theil“ (Zürich: Meyer u. Zeller 1847), S. 237f.

[362] „eine Befugniß, sein Vieh auf eines Andern Grund und Boden zu weiden“ (Krünitz, 27. Bd., S. 251).

namentlich mit Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht, nach Amsterdam, Bremen, Hamburg und England durch die friesischen Haupthäfen: Emden, Leer, Norden und Karolinensiehl[363].

Nachdem der Bund der sieben Seelande zerfallen und die Herrlichkeit des freien „Upstalsbooms" untergegangen waren, setzten auch in Ostfriesland sich einzelne Häuptlinge an die Spitze größerer oder kleinerer Landestheile und befehdeten sich unter einander. Endlich wählten sie sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt, dem man auf einem allgemeinen Landtage 1453 die Würde eines Regenten und Oberherrn von Ostfriesland zugestand, jedoch mit ausdrücklicher Sicherstellung aller dem Lande und den Einzelnen eigenen Rechte und Freiheiten. Ulrich Cyrksena[364] wurde der Mächtigste derselben; er unterwarf sich die übrigen ostfriesischen Herren, trug dem Kaiser Friedrich III.[365] 1454 Ostfriesland als Lehn an und wurde dafür in den Reichsgrafenstand erhoben. Der bedeutendste unter seinen Nachkommen war Edzard der Große[366]. Ihm verdankt das Volk, außer der Vergrößerung des Gebiets, die Zusammenstellung des ostfriesischen Landrechts. Unter ihm gewann auch die Reformation dort festen Boden. Unter Edzard III.[367] litt das Land viel vom niederländischen Bürgerkrieg, dessen Parteien es oft überschwemmten. Kurze Zeit nachher erklärten Emden und andere Städte sich für den reformirten Glauben und zwangen ihren widerspenstigen Grafen im Vergleich zu Delfziehl[368] (1595) zu mancherlei Zugeständnissen in kirchlicher und bürgerlicher Hinsicht. In beiden Theilen lebte jedoch die Mißstimmung fort und schürte die Streitigkeiten zwischen den Grafen und den Ständen auch während des dreißigjährigen Krieges, und diese arbeiteten mit Einfällen fremder Völker, Pest, Sturmfluthen, strengen Wintern, Mißwachs und Theuerung gemeinsam am Ruin des Landes. Dennoch wußte sich das Volk auch aus diesen schweren Zeiten zwei theure Kleinode zu retten: die ostfriesischen Konkordate, vom 2. Juni bis 28. September 1599[369] zu Emden von dem allgemeinen Landtag mit den Grafen abgeschlossen, und der sogenannte osterhusische Vergleich von 1611[370] gaben den Ostfriesen das Fundamentalgesetz ihrer Verfassung, das bis zu den neuesten Zeiten und sogar noch unter der preußischen Regierung in voller Kraft geblieben war. An Preußen kam Ostfriesland kraft der 1715 vom Kaiser[371] ihm ausgestellten Belehnungsurkunde (eine 1691 beschlossene Erbverbrüderung zwischen den Cyrksena's und Braunschweig-Lüneburg erhielt die kaiserliche Bestätigung nicht) nach dem kinderlosen Tode Karl Edzards[372], mit welchem die männliche Linie des cyrksena'schen Hauses nach dreihundertjähriger Regierung ausstarb, im Jahre 1744. Die preußische Regierung wußte das Mißtrauen, mit welchem sie im Lande empfangen wurde, durch Erhaltung und Achtung der alten Landesakkorde und der ständischen Verfassung, so wie durch durchgreifende und zweckmäßige Restauration des auf diesem alten Fundamente ruhenden Staatsgebäudes, in Vertrauen umzuwandeln und verhalf dem durch die unaufhörlichen inneren Zwiste und äußeren Bedrückungen gesunkenen Wohlstand zu neuer Blüthe. – Desto härter traf die Einverleibung des Landes erst in das Königreich Holland, dann in das französische Kaiserreich das Volk der Ostfriesen, das nun seine Rechte und Freiheiten zertrümmert und mit Füßen getreten sah. Der Befreiungskrieg[373] machte zwar auch sie frei von der französischen Herrschaft; die

---

[363] Carolinensiel.

[364] Ulrich Cirksena (ca. 1408–1466), seit 1464 als Ulrich I. Graf von Ostfriesland.

[365] Friedrich III. (1415–1493), ab 1424 als Friedrich V. Herzog der Steiermark, von Kärnten und Krain, ab 1439 Herzog von Österreich, seit 1440 römisch-deutscher König und ab 1452 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[366] Edzard I., genannt „der Große" (1462–1528), seit 1491 Graf von Ostfriesland.

[367] Recte: Edzard II. (1532–1599), seit 1561 Graf von Ostfriesland.

[368] Delfzijl.

[369] Recte: 7. November 1599.

[370] 21. Mai 1611.

[371] Karl VI. (1685–1740), seit 1711 römisch-deutscher Kaiser und Erzherzog von Österreich sowie Souverän der übrigen habsburgischen Erblande, als Karl III. (ung. III. Károly) König von Ungarn und Kroatien, als Karl II. (tschech. Karel II.) König von Böhmen, als Karl III. (span. Carlos III.) designierter Gegenkönig von Spanien, ab 1713 als Karl VI. (ital. Carlo VI.) König von Neapel sowie durch den Frieden von Utrecht von 1713 bis 1720 als Karl III. (ital. Carlo III.) auch König von Sardinien, und ab 1720 als Karl IV. (ital. Carlo IV.) König von Sizilien.

[372] Carl Edzard (1716–1744), seit 1734 Graf von Ostfriesland.

[373] Die Kriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft in den Jahren 1813 bis 1815.

volksverrätherische Diplomatie gab sie jedoch am 15. December 1815 an England Preis. Ostfriesland ward eine hannöverische Landdrostei[374].

So ist des großen friesischen Volksstammes Freiheit und Unabhängigkeit verloren gegangen. An der langen Meeresküste und auf den Inseln zerstreut sind die freien und edelen Friesen, „welche keinen Herrn über sich und keinen Knecht unter sich duldeten und in ächt germanischer Art nur von der Volksgemeinde Recht und Gesetz nahmen“[375], nach und nach von Adel und Fürsten überwältigt und ihrer staatlichen Selbstständigkeit beraubt worden. Sie theilten das gemeine deutsche Loos. Früher hatten sie, sich selbst genug, das große Ganze von sich gestoßen. Nachher verließ sie das große Ganze und zuletzt gingen sie unter in dem allgemeinen Schiffbruch der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit. Und als sie wieder erobert war, 1813, mit Strömen Bluts; da wurden die Friesen von dem Wiener Fürstenkongreß[376] betrogen, wie wir Alle betrogen worden sind: – sie wurden verschachert und verhandelt an fremde Herren, und der schnöde Akt der gesalbten Hebräer als legitim gestempelt.

Emden, Ostfrieslands bedeutendste Seestadt, liegt am wohlgeschützten Dollart und unweit der Emsmündung. Es zählt gegenwärtig gegen 13,000 Einwohner. Die Stadt zeigt allenthalben holländischen Schnitt und hat, die sieben Kirchen und das nach dem Muster des antwerpener gebaute Rathhaus ausgenommen, wenig Sehenswerthes. Alterthümliches und Modernes behauptet neben einander seinen Platz und läßt den Beschauer zu keinem Gesammteindruck des Bildes kommen. Ein Zeugniß für die einstige große Blüthe und den noch nicht gesunkenen Wohlstand der Stadt geben die vielen, reich ausgestatteten und vortrefflich geleiteten Armen- und sonstige Unterstützungsanstalten. Emden, das 1595 freie Reichsstadt unter Hollands Schutz wurde, steht als ein Unicum in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs da: während alle Länder und selbst Ostfriesland unter seiner blutigen Geißel verödeten, gedieh diese für damalige Zeit feste Stadt zu Macht und Reichthum und einer Bevölkerung von 22,000 Einwohnern (die angesehenen und reichen Familien des Flachlandes suchten hier eine Schutzstätte), und es sank von seiner Höhe herab, als nach dem westphälischen Frieden[377] die zerschlagenen Völker im übrigen Deutschland wieder zu athmen und die Glieder zu regen begannen. Die preußische Regierung suchte Emden durch Errichtung eines Freihafens und durch Handelsverbindungen mit Indien und China zu heben; kräftiges Leben kam aber erst durch den siebenjährigen[378], den englisch-nordamerikanischen und den französischen Revolutions-Krieg[379] in Ostfrieslands Handel und Schifffahrt. Damals betrug die Zahl der auslaufenden großen Seeschiffe über 1000. Diese ganze Herrlichkeit vernichtete England während seines Zwistes mit Preußen, 1806, mit unvergleichlichem Eifer. In kurzer Zeit verlor Emden durch englische Kaper für 3 Millionen Gulden[380] Eigenthum und fast sämmtliche größere Seeschiffe. Während der holländischen Herrschaft (1806–1810) war die einst so stolze Stadt so tief gesunken, daß sie nur noch in der Einträglichkeit des Schleichhandels einen Rettungsanker sah und benutzte. Aber auch diese Quelle floß, nachdem Napoleon die Küstensperre[381] mehr und mehr vervollkommnete,

---

[374] Bezeichnung für den Zuständigkeitsbereich eines Landdrostes in Nordwestdeutschland und Holstein, der in etwa dem eines süddt. Amtes entsprach.

[375] Zitat aus Theodor Mügges (1806–1861) „Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe […]. – Erster Theil“ (Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846), S. 214.

[376] Siehe hierzu S. 50, Anm. 122.

[377] Siehe hierzu S. 16, Anm. 33.

[378] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

[379] Die insgesamt sieben Koalitionskriege gegen Frankreich in den Jahren von 1792 bis 1815.

[380] Siehe hierzu S. 71, Anm. 231.

[381] Die von Napoléon I. am 21. November 1806 in Berlin verfügte Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt. Damit wurde das in Frankreich schon seit 1796 bestehende Importverbot für brit. Waren auf sämtliche Staaten im frz. Einflußbereich ausgeweitet. Großbritannien sollte mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges zu Verhandlungen mit Frankreich gezwungen, und die frz. Wirtschaft gegen europ. und transatlantische Konkurrenz geschützt werden. Die Kontinentalsperre hatte von 1806 bis 1813 Bestand.

spärlicher und versiegte endlich ganz. Nach den napoleonischen Kriegen[382] strebte zwar allenthalben der Verkehr seine alten Wege wieder einzuschlagen und neue aufzufinden; für Emden war jedoch die gute Zeit vorbei. Andere friesische Häfen erhoben sich; und neben den zwei großen Handelsplätzen an der Elbe und Weser konnte es niemals eine Bedeutung für den Welthandel wieder erlangen. Hamburg und Bremen standen neben Emden wie Riesen neben einem Zwerg.

Im Jahre 1570 besaß Emden 600 Seeschiffe; auch in der Periode der preußischen Herrschaft war die Handelsflotte noch stark; jetzt ist die Zahl der registrirten Seeschiffe auf 84 gesunken.

Für Emden kann wieder eine große Stunde nur dann schlagen, wenn der deutsche Flottentraum eine Wahrheit wird. Emdens Hafen ist der vortrefflichste an der ganzen Nordsee und bietet alle Erfordernisse zu einem Kriegshafen, der den von Portsmouth an Großartigkeit nicht nachstehen würde. Napoleons Blick hatte hier die Stelle erkannt, auf welcher, England gegenüber, ein großer Seehandelsort und ein unbezwingbarer Waffenplatz erstehen sollte: der russische Winter von 1812, dem ein so kurzer Völkerfrühling folgen sollte, vernietete den Plan mit seinem Entwerfer. Wäre Deutschlands Einheitstraum in jener Zeit Wirklichkeit geworden, – wäre damals ein deutsches großes Reich emporgewachsen– dann würde auch für Emden manche gute Frucht gereift seyn; aber die junge Saat, die unser Herzblut düngte, zerschlug der Hagel europäischer Despotentücke. Ob der neue Völkerfrühling den alten Traum ins Leben ruft? Ja, wenn **das souveräne Volk** es will – und in der deutschen Union mag dann auch der „edle Friese“ die Tage wieder sehen, wo kein deutscher Stamm freier war, denn er, und keiner glücklicher.

[382] Im Jahre 1815.


DXXXXVII
EMDEN

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 113-120.

DXXXXVIII. Die Kaiserpfalz in Gelnhausen.

Die Republik war unsere Jugend; Kaiser und Reich füllten unsere reiferen Jahre aus; altersschwach geworden, schlug uns die Dynastenherrschaft in ihre Bande und durch die Republik werden wir uns zum neuen Leben verjüngen. Die Unfähigkeit der alten Monarchie, sich neu zu gestalten im Geiste der Zeit und die Bedürfnisse und Forderungen eines freien Volks zu befriedigen, liegt am Tage. Die Ueberzeugung von dieser Unfähigkeit durchdringt alle Klassen, ihre Hinfälligkeit ist notorisch, und selbst bei ihren treuesten Anhängern ist der Glaube an ihre Lebensdauer tief erschüttert. Die Monarchie in Deutschland gleicht einer Sterbenden. Krampfhaft hält sie sich am gesunden Volksleib festgeklammert, und in ihrer Todesangst schreit sie jeden Arzt und jeden Quacksalber, der vorüber geht, um Rettung an. Nicht gedenkend ihrer Vergangenheit und jeglicher Selbstachtung sich entäußernd, sucht sie demüthig nun sogar bei Denen Hülfe, welche sie in den glänzenden Tagen ihrer Macht Mit bitterer Feindschaft verfolgt hat. Volksmänner, welche sie vordem in den Kerker warf und an Ketten legte, citirt sie an ihr Sterbebett, und aus Hochverräthern und Majestätsverbrechern, Verbannten und Flüchtlingen macht sie Vertrauensräthe und Minister. Warum folgen aber **diese** Männer **solchem** Rufe? Sind die edeln, starken Stämme des Volkshains dazu da, daß man sie fälle einen nach dem andern, um die zusammenbrechenden Gebäude der Fürstenherrschaft zu stützen? Sind sie nichts Besseres werth? Sind sich jene Männer nicht eines höhern Berufs bewußt, als des zur **letzten Priesterschaft** eines Götzen? Nicht an der alten, verrosteten Kette der Alleinherrschaft mitzuschleppen, sondern schöpferisch neue, bessere Zustände für des Vaterlandes Zukunft zu gründen, ist ein Geschäft, würdig, daß die bessern und reichbegabten Geister all ihr Können und Vermögen daran setzen. Die Zeit ist rührig; sie hat Meilenstiefeln an; die. Monarchie ist aber das Prinzip der Trägheit und darum hat sie die Zeit verworfen. Wandelbarkeit ist die Bedingung alles Lebens, und Fortschritt und Vervollkommnung sind seine Aufgaben. Wir sollen im Schlamm der Alleinherrschaft nicht stecken bleiben wegen einzelner Goldkörner, die sich darin verbergen; wir sollen nicht die berghohe Masse des Mißbrauchs schonen, weil manches Gute unter ihm versteckt liegt. Aufgeräumt und weggefegt muß werden von Grund aus und ohne Zögern. – Wir sollen aber auch nicht die Fabel vom Schlaraffenlande glauben, in welches die Republik nach einem weit verbreiteten Wahne Deutschland verwandeln wird. Ein solches Eden mag am Ende der Zeiten liegen, wenn der Mensch den Teufel in sich selber bezwungen hat und die Tugend allerwärts als Nothwendigkeit des Daseyns gilt. Diese Zeit liegt jedoch unter künftigen Aeonen begraben, und bis dahin wird uns kein anderer Baum grünen und Früchte tragen, als den wir gepflanzt haben unter dem Schweiße unseres Angesichts und gepflegt mit harter Arbeit. – Auch die Republik ist kein anderer. –

Trotz dem wird er gepflanzt werden. Es ist nicht auszuweichen. Der alte Baum der Monarchie ist innerlich morsch und faul, seine Wurzel ist abgestorben, er ist der Axt verfallen und an seinen Platz muß eine junge Pflanze. Alles irdische Leben geht im Kreislauf. Auch das deutsche Volksleben hat seinen Turnus. Aufgegangen aus der Demokratie, schossend und wachsend in der Republik, blühend und Früchte ansetzend im Reich, reifend, welkend und dorrend in der Fürstenherrschaft, hat nun die Revolution den Saamen wieder ausgeschüttet auf die Erde, er ist zurückgekehrt zu seinem Ursprung, und aus dem Boden der Volkshoheit geht er von Neuem als Republik auf. Das ist der Kreislauf; kein Gott kann ihn ändern.

Die Tage unserer Gegenwart sind die Tage des Keimens. Darum treibt ein innerer Instinkt die Nation jetzt nach Allem hin, wodurch sie den neuen Lebenskreis, der ihr eröffnet ist, erfüllen kann. Sie strebt und ringt aus allen ihren Kräften, sich von Zuständen und Verhältnissen loszumachen, bei denen, wie sie fühlt, fernerhin kein Verlaß mehr ist; nicht Sicherheit nach Außen, noch Frieden nach Innen;

nicht Würde, noch Hoffnung; nicht Glück, noch Liebe. Trennung von der Monarchie – (die in den Augen Vieler schon ein Kadaver ist) – ist unvermeidlich, und die Nation wird dies Ziel erreichen – je nachdem man sie gewähren läßt, oder hindern wird – friedlich oder kämpfend.

Bis dorthin bleibt Alles Flickwerk und jede Einrichtung ein Provisorium. Wir können nicht eher neu bauen an dem Platz des Alten, als bis dieser gereinigt ist von Schutt und Trümmern. Und dann muß das Erste seyn nieder zuarbeiten und aufzusäubern bis zum untersten gesellschaftlichen Fundament – zum Urvertrage, der allem vernünftigen Begriff vom Staate zum Grunde liegt. In diesem Vertrage hat Jeder seine nur durch das Maß seiner Kräfte beschränkte Freiheit willig an die allgemeine Freiheit hingegeben, Jeder hat seine Person, sein Leben, seine Rechte und sein Eigenthum in die Genossenschaft, den Staat, eingelegt, und vom Staate hat er sie gewährt und gesichert zurückerhalten. Indem so der Einzelne sich ans Ganze verlor, hat er sich alsobald wiedergefunden als gleichberechtigtes Element dieses Ganzen; indem er sich der Gesammtheit unterwarf, hat er seinen Antheil an der Herrschaft über die Gesammtheit gewonnen. – Nur in der Allheit ist der Einzelne aufgegangen, nicht aber in einer Klasse, oder in einer Familie, oder in einer einzigen Persönlichkeit. Nach dem gesellschaftlichen Urvertrage bleiben Alle einander gleich, wie sie es vorher gewesen sind, und Keiner ist, der auf Grund des Vertrags ein Vorrecht für sich in Anspruch nehmen könnte. Darum darf in einem, aus dem Urvertrage folgerecht und unverfälscht entwickelten Staate keine Gliederung in Ständen und Klassen, keine Unterordnung, kein Staat im Staate geduldet werden; denn die ausdrückliche Wirkung des gesellschaftlichen Pakts soll ja die Ausgleichung der Unterschiede seyn, welche sich im Naturzustande durch physische Stärke oder geistige Ueberlegenheit Einzelner gegen Andere kenntlich machen; er ist gegen das Recht des Stärkern gerichtet, er soll die Unterdrückung verhindern, nicht sie hervorrufen, erleichtern oder ihr gar, als heilig und unverletzlich, Bestand gewähren. Darum ist das Volk, weil es mit sich selbst den Vertrag abgeschlossen hat, im wahren Staate immer auch der einzige Gebieter über sich selbst, und die Summe der Willenskräfte jedes Staatsangehörigen, jedes Bürgers, macht eben jenen Gesammtwillen aus, welcher als Souveränität dem Volke inne wohnt. Es kann sich dieser Machtvollkommenheit eine Nation nie entschlagen; sie besitzt sie als ein Recht, das ewig unveräußerlich ist und sich unzertrennlich mit dem Begriff „Volk“ verbindet. Sie kann folglich auch durch keine Entäußerung gültig übertragen werden. Sie hat ihr Daseyn einzig und allein in dem gesummten Volke und äußert sich gesetzgebend und regierend, nach dem Willen der Mehrzahl, durch ihre Organe, die vom Volke zur Legislatur frei und direkt gewählten Männer seines Vertrauens und die verwaltenden und exekutiven Behörden. Letztere, um die Beschlüsse des Gesammtwillens, diesem unterthänig, in Vollzug zu setzen, können nie, wie die erblichen Fürsten von Gottes Gnaden, die Quelle ihrer Macht in sich selber tragen; sie schöpfen die ihrige, welche stets dienender Natur bleibt, einzig und allein aus dem Brunnen aller Autorität, der Souveränität des Volks, und ihr Mandat erlischt, sobald das souveräne Volk es zurückzieht. Auf so einfachen Grundlagen beruht die republikanische Staatsverfassung, und eben so einfach als stark baut sie sich aus, wenn sie bei ihrem Bau nichts anderes gelten läßt, als die folgerechte Anwendung des Prinzips der Volkshoheit. – Geschieht dies, dann wird auch die ethische Nothwendigkeit, das Sollen, sich stets mit der rechtlichen Freiheit der Staatsangehörigen, die kein Gesetz antasten soll, zur moralischen Möglichkeit verbinden, und aus der Wechselwirkung jener Freiheit und dieser Nothwendigkeit werden eben so einfach die Pflichten und Rechte sich gestalten, welche die Unterwerfung des Einzelnen unter den Staatswillen zu einer freiwilligen erheben, und die, Alle schirmend, jeglicher Gewalt ihre sittlichen Schranken setzen. Und wenn dann die Religion über ein solches Gemeinwesen seinen Bogen des Friedens und der höhern Versöhnung, wie eine Brücke aus der immerdar wechselnden, unstäten, kreiselnden und wirbelnden, leiden- und thränenreichen Welt des Daseyns in die ruhige Welt des ewigen Seyns hinüberspannt; – wenn dann das auch im besten Staate unheilbare Wehe des trüben Erdenlebens jener „ewigen Liebe“ sich in den Schooß legt, die alle Elemente der natürlichen wie der sittlichen Welt zusammenhält; wenn kein leidendes Herz den Trost entbehrt, daß es nicht außerhalb der Grenzen des Alls hinausgestoßen sey in die leere Wüste: – dann wird auch der Staat der höhern Lebenswärme und sittlichen Starke nicht entbehren, ohne welche er seine höchste Bestimmung: die Zwecke der Humanität zu fördern, niemals erfüllen kann; – er wird für Menschenglück Das wirken, was überhaupt auf Erden durch den Gesellschaftspakt zu erreichen steht. – Ihr

Ideal freilich wird eine deutsche Republik so wenig ausfüllen, als sein menschliches der Mensch: – der Mensch, dieser getrübte Strahl, herabgefahren aus dem Lichtkreise Gottes; dieser Funken aus den Flammensäulen des ewigen Geisterreichs und doch unvergänglich wie Gott selber! – Der Mensch kann das Kleinste nicht vollkommen thun, geschweige das Große: und der Menschenwerke Allergrößtes ist der Staatenbau für freie Nationen! – –

Unser Bild rückt uns wieder einmal Kaiser und Reich vor's Auge, und zwar diesmal den Wandelkaiser und das Wahlreich: – beide versunken, wie ihr Haus zu Gelnhausen, in Schutt und längst – Ruinen.

Beide waren hervorgegangen aus Verhältnissen, die nun fast tausend Jahre hinter uns liegen. Mit dem letzten Karolinger war die Erblichkeit der Thronfolge im ostfränkischen oder deutschen Reich zu Grabe getragen und zugleich das Band zerrissen, welches die deutschen Völkerschaften unter sich und mit dem Thron verknüpfte. Von den Hauptvölkerstämmen, den Franken, Schwaben, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Lothringern, hielten nur Sachsen und Franken fest an einer dauernden Vereinigung, während Bayern und Schwaben schon damals, wie Burgund, auf Gründung selbstständiger Königreiche hinzielten. Die Furcht vor äußerer Gefahr und gegenseitige Eifersucht, nicht die Einsicht, daß nur ein gemeinsames Oberhaupt den Völkerschaften das imposante Gepräge einer großen, mächtigen Nation aufdrücken könne, am wenigsten aber Begeisterung für ein starkes Deutschland – bewog die Stammesfürsten zur Wahl eines Oberherrn. Nach diesen Wahlmotiven bestimmten sich auch die den Königen eingeräumten Rechte, wie denn überhaupt das ganze Bild der Reichs-Regierung und Verwaltung ein umgekehrtes geworden war: früher Erbkönige, durch welche die einzelnen Herzoge gewählt und eingesetzt wurden, jetzt Erbfürsten, welchen allein das Recht der Königswahl zustand; früher erbliches Reichseigenthum des königlichen Hauses, jetzt Einsetzung des gewählten Königs in die Reichsgüter.

Diese Verhältnisse waren indessen der Ausbreitung und Wahrung der Volksrechte günstiger, als der Entwicklung der Fürstengewalt. Mußte es im Interesse der Herzoge liegen, in der Kräftigung ihrer Stammländer sich ein Gegengewicht gegen etwaige Uebergriffe der Kaiser oder ihrer Nachbarn zu sichern, so forderten Pflicht und Klugheit die Kaiser auf, im Volke selbst ihren Schutz gegen etwaige Uebergriffe der Fürsten zu suchen, und dies, mehr als ihre Hausmacht, war zugleich das Mittel, der Wahlkrone selbstständigen Glanz zu verleihen. In diesem Sinne handelte Heinrich I.[383], als er die Pfalzgrafenämter in den Herzogtümern einführte. Die Pfalzgrafen erhielten, wie die früheren Kammerboten, die Aufsicht über die Krongüter, die Gerichtsbarkeit über Diejenigen, welche vom herzoglichen Gerichtszwange befreit waren, und in peinlichen Fällen das Schultheißenamt neben dem Herzoge. Die bekanntesten dieser Pfalzen*)[384] waren in den Provinzen sächsischen Rechts Merseburg, Goslar, Grona, Allstädt und Mühlhausen, und in den Provinzen fränkischen Rechts Aachen, Ingelheim, Trebur, Speyer und Gelnhausen. Diese waren der Lieblingsaufenthalt der Hohenstaufen.

Noch kräftiger verfolgte Heinrich sein Ziel der Niederdrückung der Feudaldespotie durch die Wehrhaftmachung des Volks und die Gründung eines freien Bürgerstandes. Sein Nachfolger Otto[385] pflanzte auf diese Errungenschaften die äußere Glorie kaiserlicher Majestät durch die zum ersten Male ausgelegte Pracht der Krönung und den Hofdienst der Erzämter. Diesem Krönungsglanze folgte eine Regierung voll Blut und Stürme; Otto aber blieb Sieger gegen die aufrührerischen Großen wie gegen die äußeren Feinde des Reichs und brachte endlich auch die römische Kaiserkrone wieder auf das deutsche Königshaupt.

---

[383] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[384] *) Das Wort Pfalz, altdeutsch Pfalenz oder Palenz, stammt vom lateinischen *Palatium*, Palast. Die deutschen Wahlkaiser hatten nämlich keinen festen Sitz, sondern zogen im Reiche umher und bewohnten die in den verschiedenen Städten für sie und von ihnen errichteten Kaiserpaläste. Daher nannten wir sie oben Wandelkaiser.

[385] Otto I. der Große (912–973), seit 936 Herzog von Sachsen und König des Ostfrankenreiches, ab 951 König von Italien und ab 962 römisch-deutscher Kaiser.

Durch die Erwerbung Italiens und der Kaiserkrone hatte Deutschland ein neues und weites Thor zu künftigen Kriegen geöffnet. Zu den Großen des Reichs trat der Papst als zweiter Feind der kaiserlichen Macht. Zugleich erhielt die Pfaffenmacht eine Stütze jenseits der Alpen und das Volk eine Stütze an der Pfaffenmacht gegen die Bedrückungen der weltlichen Herren. Die theuersten Opfer kostete aber Deutschland der durch jene Erwerbung heraufbeschworene Traum der Wiederherstellung der Macht und Herrlichkeit des alten Roms und der Errichtung einer römisch-deutschen Erbmonarchie. Die sächsischen Kaiser waren diesem Ziele dadurch näher gekommen, daß sie die Herzogtümer bald theilten, bald vereinigten und, so viel als möglich, sie an Mitglieder der königlichen Familie vergaben. Die fränkischen oder salischen Kaiser verfolgten denselben Plan; doch der Umschwung der Dinge unter Heinrich IV.[386] führte ein ganz anderes Resultat herbei. Heinrich IV. sah sich genöthigt, Herzogthümer wieder erblich zu verleihen; an die Stelle der Pfalzgrafen traten Burggrafen und nahmen, wie die Markgrafen und Grafen, allmählig eine selbstständige fürstliche Stellung ein: auf den Trümmern der Monarchie erstand eine vielköpfige Aristokratie, neben welcher der freie Bürgerstand der Reichsstädte sich festsetzte. In dieser neuen Entwickelung schritt Deutschland auch unter den Hohenstaufen vorwärts, über deren Stellung zum deutschen Volke wir uns schon früher ausgesprochen haben. Unter ihnen wurde die Erblichkeit der Herzogthümer gesetzlich anerkannt; die Volksherzogthümer gehen, zersplittert, an einzelne Erbfürsten über und die Völkerstämme verlieren ihre selbstständige Stellung und ihre Namen in der Geschichte; die Bischöfe treten als reichsunmittelbare Herren auf und üben in ihren Sprengeln die herzogliche Gewalt aus. Dazu kommen endlich noch die Ritterschaften, die freien Städte und die geistlichen Verbindungen in ihrer höchsten Blüthe.

So war denn nach dreihundertjährigem Kampf die Kaisermacht bis auf einige armselige Trümmer zusammengesunken. Zwar hieß der Kaiser noch der erste Fürst der Christenheit; der Nimbus der Majestät war jedoch zerrissen und nur eine großartige Persönlichkeit des Kronenträgers konnte ihn noch mühsam zusammenhalten. Eine solche war Rudolf von Habsburg[387]. Seine energischen Schritte zur Aufrechthaltung des Landfriedens erwarben ihm den Dank des Volks; sein rastloser Eifer für seine Nachkommen erregte Mißstimmung unter den Fürsten, aber gleichwohl nahmen seine Nachfolger diesen Theil seiner Regentengeschäfte sich allein zum Muster: die Sorge für die Kräftigung des eigenen Hauses überwiegt jede andere, und ihr gegenüber tritt die Sorge der Wahlfürsten, stets Männer von geringer Hausmacht auf den Thron zu bringen, immer deutlicher hervor. Luxemburg, Oesterreich, Bayern liefern Könige dieser Art, und weder die Bestimmungen des Kurfürstenvereins zu Rense, noch die goldene Bulle vermochten das Reich von seinem Krebsschaden zu heilen. Zu den Werken der Eitelkeit und Selbstsucht, mit welchen Karl IV.[388] seine Regierungszeit ausfüllte, kamen Verluste an den Reichsgrenzen und unaufhörliche innere Unruhen, denen auch der unfähige König Wenzel[389] kein Ziel setzen konnte. Ruprecht[390] sah seine Heeresmacht in Italien untergehen und Sigismund[391] zündete an dem Scheiterhaufen zu Konstanz die Flamme des Hussitenkriegs[392] an. Unter ihm erhielt der Burggraf Fried-

386 Siehe hierzu S. 51, Anm. 129.

387 Siehe hierzu S. 46, Anm. 109.

388 Karl IV. (tschech. Karel IV.; 1316–1378), seit 1346 römisch-deutscher König, seit 1347 König von Böhmen, ab 1355 König von Italien und römisch-deutscher Kaiser.

389 Wenzel von Luxemburg (tschech. Václav; 1361–1419), seit 1363 als Wenzel IV. König von Böhmen und von 1376 bis zu seiner Absetzung 1400 römisch-deutscher König. Von 1373 bis 1378 war er zudem Kurfürst von Brandenburg.

390 Der Wittelsbacher Ruprecht (1352–1410) war ab 1398 als Ruprecht III. Pfalzgraf und Kurfürst der Pfalz und ab 1400 römisch-deutscher König.

391 Sigismund von Luxemburg (tschech. Zikmund Lucemburský; 1368–1437), von 1378 bis 1388 und von 1411 bis 1415 Kurfürst von Brandenburg, seit 1387 König von Ungarn und Kroatien, seit 1411 römisch-deutscher König, seit 1419 König von Böhmen und von 1433 bis zu seinem Tode römisch-deutscher Kaiser.

392 Von 1419 bis 1436.

rich von Nürnberg[393] das Kurfürstenthum Brandenburg und der Markgraf Friedrich von Meißen[394] das Kurfürstenthum Sachsen; beide Staaten waren bestimmt, bei der Umgestaltung der Verhältnisse Deutschlands durch die Reformation die wichtigste Rolle zu spielen. Gesetz und Herkommen scheint endlich die Furcht der Kurfürsten vor einer starken kaiserlichen Hausmacht beseitigt zu haben, denn von Albrecht II.[395] an bleiben sie bei allen Wahlen dem Hause Oesterreich treu, obgleich schon der nächste König, Friedrich III.[396], nur an die Vermehrung seiner Hausmacht dachte. Noch wichtigere Rechte wußte der römische Stuhl durch die aschaffenburger Konkordate dem schwachen Reichsoberhaupt zu entreißen: die Besetzung der meisten Kirchenstellen und Pfründen und mit ihr eine unerschöpfliche Quelle reicher Einnahmen kam wieder in dessen Gewalt. Einen tröstlichern Blick gewährt nur das städtische, wissenschaftliche und Kunstleben; das Handwerk hatte seinen goldenen Boden; Wohlstand und Bildung waren der gewerblichen Thätigkeit und dem Handelsbetrieb gefolgt, das freie wissenschaftliche Leben äußerte bereits seine Einflüsse auf den Volksgeist.

Aber während die deutsche Nation durch humane Kultur erstarkte, wandte sich die politische Gestaltung Deutschlands einer immer größeren Beschränkung der centralen Gewalt zu. Hier hatte die Hierarchie selbst dem Siege der Reformation vorgearbeitet; sie hatte den Einfluß des Reichs auf das Ausland und sich selbst geschwächt. aber auch auf die Reichsglieder, die nun, ob Fürsten, Dynasten, Städte, Ritter ihre eigene Meinung dem Kaiser und dem Papste zum Trotz durchsetzen konnten. Deutschland hatte unter Friedrichs III. langer Regierung nichts gewonnen; Oesterreich aber den Grund zu seiner Macht gelegt. Maximilian I.[397] folgte seinem faulen Vater, der Wenzels Schicksal nur deshalb nicht theilte, weil eben, bei der Selbstständigkeit der einzelnen Reichstheile, des Kaisers Thätigkeit nicht sonderlich hoch angeschlagen wurde.

Max mußte bald genug erkennen, daß Deutschland zu einem Staatenbund und der Kaiser zum machtlosen Vorstand desselben ausgeartet war. „Die gewaltigen, regsamen Kräfte des deutschen Volks, Fürsten, Ritterschaften, Bürger- und Bauernbünde, strebten ungebändigt auseinander und ließen sich nie ganz, höchst selten in zureichender Menge zu einem Zwecke zusammenbringen. Da Max also seine Bahn nicht mit Hülfe der Deutschen verfolgen konnte, so that er es ohne sie, und was er erreichte, geschah nur für sein Haus, nicht für Deutschland.“[398] Seine Bemühungen um Herstellung eines geordneten Rechtszustands, Reichsgerichts, Reichseintheilung in Kreise und Schutzes gegen Außen hatten deshalb nur schwache Erfolge. Die Stände des Reichs beobachteten jedes kaiserliche Unternehmen mit der Eifersucht des Sonderinteresses; das Reich war längst kein ungetheiltes Ganzes mehr und die Landeshoheit der Territorialherren grenzte bereits an volle Staatsgewalt. Der Reichstag bestand aus drei Kollegien, nämlich den sieben Kurfürsten, den übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten und den Ständen, d. h. den Prälaten, Grafen, Herren und Städten, die das Reich im engsten Sinne bildeten, denn für sie, galt der Kaiser noch allein als eigentlicher Landesherr und bei ihnen findet man noch Bruchstücke der alten Verfassungsformen, während die landeshoheitliche Stellung der Fürsten sie der Hauptsache nach ganz verdrängt hatte.

So kraftlos war das deutsche Reich, als die Reformation es überraschte und zu den politischen und nationalen die religiösen Spaltungen fügte. Maximilians Tod, das Zwischenreich unter Kurfürst

---

[393] Friedrich I. von Brandenburg (ca. 1371–1440), seit 1415 Markgraf von Brandenburg sowie Erzkämmerer und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[394] Friedrich IV. der Streitbare (1370–1428), seit 1381 Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, ab 1423 Herzog, Kurfürst und Pfalzgraf von Sachsen.

[395] Albrecht II. (1397–1439), ab 1404 als Albrecht V. Herzog von Österreich und ab 1438 römisch-deutscher König sowie König von Ungarn, Kroatien und Böhmen.

[396] Siehe hierzu S. 112, Anm. 365.

[397] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[398] Zitat aus einem Werk von Carl Winderlich (Lebensdaten z. Zt. nicht zu ermitteln). Da dieser 1848 mehrere, die Geschichte Deutschlands betreffende Werke herausgab, diese jedoch nicht in Internet verfügbar sind, kann das Zitat nicht eindeutig zugeordnet werden. Erstmals nachweisbar ist der Ausspruch – zumindest teilweise – in Winderlichs „Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk“ (Leipzig: Wigand 1851), S. 81.

Friedrich von Sachsen[399] und die Wahlkapitulation, welche Karls V.[400] Macht beschränkte, wirkten günstig auf die Ausbreitung der Reformation und zugleich auf die Vernichtung des Restes von Reichseinheit. Denn wenn auch die von Karl durch gesetzte Reichs-Regimentsordnung ihm zu feiner Macht das volle kaiserliche Ansehen wieder zu gewinnen schien, so machten doch die bald nach den Reichstagen von Worms, Speyer und Augsburg ausbrechenden Kriege diesen Hoffnungen ein Ende.

Und hieher ist auch die Grenze von Dem zu setzen, was man unter „Kaiser und Reich“ versteht. Von jetzt an treten die einzelnen deutschen Staaten als selbstständige Waffenmächte auf. Unter „Kaiserlichen“ begreift man nur noch die österreichischen Soldtruppen. Reichsarmeen erscheinen fortan blos als Gegenstand des Spottes. Der Kaiser selbst gilt als der Erzfeind aller protestantischen Deutschen, Religionshaß zerreißt den letzten Faden, der die Glieder mit jenem Haupte verband; ein Kaiser der Deutschen existirt nur noch in der Sprache der Diplomatie, aus den Herzen der einen Hälfte des deutschen Volks ist er gerissen und ein großer Theil der anderen, der katholischen, schwört eigenen Göttern. – Der westphälische Frieden[401] drückte das Siegel auf diese Jammerzustände: er stellte Deutschlands Grenzen bloß, öffnete der Einmischung fremder Mächte in innere Staatsangelegenheiten Thür und Thor und sanktionirte die Auflösung der Reichseinheit. Und von nun an entwickelt sich die Herrschaft des französischen Wesens im Kabinette, im Salon, endlich in Schule und Haus, die Tage von Deutschlands tiefster Erniedrigung brechen an, die Nachbarn treiben mit dem faulen Reichskörper Spaß und Kurzweil. Umsonst sucht Joseph II.[402] ihn noch einmal wach zu rütteln; Friedrich II. von Preußen[403] hatte ihm den tödtlichen Fußtritt gegeben; die französische Revolution und der Verrath seiner Glieder gaben ihm den Gnadenstoß. Ein halbes Jahrtausend hat er hingesiecht am unheilbaren Krebs der erblichen Dynastenherrschaft. Friede sey mit ihm!

Ja, Friede mit „Kaiser und Reich!“ – Wer so lebte und so starb, kann und darf nicht wieder erstehen. Wir verkennen nicht das Gute, welches aus jenen Zeiten, wo Deutschland 370 Reichsstände zählte, in einzelnen Gebietstheilen noch segensreich wirkt; wir wissen, daß Wissenschaft, Kunst, Volksbildung fast so viele Schutzstätten hatten, als es große und kleine Höfe und Herrschaften gab, und daß manches Werk der Wohlthätigkeit jenen Zeiten seinen Ursprung verdankt.

Gedenken wir daran mit Dankbarkeit! Aber ebensowenig sey vergessen, wie unsäglich viel Last und Noth, Unrecht und Unehre aus jenen Zeiten noch auf dem deutschen Volke drückt! Werfen wir dieß dem alten todten „Kaiser und Reiche“ nach, lassen wir uns nicht täuschen von unsern Germanisten, deutschthümelnden Romantikern, Verehrern der Vergangenheit und Rittern der mittelalterlichen Zustände, die um die Kaiserhäupter einen neuen Nimbus fügen und das freiheitsstolze Volk der Gegenwart wieder gut kaiserlich machen möchten. Es soll ihnen nichts helfen. Was noch von Kaiser und Reich am Vaterlande hängt und seiner freien Entwickelung mit verrosteten Hemmketten entgegentritt, das wird abgeworfen und unsere zerrissenen Fürstenmäntel – bald genug werden auch sie verschwinden von der freien Schulter der Germania, die keiner gekrönten Schutzleute bedarf, um Licht und Recht ihrem Volke zu wahren und das Zepter der Freiheit und Ehre zu halten in starker und flecken loser Hand!

---

399 Friedrich III., genannt „der Weise“ (1463–1525), seit 1486 Kurfürst von Sachsen.

400 Siehe hierzu S. 111, Anm. 358.

401 Siehe hierzu S. 16, Anm. 33.

402 Siehe hierzu S. 27, Anm. 55.

403 Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.



DIE KAISER PFALZ
IN GELNHAUSEN.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 121-123.

DXXXXIX. Buenos-Ayres[404].

Am La Plata-Strome, fünfzehn deutsche Meilen[405] von seiner Mündung, auf einem Landrücken, der sich 40 Fuß über den höchsten Wasserstand des Stromes erhebt, umgeben von einer unermeßlichen Ebene, liegt die größte Stadt Südamerikas, Buenos-Ayres, die Metropole des Bundes, in welchem die Republiken der Plataländer vereinigt sind. Ihre Lage ist der von New-Orleans ähnlich, und dieser Stadt an Größe und Volksmenge nahe kommend (Buenos-Ayres zählt 90,000 Einwohner), hat sie nicht geringere Ansprüche an die Zukunft. Der Plata ist nach dem Marannon[406] und Missisippi der größte Strom. des Welttheils und der natürliche Kanal für die Ein- und Ausfuhr eines Gebiets von mehr als 60,000 deutschen Geviertmeilen – eines Gebiets, größer als Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland zusammen. Wenn einst die europäische Auswanderung diesen Gegenden Millionen Arme zugeführt und Kultur und dichte Bevölkerung ihre Wohnsitze in derselben aufgeschlagen haben, dann wird keine Stadt der alten und neuen Welt mehr Garantien der Größe und des Gedeihens haben, als Buenos-Ayres, und es wird um so schneller wachsen, je kräftiger ein Umstand dazu mitwirkt, welcher der Stadt den Namen gab. Die „gesunde Luft" des Orts ist eine Wahrheit und die Langlebigkeit seiner Bewohner sprüchwörtlich. Es stirbt jährlich nur der 48ste Theil der Bevölkerung, ein Verhältnis das ohne Beispiel ist unter den Großstädten der Erde.

Buenos-Ayres ist mit seiner längsten Fronte gegen den Strom, gerichtet und präsentirt sich von da sehr imposant. Ein weiter Halbkreis von Gärten und Anlagen schließt es auf der Landseite ein. Die Stadt ist regelmäßig angelegt und ihre Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln in der Entfernung von je 450 Fuß. Breite Trottoirs laufen zu beiden Seiten der Häuser hin; die Fahrbahn in der Mitte ist theils gepflastert, theils auch nur chaussirt. Die Straßenbeleuchtung ist vortrefflich und die Reinlichkeitspolizei überhaupt musterhaft. In der Bauart herrscht die spanische vor. Jedes Haus bildet ein Viereck von ein bis zwei Stock Höhe, welches einen Hof einschließt, auf welchen die Fenster der Zimmer gehen. Die Fronte nach der Straße hat in der Mitte einen breiten Thorweg, zu dessen beiden Seiten sich gemeiniglich Läden und Contore, oder die Werkstätten der Handwerker befinden. Auf den platten Dächern stehen Blumen-Gestelle und Orangerien, und die artige Gewohnheit, die Außenwände der Häuser mit rankenden Gewächsen zu bepflanzen, gibt dem Ganzen ein gar heiteres Ansehen. Um Balkons und Balustraden schlingen sich Luftpflanzen (*Tillandsia*), welche aus der Atmosphäre die Nahrung ziehen und nie des Begießens bedürfen. Mehre schönblühende Arten derselben sind hier heimisch.

Buenos-Ayres, obschon unterm 34. Breitengrade liegend, hat doch kein wärmeres Klima als die Gegend des Mittelrheins, und der Winter macht den Gebrauch des Kamins nöthig. Das Feuermaterial ist eine Hauptausgabe an einem Ort, wo es weit und breit keine Wälder gibt und kein anderer Brennstoff zur Anwendung kommen kann, als englische und nordamerikanische Steinkohlen, oder das Holz von Aprikosenbäumen, die hier nicht der Früchte, sondern des Holzes wegen plantagenweise gezogen und wie unsere Weiden alle drei bis vier Jahre geköpft werden. Dahingegen sind andere Lebensbedürfnisse und alle Kolonialwaaren hier um so wohlfeiler; Fleisch ist sogar noch geringer im Preise als das Brod. Gegenstände des Luxus vertheuert ein hoher Eingangszoll. Im Ganzen ist das materielle Leben billiger, als in irgend einer andern Großstadt der neuen Welt, und auch in geselliger und geistiger Beziehung können wenige Städte mehr bieten. Der Ton der bessern Gesellschaft ist leicht, ungezwungen und läßt von der altspanischen Grandezza nur die ihr innewohnende Anmuth zurück. Jede angesehene Familie

[404] Buenos Aires.

[405] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[406] Hiermit ist sicherlich der Río Marañón gemeint, der linke und größere der beiden Quellflüsse des Amazonas.

hält offenes Haus und empfängt zu ihren Abendgesellschaften die von Bekannten des Hauses eingeführten anständigen Fremden sehr zuvorkommend. Politik, Musik und Tanz sind die Hauptquellen der hiesigen Unterhaltung und des Vergnügens. Musik wird von aller Welt mit Leidenschaft getrieben; das Piano fehlt in keiner anständigen Wohnung. Das Theater ist gut und wird häufig besucht. Stierkämpfe, sonst häufig, sind obsolet geworden. Die altspanischen Sitten vergehen immer mehr, je häufiger die Niederlassungen von Briten, Nordamerikanern, Deutschen und Franzosen werden und je mehr die Fremden durch ihren Reichthum, ihre Intelligenz und ihre Zahl an gesellschaftlichem Einfluß gewinnen. Einen großen Uebelstand hat Buenos-Ayres zu beklagen: – den Mangel an gutem Trinkwasser. Die meisten Einwohner sind auf ihre Cisternen angewiesen. Andere lassen sich das Wasser aus dem Plata zuführen, was eine bedeutende Ausgabe verursacht. Brunnen fehlen ganz, und die vielfachen Versuche zur Auffindung artesischer Quellen[407] sind fehlgeschlagen.

Wohlstand ist in Buenos-Ayres der sichere Lohn der Arbeitsamkeit; denn Geschick und Fleiß werden hier so theuer bezahlt, als in den nordamerikanischen Städten. Dennoch sind Armuth und Bettelei nicht selten, beide Kinder der spanischen Faulheit. Der thätige, sparsame Ausländer hingegen kommt nirgends in der Welt schneller empor und ein großer Theil der hiesigen reichen Leute gründeten ihr Glück unter den bescheidensten Verhältnissen. – Die Hauptnahrungsquelle ist der Handel, der schon jetzt über 500 große Seeschiffe beschäftigt und jährlich über 12 Millionen Dollars umsetzt. Die Importen umfassen alle Fabrikerzeugnisse Europa's, denn Fabrikthätigkeit kennt man hier nicht; sie werden bezahlt mit den Ausfuhrartikeln, deren Zahl eben so gering ist, als ihr Betrag groß. Die unermeßlichen Ebenen des Landes geben Millionen von Pferden und Rindern das ganze Jahr hindurch die reichlichste Weide, und jedes Landgut hat mehr oder minder viele Quadratmeilen solchen Weidelandes aufzuweisen, auf dem die Heerden ohne Pflege leben und sich vermehren, und wovon man jährlich so viel Thiere einfängt, als man eben Häute, Talg etc. zu verkaufen gedenkt, oder der Wirthschaftsplan es gestattet. Das Fleisch der Rinder wird auf vielen Gütern nur in so weit benutzt, als es die Konsumtion erheischt; das übrige wird Beute der Geier und Raubthiere. Selbst in Buenos -Ayres kostet das beste Rindfleisch nur wenige Pfennige. Einen Ochsen kauft man zu 4–5 Dollars, ein Pferd zu 3–6 Dollars. – Alle Obstarten, Gemüse und Wein werden in den Gärten angebaut und gedeihen vortrefflich; aber weiter erstreckt sich ihre Kultur nicht, und selbst das Mehl fahren die Amerikaner herbei, da die Gutsbesitzer bei dem reichen Ertrage ihrer Viehzucht es nicht für der Mühe werth halten, auch Ackerbau zu treiben. Sogar die Milch der Kühe wird noch wenig genützt, obschon die Platastaaten die ganze Welt mit Butter und Käse versorgen könnten. – Auf manchem Gute weiden 50–100,000 Stück Rindvieh, und manches verkauft jährlich 10,000 Stück Häute. Eine Nebennutzung der Viehzucht sind die Hörner, von denen jährlich nahe an 1 ½ Millionen Stück exportirt werden. In neuerer Zeit haben die Nordamerikaner angefangen, große Salzereien von Rindfleisch zu etabliren, von denen bereits 2–300,000 Centner jährlich ausgeführt werden: ein Geschäft, das eine neue große Quelle des Reichthums für das Land öffnet.

Buenos-Ayres, das 1809 und in den folgenden Jahren seine Befreiung vom Joch des spanischen Mutterlandes erkämpfte, würde seine Größe noch viel schneller entwickelt haben, wäre es nicht so häufig ein Schauplatz bürgerlicher Unruhen, und könnte es zu einem ruhigen Genuß der Freiheit kommen. Bisher hat es sich fast stets der Diktatur der Faktionen unterwerfen müssen und auch sein heutiger Diktator Rosas[408] ist ein Despot. Dem Volke fehlt es an Vorbildung zur Freiheit und an republikanischer Tugend, und wo beides mangelt, da mögen die Nationen die Throne zerschlagen, aber der Tyrannei werden sie nicht entgehen. So wird auch uns, nachdem wir das Joch zerbrochen und uns über die Fürsten erhoben haben mit dem Vollgefühl unserer Kraft, – die beste Frucht der Revolution ein Geheimniß bleiben, wenn wir nicht in unserm Herzen und in unserm Kopfe, im Hause und in der Schule revolutioniren und nicht die strengen Grundsätze der Republik in unserer Lebens weise, in unsern Sitten,

[407] Eigentl. artesischer Brunnen, ein Brunnen unterhalb des Grundwasserspiegels, aus dem Wasser von selbst austritt.

[408] Juan Manuel Ortiz de Rosas (1793–1877), von 1829 bis 1852 Gouverneur von Buenos Aires; er beherrschte das Land mit diktorischen Vollmachten.

Gewohnheiten und Vorstellungen zur dauernden Geltung bringen. Könnten wir, wie Franklin[409] und seine Genossen es thaten, als ächte Republikaner die Republik machen – wie wären wir glücklich! –

[409] Der Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Politiker Benjamin Franklin (1706–1790), von 1785 bis 1788 der 6. Präsident von Pennsylvania.



BUENOS AYRES

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 124-126.

DLI. Die Karthause bei Pavia[410].

Eine Meile[411] nördlich von Pavia, der alten Hauptstadt der lombardischen Könige, erhebt sich eines der größten Prachtgebäude Italiens: Kirche und Kloster der weltberühmten Karthause des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti.[412]

Die Entstehungsgeschichte dieses Klosters gleicht der der meisten ähnlichen fürstlichen Stiftungen: es galt, für ein schweres Verbrechen die habgierige Kirche durch ein reiches Geschenk zu versöhnen. Das Verbrechen war schwerer Mord, die „fromme" Stiftung geschah, der Verbrecher ruht in geweihter Erde und die Geistlichkeit betet über seinem pomphaften Grabmonument. Das ist tausend Male da gewesen. Die Geistlichkeit preist solche Werke und ihre Gründer, die Kunst verherrlicht, die Poesie verewigt sie, bis die Geschichte den Griffel der Gerechtigkeit in die strenger prüfende Hand nimmt, Prunk und Wortgepräng der Schmeichelei ausstreicht und ihren Urteilsspruch in einfacher Schrift darunter setzt: „Ein Werk der Lüge, der Heuchelei und der Eitelkeit."

Johann Galeazzo, der schlechte Sohn seines unwürdigen Vaters, Galeazzo's II.[413], – eines der vielen Visconti's, welche vom eilften bis fünfzehnten Jahrhundert über das Mailändische herrschten und durch Raub und Faktionskriege wie durch häusliche Schandthaten die Ehre Italiens befleckten und Glück, Würde und Freiheit des Volks mit Füßen traten, – Johann Galeazzo hatte einen Oheim, Barnabo[414], vor dessen Nachstellungen schon sein Vater sich von Mailand nach Pavia zurückgezogen hatte und dessen Macht auch er fürchtete. Diesen, einen, nach Art der Visconti's, finsteren, ungestümen und grausamen Mann (– er bestrafte, wie die von gekrönten deutschen Waidmännern im 19. Jahrhundert erlassenen Gesetze, Wilddiebe nicht nur, sondern auch jede „Beleidigung" seiner Jagdhunde standrechtlich mit dem Tode!) – galt es, aus der Welt zu schaffen. Johann war mit diesem Entschluß, seitdem er 1378 zur Regierung gekommen war, vertraut; dennoch vermählte er sich 1380, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit der Tochter seines Opfers[415]. Zuerst versuchte er es mit Vergiftung. Die Versuche mißlangen. Da steckte Galeazzo die Larve der Freundschaft auf und lud seinen Oheim und Schwiegervater ein zu einer Lustfahrt auf dem Lago Maggiore. Der alte Sünder ging in die Falle des jungen. Er wurde mit zweien seiner Söhne festgenommen, auf Befehl des Neffen und Schwiegersohnes in's Gefängniß geworfen und hier 1388, und diesmal wirksam, vergiftet. Der fürstlichen Greuelthat setzte das Mittel, die Wuth des Volks vom Mörder abzulenken und die Masse für sich zu gewinnen, die Krone auf. Johann hetzte das Volk zur Ermordung der Beamten seines Onkels und gab die Schätze und Schlösser desselben der Plünderung Preis.

Auf diesem blutbeschmutzten Grund erstand der Plan des Kirchenbaus, den die Nachwelt als ein Wunderwerk der Frömmigkeit verehrt hat. „Zur Sühne seiner Schuld und Erlösung seiner Seele" – so berichten die italienischen Chronisten – legte Johann Galeazzo 1396 den ersten Stein. Dieß geschah mit dem höchsten Gepränge im Beiseyn der Bischöfe von Pavia, Novara, Feltre und Vicenza, sowie der ganzen übrigen Geistlichkeit seiner Herrschaften, und Millionen wurden nun aus dem Volke gepreßt,

---

[410] Lat. Ticinum Papiae, dt. Pawei.

[411] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[412] Gian Galeazzo Visconti (1351–1402). Im Mai 1385 hatte er per Handstreich die Macht an sich gerissen, wurde alleiniger Herrscher und ließ wenig später seinen Onkel Bernabò (siehe S. 127, Anm. 414) vergiften.

[413] Galeazzo II. Visconti (ca. 1320–1378).

[414] Bernabò Visconti (1323–1385); bei der Aufteilung des Herrschaftsgebiets der Familie war ihm 1354 die Stadt Mailand zugesprochen worden.

[415] Am 2. Oktober 1380 verband er sich in 2. Ehe mit Caterina Visconti (1360–1404).

um den Bau zu fördern. – Die Pfaffen aber lohnten den Fürsten mit dem Nimbus der Heiligkeit, und um derselben sich noch würdiger zu beweisen, veranstaltete Johann jährlich große Wallfahrten zu dem Schreine der heil. Jungfrau. Der Opferstock füllte sich bei solchen Zügen bis oben an. Kein Wunder, daß die Geistlichkeit in ihm den treuesten Sohn der Kirche erkannte und ihn dem dummen, betrogenen Volke als einen Gegenstand der Verehrung anpries. „Willst Du ein Heiliger werden, so morde Deinen Bruder und gib Dein Vermögen der Kirche“[416] – sagt Hutten[417]. Es ist immer so gewesen.

Das Gebäude selbst, nach Bauart, Größe, Einrichtung und Ausschmückung, verdient die Bewunderung, die ihm stets zu Theil wurde. In drei Jahren war der Bau so weit vollendet, daß ein Prior mit vier und zwanzig Mönchen seinen Einzug halten konnte. Ungeheuere Privat- und Staatsgüter, die der Gründer für Klostergut erklärte, erhoben die Karthause sogleich zu einer der reichsten Abteien Italiens. In seinem letzten Willen verordnete der Stifter, daß von dem Klostereinkommen jährlich ein bestimmter Theil zur Verschönerung und Erweiterung der Gebäude verwendet werden müsse. Dieß und die Schenkungen, welche dieser großen Mastanstalt der Faulheit fortwährend zu Theil wurden, boten hinreichende Mittel, um die Karthause zu einem Sammelplatz der Kunsttalente zu machen, die mit Begeisterung an der Ausschmückung des Wunderbaus arbeiteten. Luino[418], Giacomo della Porta[419], Procaccino[420], Sacchi[421], Guercino[422] und andere Meister waren vier Jahrhunderte hindurch, vom fünfzehnten bis zum achtzehnten, zu diesem Zwecke in Thätigkeit, und doch glauben wir beim Beschauen aller dieser Werke kaum, daß es in diesem Zeitraum möglich war, so Vieles zu vollenden. Die ganze Karthause ist ein Kunstmuseum und der Werth desselben wahrhaft unschätzbar. Skulpturen, Schnitzereien, Bildwerke, Arbeiten in Gold, Erz, Elfenbein, Ebenholz und in kostbaren Steinen, Mosaiken, Oel- und Freskogemälde, welche alle Räume füllen und den Kapellen und Chören, Sakristeien und Altären, Monumenten und Mausoleen die höchste Pracht geben, sind nicht zu zählen. Kein Reich hätte jetzt die Mittel, eine solche Sammlung zu erwerben. Sogar die Räume für niedrige Zwecke sind mit Basreliefs, Malereien und Statuen von den größten Meistern ausgeschmückt. Den höchsten Glanz entfaltet jedoch, inmitten dieser stummen und überwältigenden Herrlichkeit, des Stifters Grabmal. Die Mönche begannen den Bau desselben hundert Jahre nach Johanns Tod und zugleich nicht ohne die Absicht, den Sforza’s, den Nachfolgern des verherrlichten Johann Galeazzo, damit einen Wink zu geben, daß sie in dessen Fußtapfen treten möchten. Das Prachtwerk, von Pellegrini[423] begonnen, ward von Giacomo della Porta im Jahre 1562 vollendet. Die Arabesken und kostbaren Ornamente sind von Christofero Romano[424]. Das Ganze besteht aus dem schönsten parischen Marmor.

Das Kloster wimmelte von Insassen, als Kaiser Joseph II.[425] den Thron bestieg. Mit so vielen andern üppigen Schlemm- und Betpalästen traf auch die Karthause das Schicksal, ihrer bisherigen Bestimmung entzogen zu werden. Der große Kaiser trieb die Mönche hinaus und in die Thätigkeit des Lebens zurück und stellte vier Priester zur Besorgung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, so wie einen, Sakristan zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Gebäude und Kunstschätze des Klosters an. Einige der Gemälde wanderten aus den überfüllten Räumen später nach Wien und Paris; alle andern sind da geblieben, und noch heute bewahren die Gebäude die Kunst, die Pracht und den Reichthum vergangener Tage.

---

[416] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[417] Der Humanist Ulrich von Hutten (1488–1523).

[418] Bernardino Luini (ca. 1480–1532).

[419] Giacomo della Porta (ca. 1532–1602).

[420] Giulio Cesare Procaccino (1574–1625)

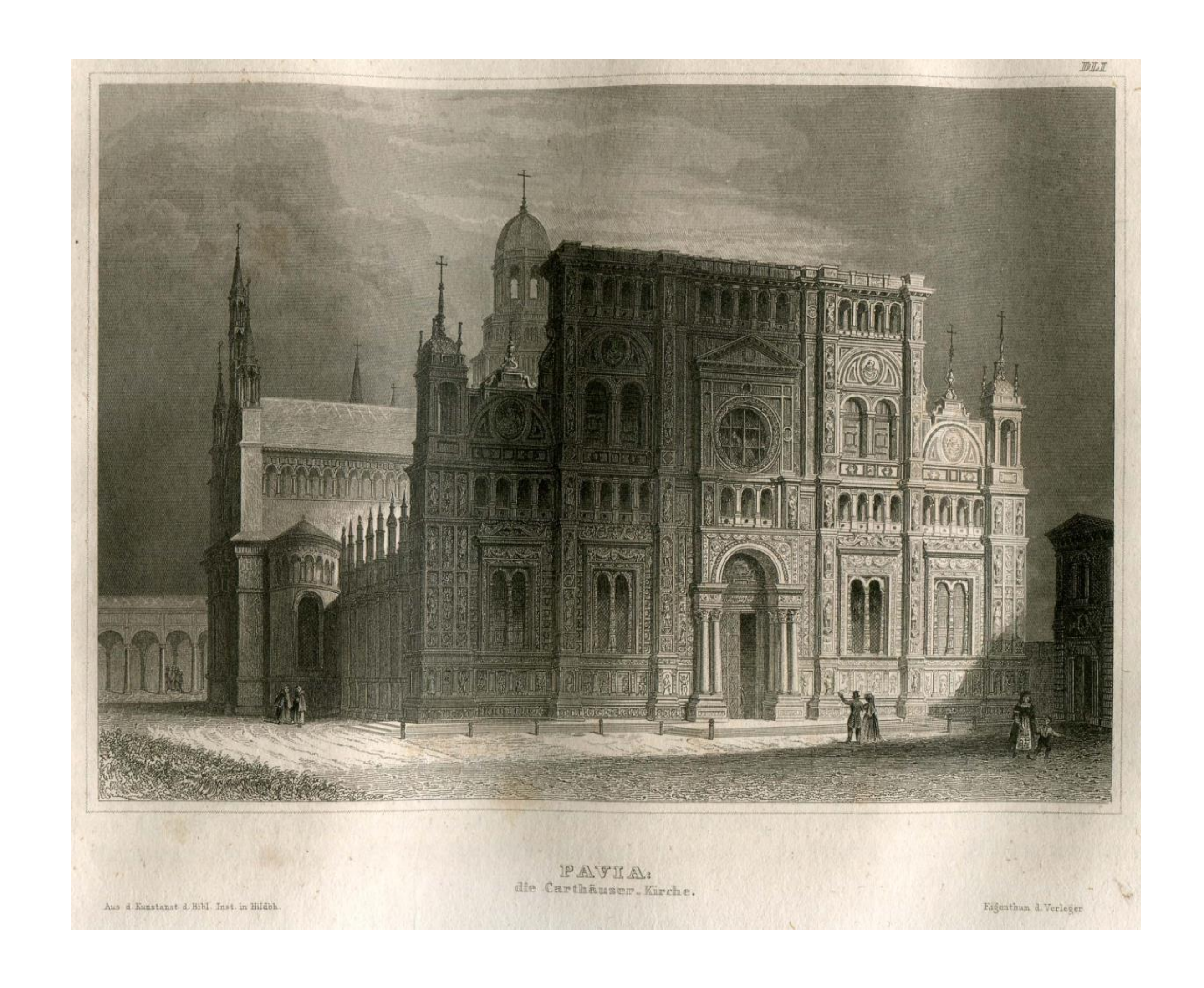
[421] Andrea Sacchi (1599–1661).

[422] Giovanni Francesco Barbieri, genannt Il Guercino (1591–1666).

[423] Giovanni Antonio Pellegrini (1675–1741).

[424] Gian Cristoforo Romano (1456–1512).

[425] Siehe hierzu S. 27, Anm. 55.



PAVIA:
die Carthäuser-Kirche.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 127f.

DLII. Perava-Malva[426] in Central-Indien.

Despotismus ist die fruchtbarste Mutter der Revolutionen. Deshalb sind die auf Gewaltherrschaft gegründeten Reiche selten von Dauer. Es bestätigt dies die Geschichte in tausend Beispielen und zu allen Zeiten.

Die Staaten in Indien und Centralasien hatten von jeher den Despotismus der Alleinherrschaft zum Fundamente und Einsturz und Wiederaufbau folgen hier rasch auf einander. Mächtige Reiche und gewaltige Dynastien kommen und verschwinden wie Meteore. Ein kraftvoller Arm erhebt sie; ein schwächerer läßt sie sinken; ein anderer stärkerer stürzt sie nieder und errichtet auf den Trümmern eine neue Herrschaft, einen neuen Staat. Als im Mogulreiche[427], das unter Aurungzeb[428] ganz Indien umfaßte und über 110 Millionen Unterthanen zählte, das Zepter von schwachen und unfähigen Tyrannen gehalten, wurde, da geriethen die entfernteren Provinzen in den Zustand permanenter Empörung. Auflodernd und mit Blut gelöscht, flammte sie immer von Neuem auf so lange, bis sie gelang und die Abtrennung vom Reiche erfolgte. Furchtbare Erpressungen brachten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch die gedrückten Gebirgsvölker der Ghauts[429] zum Aufstand, an dem sich des Mogulreichs beste Kraft fast ein Jahrhundert lang verblutete, ohne ihn zu bewältigen. Die Gebirgsstämme vereinigten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind und unter dem Namen Mahratten[430] spielen sie fortan in der Geschichte Centtalasiens eine hervorragende Rolle. Ihr Held war Sewajih[431], der, anfänglich, als erwählter Heerführer, ihre Schlachten schlug und dem sie sich, nachdem er viele Siege erfochten, freiwillig unterwarfen. Sewajih eroberte die schönsten Provinzen des Mogulreichs, schlug in Poonah[432] seine Residenz auf und erbaute sich in Malva einen Palast[433], der als ein schönes Denkmal der indischen Baukunst dieser Periode noch jetzt Bewunderung erregt. Er liegt auf der Insel eines Sees, von dessen Ufer eine Brücke zum Hauptthore führte, die jetzt abgebrochen ist. Das ungeheuere Gebäude, dessen Errichtung zwei Millionen Rupien kostete, steht seit der Vernichtung der Mahrattenherrschaft[434] durch die Engländer zu Anfang dieses Jahrhunderts öde und eilt seinem gänzlichen Verfall entgegen. Der Mahratte, jetzt beherrscht von einer Fürstin[435] eines andern Erdtheils, die wie ein Nebelbild in seiner Vorstellung

---

[426] Malvan (Marathi मालवण, Mālavaṇa; Hindi मालवन, Mālavan).

[427] Bezeichnung für das von 1526 bis 1858 in Indien bestehende indo-islamische Kaiserreich, dessen turko-mongolische Herrscher Mogule bzw. Großmogule genannt wurden (wohl von pers. مغول, moġūl, „der Mongole“).

[428] Muhammad Aurangzeb Alamgir (pers. اورنگزیب, Aurangzeb; 1618–1707), seit seiner Machtergreifung am 31. Juli 1658 der 6. Mogulkaiser.

[429] Wohl die Khond (Hindi खोंड).

[430] Die Marathen (Marathi मराठे, Marāṭhē) gemeint sein, ein Kriegerverband aus dem zentralind. Reich Maratha (Marathi मराठा साम्राज्य, Marāṭhā Sāmrājya), das auf dem ind. Subkontinent von 1674 bis 1818 nahezu einen Großmachtstatus erreichte.

[431] Shivaji Raje Bhosale (Marathi शिवाजी राजे भोसले, Śivājī rājē bhōsalē; 1630–1680), 1674 zum König (Marathi छत्रपती, Chatrapatī, „Herr des Schirms“) gekrönt.

[432] Pune (Marathi पुणे, Puṇe), früher Punavadi (Hindi पुनवडी).

[433] Höchstwahrscheinlich existiert der hier beschriebene Palast nicht mehr, oder die Abbildung stellt ein anderes Gebäude dar. Der einzige Gebäudekomplex Malvans (siehe hierzu S. 130, Anm. 426), der vom Wasser umschlossen wird, ist das von Shivaji (siehe hierzu S. 130, Anm. 431) erbaute Sindhudurg-Fort (Marathi सिंधुदुर्ग किल्ला, Sindhudurga killā).

[434] Im Jahre 1818.

[435] Victoria (1819–1901), seit 1837 Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und ab 1876 auch Kaiserin von Indien.

schwebt, und gehorchend einem Statthalter[436], welcher ihn mild und gerecht regiert, sieht zwar in dem verlassenen Königshause ein Grab der Ehre seines Landes und seines Stammes; aber nichts desto weniger fühlt er, daß die neuen Gesetze der fremden Herren besser sind als die alten der angestammten Fürsten. Diese waren Helden; aber sie waren Tyrannen. Die Helden wurden besiegt, getödtet, gefangen; dadurch konnte jedoch das Volk nicht seine Freiheit verlieren, denn es hatte keine. Es wechselte nur seine Gesetze und blieb unterwürfig; Unterwürfigkeit war seine Gewohnheit. –

Gegenwärtig sind die Mahratten der tapferste Kern der indobritischen Armee, und das Motto von Englands Politik für sein indisches Reich:

„Herrschen durch die Ueberwundenen“[437]

findet in den Mahratten eine starke Stütze.

[436] Wohl James Andrew Broun-Ramsay, 1st Marquess of Dalhousie (1812–1860), von 1848 bis 1856 Generalgouverneur von Indien.

[437] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.



PERAWA MALWA

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 128-132.

DLIII. Das Kap Horn[438].

Es werde![439] – dieser Gedanke Gottes schuf die Welt, und wie er sie geschaffen hat, so lenkt er sie – durch Gedanken. Seine Gedanken im Menschen machen diesen zum Vollstrecker seiner Schicksalsbefehle, zur Sehne seines Bogens, zur Feder des Weltgetriebes. Seine Gedanken sind offenbar in den Propheten und Aposteln, in den Erfindern und Erforschern der Wissenschaften und Künste, sie sind lebendig in jenen Männern, welche, wie die Marco Polo[440], die Humboldte[441] und La Perouse[442], den Schleier wegziehen von unbekannten Ländern, und in jenen kühnen Seefahrern, deren geräuschlose Entdeckungen einen bleibendern und wohlthätigern Einfluß auf den Kulturgang der Menschheit ausüben als die Thaten der gefeiertsten Fürsten und die glänzendsten Siege. –

Noch war kein halbes Jahrhundert seit dem Funde der zweiten Erdhälfte durch Kolumbus vergangen, und schön war man über die Gestalt Amerika's klar. Die Küsten waren befahren und selbst über Gebirgszug und Stromnetz im Innern hatte man Vorstellungen, welche, wie es die Karten aus jener Zeit beweisen, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Nur über einen Punkt herrschte ein großer Irrthum. Man glaubte, der Welttheil dehne sich südwärts bis zum Polarkreise aus und die Meerenge, die Maghellan[443] zuerst durchschiffte, sey der einzige Weg, um aus dem atlantischen Meere in den großen Ocean zu gelangen. Man hielt das Feuerland[444] nicht für eine Insel, sondern für die Fortsetzung des Kontinents selber, das sich in unbekannter Größe nach dem Südpol ausdehne. Erst Drake[445] erschütterte diesen Glauben. Als er durch die Meerenge gesegelt war, wurde er durch Sturm an die Südspitze des Feuerlands verschlagen und er fand in einer Felsbucht beim Kap Horn ein Asyl. Seine Meinung, das Feuerland sey eine Insel, war aber zu schwach gegen das Vorurtheil, und sie verscholl allmählig wieder. Vierzig Jahre später rüstete ein reicher holländischer Kaufmann, der Jude Isaak Le Maire[446], zwei Schiffe zu dem besondern Zweck aus, eine Umsegelung der amerikanischen Südspitze zu versuchen. Er wollte damit dem Verkehr nach dem großen Ocean eine neue Straße öffnen und ihn von der Herrschaft Spaniens befreien, welches, nicht zufrieden, daß die Fahrt durch die Maghellansstraße gefährlich war und zwei bis drei Monate dauerte, auch noch Befestigungen angelegt hatte, um sie fremden Nationen zu schließen. Die Expedition des patriotischen Kaufmanns hatte glücklichen Erfolg und das von den Wellen des großen Oceans bespülte amerikanische Südkap – eine durch einen Kanal vom Feuerland getrennte Felsinsel – erhielt nach dem Dorfe Horn, dem ländlichen Wohnort des reichen Jsaak am Zuidersee, den Namen.

---

438 Kap Hoorn (span. Cabo de Hornos, engl. Cape Horn, dän. Kap Horn, frz. cap Horn, niederl. Kaap Hoorn).

439 Gen 1,3

440 Marco Polo (ca. 1254–1324).

441 Der Naturforscher und Reisende Alexander von Humboldt (1769–1859).

442 Der frz. Seefahrer und Weltumsegler Jean François de Galaup, comte de La Pérouse (1741–1788; verschollen).

443 Der portug. Seefahrer Ferdinand Magellan (portug. Fernão de Magalhães; span. Fernando de Magallanes; ca. 1480–1521).

444 Span. Tierra del Fuego, „Land des Feuers".

445 Der engl. Freibeuter und Entdecker Sir Francis Drake (ca. 1540–1596); es wird heute allgemein bezweifelt, daß Francis Drake auf seiner Weltumseglung im Jahre 1578 als erster Europäer das Kap Hoorn umschiffte.

446 Isaac Le Maire (ca. 1558–1624); es waren wohl sein Sohn Jacob Le Maire (1585–1616) und der Seefahrer Willem Cornelisz Schouten (ca. 1580–1625), die am 29. September 1616 Kap Hoorn als erste Europäer umsegelten.


DLIII
CAP HORN
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbn.
Eigenthum d. Verleger

Die Beschaffenheit des Landes entspricht nur theilweise den Vorstellungen, welche sich nach den Berichten der alten Seefahrer bis auf die neueste Zeit fortpflanzten. Das Kap Horn liegt etwa unter demselben Breitengrade, wie Edinburg[447]; das Feuerland dehnt sich von 52 bis 56 Grad aus, und das Klima ist an den flachen Küsten desselben nicht kälter, als an den Dünen Preußens. Es ist ein Alpenland mit der Fortsetzung der Kordilleren, die in steilen, mehre tausend Fuß hohen Vorgebirgen am Südende der Insel in den Ocean abstürzen. Meer und Land führen an der südwestlichen Küste endlosen Krieg mit einander. Wie am schottischen und norwegischen Westgestade haben die Arme des Oceans das Land zerrissen, in tiefen Kanälen hat er sich zwischen den himmelhohen Bergen und Schluchten durchgewühlt und das Feuerland in mehre Inseln getheilt. Die Ostküste hin gegen fällt flach ab und sie hat jenes traurige, nackte, unfruchtbare Ansehen, welches die ältern Seefahrer schildern, während im Alpenlande des Westens romantische Thäler, wie in der Schweiz, eine üppige Vegetation haben und die schönsten Waldungen die Berge bekränzen. Der Hochrücken der Kordilleren erhebt sich zwei- bis dreitausend Fuß über die Linie des ewigen Schnees (6000–7000 Fuß über die Meeresfläche) und alle Pracht der Gletscherwelt offenbart sich in diesen Regionen wie in den Eisgebirgen Savoyens.

Die imposanteste Szenerie hat der westliche Theil der Maghellansstraße selbst. Mit unbegreiflicher Gewalt brach sich da die Fluth einen Kanal durch den 6000 Fuß hohen Gebirgskamm, senkrecht oder überhängend starren die Granitwände von der Tiefe auf, umschwirrt und umkreischt von Millionen Seevögeln, welche an den Felsen horsten. Dunkel ruht auf dem klippenreichen Gewässer und verleidet dem mit Gefahren und Schrecknissen aller Art umgebenen Schiffer die Durchfahrt so, daß sie wohl nie mehr versucht werden würde, wenn die Umschiffung des Kap Horn nicht fast eben so gefährlich wäre. Denn der Sturm hört hier nicht auf zu rasen und fordert Jahr für Jahr Güter und Menschenleben in Menge zum Opfer. Ein Schiffbruch am Kap Horn ist fast immer gewisser Tod; denn nur wenige Stellen der mit himmelhohem Felsgemäuer besetzten Küste, über welche Gletscher hängen und Gießbäche ihre Schleier schütteln, sind zugänglich, und die auf Booten Rettung suchen, verschlingt gewöhnlich die Brandung. Die Forderung der Menschlichkeit, Errichtung eines Leuchtthurms[448] mit einer Station für Rettungsboote und mit einem Asyl oder Hospiz für Schiffbrüchige ist, zur Schande der meerbeherrschenden Mächte, bis jetzt unerfüllt geblieben. Und doch ist die Straße um das Kap Horn eine der wichtigsten der Erde und es würde zuverlässig ihre Frequenz sich vervielfachen, wenn ein Etablissement wie das angedeutete die Fahrt eines Theils ihrer Schrecknisse entkleidete. –

Ehe wir das Feuerland verlassen, noch einen Blick auf seinen Herrn, den Menschen!

Ist dieses schmutzige Wesen, auf dessen zwergartigem formlosen Leib ein breitzusammengedrückter Kopf mit weitvorstehenden Backenknochen ruht, aus dessen viereckigem Schädel unter der platten Stirn die kleinen, leblosen, Stumpfsinnigkeit verrathenden Augen dich anstarren, wirklich ein Mensch? Du möchtest daran zweifeln. Dein Herz, das die ganze Menschheit mit Liebe umfassen möchte, dein Geist, welcher ein zwar ungleiches, aber unaufhaltsames Fortschreiten aller Völker der Erde zu einem gemeinsamen Ziele begreifen möchte, fühlt sich beunruhigt und bettoffen. Wie, fragst du, dieses Geschöpf mit den schwarzen Zotten um das Antlitz, dessen Häßlichkeit ein dicker Knochen in der durchbohrten Unterlippe noch widerlicher macht, das mit thierischer Gier Peguinenthran[449] schlürft und die Luft mit seinem Gestank verpestet, dies dein Bruder? Wo ist da der Gotteshauch, der den Menschen von dem Thiere unterscheidet, und worauf gründet sich da der Anspruch an die Sympathie des Gefühls, welche eine gleiche Abstammung hervorruft? Gegenüber dem Feuerländer[450], dieser plumpen Mißgestalt, in welcher noch nie ein Geistesfunke zur Flamme angefacht worden ist, bricht der Glaube, ein Brudergeschlecht aus einer Mutter bevölkere das Erdrund, zusammen.

Das größte Räthsel auf Erden bleibt der Mensch und über seiner Entstehung ruht ein Schleier, den keine Wissenschaft aufhebt. Der Mensch füllt die ganze Erde. Kein Thiergeschlecht kömmt ihm an

---

447 Edinburgh (schott.-gäl. Dùn Èideann).

448 Im Jahre 1991 errichtete die Chilenische Marine einen Leuchtturm (span. Faro Cabo de Hornos) auf Kap Hoorn, der 2006 eine Aufstockung erfuhr.

449 Pinguin-Tran.

450 Das Volk der Kawésqar („die Menschen“; Fremdbezeichnung Halakwúlup, „die Muschelesser“), das bis Anfang des 20. Jhd.s als Wassernomaden auf Feuerland siedelte und inzwischen als nahezu ausgestorben gilt.

Verbreitung im Entferntesten gleich. Theuer jedoch erkauft er diesen Vorzug. Sein edel geformter Leib verschrumpft am Polarkreise zur fratzenhaften Zwerggestalt und sein Geist erstarrt in Unempfindlichkeit. Unter dem Aequator verdorrt er und unter den Tropenkreisen reibt sich der Mensch auf in thierischen Begierden und wüthenden Leidenschaften, die mit Erschlaffung abwechseln. Wir sehen ganze Menschenstämme, deren Lebensthätigkeit in den Kreis aufgeht, welchen das unabweisliche Bedürfniß in einer harten Natur um sie gezogen hat, und selbst in mitten der Civilisation, wie viele Millionen und aber Millionen sind da vorhanden, in denen sich jeder Gedanke des engen Gehirns nur um die unmittelbare Noth dreht, und in wie Vielen erliegt der gebundene Geist dem mit jedem Morgen neu erwachenden Elend und Kummer! Wir sehen Völker ein langes Leben hindurch stumpf, gleich Wanderthieren, durch Wüsten ziehen. Kein Lächeln können sie der Einöde abgewinnen und keinen Segen, als die Beute des lauernden Auges und des räuberischen Arms, des Diebstahls und des Mords. Wir sehen Andere, welche keine Freude auf Erden kennen, als jene, welche die gierige Hand zum Mund bringt. Wir preisen stolz der Bildung hellen Tag, und finstere Nacht ruht auf der Masse der Menschheit! Den wenigen Hunderttausenden, in denen höhere Geisteskultur sich bethätigt, stehen Hunderte von Millionen gegenüber, in deren Seelen kein Lichtstrahl dringt und die in Elend und Stumpfsinnigkeit die lange Bahn von der Wiege bis zum Grabe durchlaufen, ohne Gedanken an die Vergangenheit, ohne Ahnung und Glauben einer bessern Zukunft, ohne Selbstbewußtseyn, ohne einen Begriff, der außer dem engsten Kreise des Lebensbedürfnisses liegt. Sie sterben dahin mit keinem andern Gefühl, als daß, – wenn ihre Zeit um ist, – der Boden, der sie geboren hat, sie wieder verschlinge. Wem die Religion noch eine Anweisung auf die ewige Seligkeit schrieb, der hat noch einen Trost; – doch auch diese wohlfeile Barmherzigkeit wird den Wenigsten zu Theil; denn die Mehrzahl der Religionen setzt das Reich der ewigen Qual und Strafen am Rande des Grabes hin und sie füllt noch in der Sterbestunde den Leidensbecher ihrer Gläubigen mit Aengsten und Schrecknissen! Trostlosigkeit begleitet sie durch’s Leben, – Trostlosigkeit ist ihre Mitgift für die Ewigkeit.

In den Raçen, welche durch Merkmale und Körperbildung scharf sich scheiden, geht der Stamm des Menschengeschlechts wie in Aesten auseinander. Eine Raçe ist die auserwählte. Die kaukasische, der auch wir angehören, ist es, welche seit Jahrtausenden die höhere Entwickelung des Menschengeschlechts trägt. Sie ist die Hüterin des heiligen Feuers; das Apostelthum der Kultur gehört nur ihr. Darum ward ihr Macht gegeben über alle Völker und mittelst dieser Macht streut sie die Funken über die Erde hin und richtet sie der Gesittung Altäre auf in allen Zonen. Im Alterthum war die Sphäre enge; jetzt ist sie weit geworden! Vor 2000 Jahren reichte die Kultur noch nicht über die Länder des Mittelmeeres hinaus. Seitdem hat sie alle Oceane überschritten, und wie die Herrschaft der kaukasischen Völker allmählig alle Kontinente umfaßt hat, hat auch ihre Kultur die übrigen Raçen ergriffen – und die sie nicht aufnehmen wollen, die müssen verschwinden. Doch während so der erwählte Stamm des Ostens seine Schößlinge allwärts hin treibt, während er schon die ganze neue Welt mit seinen Zweigen überschattet, wird er selbst faul in seinen alten Sitzen, seine Wurzeln sterben rückwärts ab und er läßt seine sonst kraft- und kulturreichsten Völker verweichlicht, entsittlicht, entartet, in Verwesung oder verwildert zurück. Blickt nach Armenien, nach den euxinischen Ufern[451], nach den türkischen und persischen Ländern, nach Griechenland; schaut nach Italien und der iberischen Halbinsel: was seht ihr? Dort verwilderte Völker, hier sinkende, altersschwache Nationen, die träumerisch und kraftlos von ihrer großen Vergangenheit zehren und zu einer dauernden Erhebung unfähig, und unwürdig der Freiheit, der Säbelherrschaft verfallen.

Wir dürfen uns nicht täuschen! Selbst Deutschlands Volk, das jetzt in seinen alten Wohnsitzen nach seiner Verjüngung ringt, hat das Räthsel seiner Aufgabe noch nicht gelöst. Die Zeichen geben Vieles zu bedenken. Ein so großes Volk, welches, innerhalb eines Menschenalters, sich zweimal von seinen Fürsten betrügen und geduldig wieder einjochen ließ, ein Volk, das nun vielleicht zum drittenmal in Frankfurt[452] die kaum errungene, und mit seinem Blute bezahlte Freiheit verrathen und verhandeln sehen wird – ein solches Volk ist in seine absteigende Bahn gewiß eingetreten, wenn es sich nicht ermannt und die Hochverräther abschüttelt. Es wird sich bald zeigen. Wäre der alte Stamm aber auch

---

[451] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer“; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

[452] Die vom 18. Mai 1848 bis 31. Mai 1849 in der Frankfurter Paulskirche tagende Nationalversammlung.

wirklich faul – so werden doch seine Schößlinge im Westen zu Bäumen erwachsen, und während dann die Väter in der alten Welt in Sklavenketten gehen, tragen die Söhne siegreich ihr Sternenbanner durch die neue Welt, und genießen, stolz und ruhmvoll, das Glück der Freiheit in vollen Zügen.

Wie der gebildete Deutsche in Nordamerika auf der Staffel der westlichen Kultur am höchsten steht, so der Feuerländer am niedrigsten. Dies verlassene Geschlecht, welches vom Kontagium[453] geschichtlicher Entwickelung, das die Völker weckt, emporreißt und groß macht oder elend, nie berührt ward, hätte noch Jahrtausende fortvegetiren können, wären die Kulturmenschen fern von ihm geblieben! Leider haben sie ihm nur Böses gebracht. Sie machten die starren Geister nicht flüssig mit der Flamme ihres Branntweins, sie machten sie nicht menschlicher, indem sie sie mit ihrem Donner und Blitz bewaffneten; sie machten sie nicht glücklicher und zufriedener, indem sie die alten Götter wegnahmen und das Kreuz auf die Berge pflanzten. Seitdem der Verkehr mit den britischen und amerikanischen Wallfischfängern begonnen hat, decimiren Völlerei, Krankheit und innere Fehde das arme Völkchen; sie beschleunigen dessen Vernichtung, und die Zeit ist nicht fern, wo im Stammverzeichniß der Menschheit der Feuerländer nichts mehr seyn wird, als ein leerer Name.

[453] Lat., die Ansteckung.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 135-138.

DLV. Die Ruinen von Edfou[454] in Aegypten.

Jahrtausende fluthen in's Meer der Ewigkeit hinab; Jahrhunderte rollen vorüber; Geschlechter kommen und gehen und auf den Stufen des Glücks und der Macht steigen die Nationen auf und nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts ist beständig als der Tod. Doch trägt jeder Tod wieder ein Leben in seinem Schooße, wie jedes Leben ein Sterben, ein Verbluten, ein Verwelken, oder ein Verschwinden. Kreislauf ist's, doch ein Kreislauf wie am Sternenhimmel: ein Kreislauf mit Fortbewegung zu Zielen, die in unfaßlichen Fernen stehen.

Und diese Fortbewegung ist, unser Trost. Ohne dieselbe wäre unser Im-Kreise-Gehen in der That nur ein Stillstand, die Bewegung nur Schein, die Achse, um die sich Alles dreht, das leere Nichts. Es ist auch diese Fortbewegung der stärkste Bürge unserer Unsterblichkeit. Der Raupe gleich, die eingesponnen im dunkelsten Blatte wohnt, um später im Sonnenschein von Blume zu Blume zu flattern, werden auch wir Erdenpuppen von Stern zu Sternen fliegen und im Fluge den Himmel küssen. – Und mit dem Sternenauge werden wir dann auf die Erde herabsehen und denken der alten Heimath und der Freuden und Leiden, die sie gegeben hat, und die Saaten groß wachsen sehen, die wir ausgestreut, und die Früchte betrachten mit dem Gefühl der Seligen, wenn sie gut waren, und sind sie schlecht gewesen, mit dem Gefühl der Verdammten.

„Was in der Zeit Du gesäet in die dunkeln Furchen der Erde,
Aerndte davon – sprach Gott – im lichten Himmel für ewig."[455]

Das Räthsel der ewigen Vergeltung erhält **also** die einfache Lösung.

Auch diese Trümmer, deren Bild uns den beredten Zeugen einer viertausendjährigen Vergangenheit vor's Auge führt, kündigen von dem steten Fortschreiten im geistigen Leben der Menschheit. Zwischen den Bildungsgraden von damals und jetzt, welche Kluft! und wie ärmlich erscheint die Errungenschaft des kulturreichsten Volks des Alterthums gegen den Schatz des Wissens und Könnens der Neuzeit! Ein Schulknabe weiß jetzt mehr als alle Weisen des Pharaonenlandes zusammen, und Vieles ist jetzt unmöglich, was man damals den Völkern zumuthen durfte. Wenn man eine gebildete Nation auffordern wollte, der Despotie Gebäude im Frohndienst auszurichten, von deren Pracht und Größe die üppigste Phantasie eines abendländischen Herrschers kaum zu träumen wagt, was würde sie dazu sagen? und welches Volk würde jetzt in seinem Monarchen den lebendigen Gott anbeten mögen und ihm auf Altären opfern?

An solchen Dingen erkennen wir den Abstand zwischen der Kultur von heute und vordem und den ungeheuern Raum, den die Menschheit auf ihrer Bahn zur geistigen Vollkommenheit in der verhältnißmäßig kleinen Spanne Zeit durchlaufen hat. Ein solcher Rückblick erhebt, er versöhnt auch mit vielen Erscheinungen und macht den Glauben an ein beständiges Fortschreiten in jener Bahn unerschütterlich.

Und dieser Glaube sey der Fels, von dem herab der ruhig beobachtende Geist nieder schaue auf die Nebel und die tobenden Gewässer der Tiefe, und keine Leidenschaft, kein Irrthum, kein Zweifel, kein Grimm über verwirrende Verhältnisse, noch das Rückwärtszerren eigennütziger, boshafter und wahnsinniger Menschen soll ihn irren, oder den Blick verdunkeln. Der rechte Mensch, dem Gott Kraft gegeben, hat nur eine Bahn und nur eine alleroberste Pflicht: mitzuwirken für Das, was die edelsten

---

[454] Edfu (ägypt. Ḏbꜣ bzw. Msn, bzw. Bḥdt, Djeba bzw. Mesen bzw. Behdet; kopt. ⲁⲧⲃⲱ, Atbō; griech. Ἀπόλλωνος πόλις μεγάλη, Apóllōnos pólis megálē, „Groß-Apollinopolis"; arab. إدفو, Idfū).

[455] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Geister erwärmt hat von Anfang der Geschichte: – d. h. zu wirken für die Beglückung der Brüder durch Unterricht und Aufklärung, durch Erweckung zum Selbstbewußtseyn und zur Liebe für wahre Freiheit, die Mutter jeglicher Tugend. Mit voranzuschreiten für dieses Streben in der vordersten Reihe, das ist das Höchste des menschlichen Thuns und das Rühmlichste unter Allem.

Ein Wirken des Friedens ist es jedoch nicht! Kampf fordert's und Unruhe und schwere Arbeit und große Opfer immerdar. Wer es als Panier seines Lebens aufgesteckt hat, der darf sich nicht fürchten. Er muß hinabsteigen, tief hinab, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht kriecht, dessen Biß das Volksleben siech macht und elend und um den Preis seines irdischen Daseyns berückt. Er muß den Kampf wagen mit dem Gezücht, wie St. Georg mit dem Lindwurm, einen Kampf auf Leben und Tod. Dem die Entschlossenheit dazu nicht inne wohnt, der soll ihn nicht beginnen. –

In den Tempeln, von denen ein Theil dieser Trümmer die Ueberreste sind, wurden einst Menschenopfer geschlachtet von schurkischen Priestern; ein Blutzehnt für den König als Gott. Unsere Pfaffen beten noch für ihre Herrscher und machen die Gemeinde für sie beten. Die Natur des Geiers, der die unschuldige Taube würgt, haben sie ausgezogen; sie spielen nur noch die Nachteulen. Sie fordern nicht mehr Menschenopfer: sie Wünschen nur, daß es dunkel bleibe. Sie sind auch barmherzig geworden; denn sie gönnen dem Volke den Himmel, nachdem es auf Erden gedarbt hat. Auch die Fürsten sind jetzt anders: sie lassen das Volk nicht mehr Pyramiden bauen zur Frohnde; sie gestatten ihm Erwerb; nur sorgen sie dafür, daß Das. was der Fleiß gewonnen hat, der Fleißige mit ihnen theile. Sie sagen auch nicht mehr: Sklav, gehorch! Sie sagen dem Einen: du bist frei! und dem Andern: du sollst frei werden, wenn du reif bist zur Freiheit, und dann bestellen sie den Einen zum Hüter des Andern, und das gegenseitige Mißtrauen macht Beide zu ihren Gefangenen. – So ist es. – Die Heuchelei, nicht die offene Gewalt ist's, womit die Dämonen der Erde den Fortschritt bekämpfen und darum muß sich gegen die Heuchelei vorzugsweise unser Geschoß richten. Sie ist zu solcher Meisterschaft herangebildet worden durch die lange Uebung, daß selbst verständige Leute durch sie getäuscht werden und nicht glauben können, daß man sie äffe. Keiner, der auf unserer Seite steht, soll daher müde werden, ihr in's Angesicht zu leuchten und sie zu entlarven. Ob uns die Gegner dafür Störenfriede heißen; ob sie sagen, wir reizten die Gemüther und kürzten den Menschen den Schlaf; ob sie uns Wühler nennen und Freunde des Umsturzes; ob sie alle Schimpf- und Scheltworte über uns ergehen lassen: es kümmert uns nicht! Wir sagen gelassen: besser ist's zeitig geleuchtet mit der warnenden Fackel der Wahrheit, als abzuwarten, bis Andere die Nacht mit der Mord- und Brandfackel erhellen! Wir sagen: besser ist's, die Wahrheit entwaffne und die Ironie beschäme die Gegner, als daß die schleichende Erbitterung unbemerkt das volle Maß erreiche und, überströmend, sich in Blut verwandle. Redlicher Wille bleibe die Quelle unsers Muths und das Wort der ehrlichen Ueberzeugung unser Schwert. Und das Schwert, recht geführt von rechten Männern, gab schon öfters die Macht, Völkern die Fesseln zu lösen. Die Gegenwart hat's bewiesen; die Zukunft wird es noch besser beweisen.

Was unser Stahlstich uns zeigt, sind die großartigen Reste der alten Apollinopolis magna[456], der Hauptstadt des apollonopolitischen Nomos[457] in Thebais[458], die unter dem Zepter der Ptolemäer[459] jene Prachtbauten erstehen sah, deren Trümmer sich jetzt noch stolz im Nile spiegeln. Nur Theben[460]

---

[456] Siehe hierzu S. 138, Anm. 454.

[457] Griech. νόμος, nómos, „das Gesetz"; hier jedoch als damals übliche griech. Bezeichnung für einen ägyptischen Gau (ägypt. Spꜣt, Sepat, „der Gau") verwendet.

[458] Thebaïs (griech. Θηβαΐς, Thebaïs), die südlichste der vier ägypt. Provinzen (s. o.) unter röm. Herrschaft.

[459] Griech. Πτολεμαῖοι, Ptolemaioi; die Mitglieder der makedon.-griech. Dynastie, die seit dem frühen Hellenismus bis zur Eroberung durch das Römische Reich im Alten Ägypten sowie über die angrenzende Territorien herrschten. Der Name ist vom ersten Herrscher dieser Dynastie, Ptolemaios I. Soter (griech. Πτολεμαῖος Α' ὁ Σωτήρ, Ptolemaios I. ho Sōtḗr, „der Retter"; 367/66–283/82 v. Chr.), einem General Alexander des Großen (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Álexandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.), abgeleitet.

[460] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters"; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur.

kann sich mit seinen Resten neben diese der Apollonia stellen. Das Loos beider ist gleich. Schmutz und Wetter arbeiten mit den Hämmern und Meiseln der Archäologen und Kunstkrämer gemeinschaftlich an deren Zerstörung. Apollonia erlag ihr später, denn es war noch lange Zeit unter den römischen Kaisern ein angesehener Bischofssitz; eine römische Legion hatte hier ihren Standort. Gegenwärtig finden wir auf dem flachen Dache des großen Tempels das Dörflein Edfou, das zur oberägyptischen Provinz Said[461] gehört und gegen 1000 arabische Einwohner beherbergt, die sich in der Verfertigung schöner rother Thongefäße auszeichnen und dieselben auf dem Nil verfahren. Das Hauptgebäude des Tempels ist in seiner Länge von 424 Fuß und seiner Breite von 212 Fuß mit seinen zahlreichen Skulpturen noch deutlich zu erkennen; dagegen haben die Zwischenwände der Säulen des Portikus und die oberen Einfassungen der herrlichen, 110 Fuß hohen Pylonen[462] sehr gelitten. Die Hauptursache der Zerstörung liegt darin, daß der Unrath aller Art, welchen die Dorfbewohner aus ihren Fenstern werfen, nach und nach das Innere des Tempels ganz anfüllt, so daß jetzt die prächtigen Säle nur noch als Souterrains erscheinen und von den kolossalen Säulen blos die Kapitäler noch aus dem Schutt hervorragen. Ein kleinerer Tempel des Typhon[463] erhebt sich neben den Ueberresten des großen.

Das Bild zeigt uns den am reichsten mit Skulpturen ausgeschmückten Haupteingang des großen Tempels. Welche Thaten durch diese wunderbaren und wunderlichen Bildwerke verewigt werden sollten? Wir wissen es nicht. Hat die Wahrheit sich dieser Riesenschriftzüge bedient, um ihre Freunde und deren Werke zu preisen? Wir glauben es nicht. Es ist nicht ihre Art, sich mit so betäubenden Massen und Gepränge in das Licht der Sonne zu stellen. Hat die Macht des Glaubens sie aufgebaut? Schwerlich diese Macht allein: die Trümmer selbst deuten verrätherisch auf noch andere Mächte. Die Macht der Tyrannei, Eitelkeit und Schmeichelei scheint hier Menschenwogen zusammengeschleudert zu haben, um für das Andenken der Götter der Erde unverwüstliche Säulen zu gründen. Von ihrer Größe und Herrlichkeit sollten jene Bilder und Zeichen allen kommenden Geschlechtern predigen und, hoch aufgerichtet von dem Stolz dieses Gedankens, stiegen jene alten Könige über die niedergedrückten Häupter von Millionen hinab in die prangende Gruft. Dort lag ihr Staub. Die Zeit hat ihn verweht. Aber auch ihre letzte Hoffnung ist mit ihrem Geschlechte zu Grabe gegangen: die Zeichen und Bilder hörten auf, ihre Größe und Herrlichkeiten zu predigen, und wo sie noch aufrecht stehen, sind sie, was sie sind: Prediger in der Wüste: ihre Worte haben keinen Laut für die Ohren der Gegenwart und fänden, wenn der Gelehrten Witz auch den Laut wieder zu beleben wüßte, kein Ohr mehr, das ihnen lauschen möchte. Die den Fürsten angelogene Größe hat hier ein stummes Grab und wird es behalten: und die Zeit wird kommen, wo alle solche Lügen verstummen und sie verschwinden werden aus den Büchern der Weltgeschichte, die sie besudeln.

---

[461] Arab. سعيد, Saʿīd; heute Teil des Gouvernements Assuan (arab. محافظات أسوان, muḥāfaẓāt Aswān).

[462] Ein von festungsartigen Türmen flankiertes Eingangstor ägypt. Tempel.

[463] Der Gigant Typhon (griech. Τυφῶν, Typhṓn) der griech. Mythologie, der in späthellenistischer Zeit mit dem ägypt. Gott Seth (ägypt. Stẖ, Seth, „Anstifter der Verwirrung“) gleichgesetzt wurde. Der Sage nach bestand Horus (ägypt. Ḥr, Horus, „der Ferne, der oberhalb ist“) in Edfu (S. 138, Anm. 454) einen seiner größten Kämpfe gegen Seth.



DLV.

RUINEN von EDFOU
im Egypten.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 141f.

DLVII. Ajaccio.

Unter den Städten der Welt, glänzet das kleine Ajaccio
Überaus herrlich, den sein ist die Wiege des Ruhms.[464]

Es gibt Namen, die man nur aussprechen darf, um einen ganzen Zeitraum der Weltgeschichte, aufzurollen. Ein solcher Name bist du, Ajaccio, Wiege der Napoleoniden, jenes Geschlechts, dessen Gründer es gegeben war, den Fuß zu stellen auf den Nacken der Völker, Könige an seinen Triumphwagen zu spannen, stolze, uralte Herrscherfamilien sich dienstbar zu machen, oder sie aus ihren Reichen zu vertreiben und ihre Stühle mit seinen Angehörigen zu besetzen; Ajaccio! Wiege des Mannes[465], welcher, mächtiger als Alexander[466] und gewaltiger als Cäsar[467], drei Lustren[468] hindurch die Geschicke eines Welttheils steuerte und jedes Blatt der Geschichte desselben mit seiner Chiffer beschrieb. Doch nicht bloß den Ruhm, Ajaccio! auch die ewige Gerechtigkeit machst du uns gegenwärtig. Wer dich ansieht, sieht den Arm Dessen, vor dem kein Unrecht dauernd besteht, gleichviel, ob es eine Krone trage oder eine Bauernkappe, ob es sich in Purpurmantel oder in Bettlerlumpen kleide. Wo sind sie hin, deine Kaiser und Könige? Wo ist der Eroberer, dessen Glorie das Jahrhundert erfüllt, dessen Genie der Gesetzgebung neue Bahnen anwies, der die Kriegskunst umgestaltete, der Gebirge ebnete und Häfen grub? der Tyrann, welcher die Schädelpyramiden gebaut hat am Ebro und an der Beresina; der in seiner Machtvollkommenheit die Nationen zusammenknebelte und zur Schlachtbank führte; auf dessen Drohung Reiche zusammenbrachen, auf dessen Wink Staaten verschwanden? Wo ist er hin? Von dem gerechten Gott herabgeworfen von seiner Höhe, starb er angeschmiedet an den einsamsten Fels des Weltmeers, und sein Geschlecht, diese Raçe von Königen, es ist zerstoben in alle Winde und als wäre der Fluch Israels über sie gekommen, sind sie zerstreut in alle Welttheile. Ihr Stolz ist gedemüthigt, ihr Hochmuth erniedrigt; ihre pochende, strotzende Macht gebrochen; ihr wahrer Menschenwerth an den Tag gezogen, und erst nach Hinnahme der Erniedrigung erlangten sie Ehre und Achtung wieder in dem Stande, von dem das Geschlecht ausgegangen war und in Wirkungskreisen, auf welche sie als Throninhaber geringschätzend herabgesehen hatten. Der Eine[469] baute Städte und Eisenbahnen als amerikanischer Bürger; der Andere[470] gründete Hochschulen im fernen Lande der Freiheit; der Dritte[471] grub Schätze der alten

[464] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

[465] Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 82, Anm. 260). Der Stahlstich wurde von Jules Gabriel Levasseur (1823–1907) nach einer Vorlage von François Gérard (1770–1837) geschaffen.

[466] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Álexandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).

[467] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[468] Lat. lustrum, Zeitraum von fünf Jahren.

[469] Der ehemal. span. König Joseph Bonaparte (eigentl. Giuseppe Buonaparte; 1768–1844), der 1815 in die Vereinigten Staaten emigrierte und dort für siebzehn Jahre Aufenthalt nahm und dort u. a. auch in Eisenbahngesellschaften investierte.

[470] Hiermit könnte Jérôme Napoléon Bonaparte-Patterson (1805–1870) gemeint sein – ein Sohn von Jerôme Bonaparte (siehe hierzu S. 143, Anm. 472) –, der sein Leben in den Vereinigten Staaten verbrachte.

[471] Lucien Bonaparte (eigentl. Luciano Buonaparte; 1775–1840), der sein Leben als Hobby-Archäologe beschloß.



Siehe hierzu S. 142, Anm. 465.

Kunst in Italien; der Vierte[472] baute seinen Kohl mit eigner Hand; der Fünfte[473], Derjenige, welcher Kronen ausgeschlagen, machte sich als Mann der Wissenschaft einen gefeierten Namen: und das junge

[472] Wohl der ehemalige König von Westphalen Jérôme Bonaparte (eigentl. Girolamo Buonaparte; 1784–1860), der eine Zeitlang ein Landgut bewirtschaftete.

[473] Louis Napoléon Bonaparte (eigentl. Luigi Buonaparte; 1778–1846), der nach seiner erzwungenen Abdankung als König von Holland sein Leben der Wissenschaft widmete.

Geschlecht wirkt fort in nützlicher, bürgerlicher Thätigkeit. Nur Einer[474] macht eine Ausnahme. Starr ist sein ehrgeiziger Blick auf die Höhe, wo der Name seines Onkels ewig strahlt, gerichtet und der Thor wähnt, Frankreich werde sich durch einen Freibrief auf Schlachtenruhm und Eroberung in das Netz eines Phantasten locken lassen. Er träumt den Kaisertraum! Er wird sich nicht verwirklichen. Frankreich wird den Schatz der Demokratie aus allen Stürmen retten, die ihm noch beschieden seyn mögen, und es wird gewiß nicht dulden, daß sich in seinem Schooße der Eitelste der Napoleoniden über den Bürger erhebe.

Ajaccio ist eine recht freundliche, kleine, lebhafte Hafenstadt der corsischen Westküste. Der blühende Oel- und Weinbau der Gegend und die Sardellenfischerei, welche nirgends mit größerem Vortheil betrieben wird, geben ihr reichlichen Erwerb. Die Stadt ist nicht bloß hübsch gebaut, sondern auch mit den herrlichsten Anlagen und Spaziergängen umgeben – ein Andenken Napoleon's, der auf die Verschönerung seiner Vaterstadt einige Millionen verwendete und sie mit den Anstalten großstädtischer und wissenschaftlicher Unterhaltung: mit Theater, Konzertsaal, Museum, botanischem Garten und öffentlicher Bibliothek versah. Ajaccio ist befestigt und der schwer zugängliche Hafen macht seine Vertheidigung leicht. – Das Geburtshaus Napoleon's führt die Inschrift – „Eigenthum der großen Nation"[475] – und ein besonderer Beamter sorgt für dessen Erhaltung.

[474] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 67, Anm. 209), ein Sohn von Louis (s. o.).

[475] Die „Maison Bonaparte" in Ajaccio trägt über dem Eingangsportal lediglich folgende Inschrift: „NAPOLEON EST NE DANS CETTE MAISON LE XV AOUT DCCLXIX / Napoléon wurde in diesem Haus geboren am 15. August 1769".


DLVII
AJACCIO
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 143-148.



DLVIII. Der Dom zu Magdeburg.

Wer in den schönen Herbsttagen dieses Jahres von einem unserer Berge hinabblickte in die Thäler und Ebenen, wo allenthalben Fleiß und Luft sich um den reichen Erntesegen tummelten und eine neue Erntehoffnung ihre grüne frische Pracht auf hundert Aeckern entfaltete, der wird sich wehmüthiger Gedanken nicht haben erwehren können, wenn über dieser friedlichen Herrlichkeit der Natur der Kampf unserer wildbewegten Zeit ihm vor das Auge trat. Die ewige Ordnung der Welt, der stete Gang der Naturgesetze, ihre Unwandelbarkeit, die feste Bestimmung, die jedem Geschaffenen wird, vom Planeten des Himmels bis zum kleinsten Wurm der Erde, und da neben – der Mensch! – der Mensch, der allein seine Bestimmung so schwer erkennt, daß seine Verirrungen immer den breitesten Raum einnehmen im Buch der Weltgeschichte.



Alfred I. zu Windisch-Grätz (siehe hierzu S. 148, Anm. 476).

Wo ist die schwärzeste Quelle des menschlichen Elends? – Im Menschen selbst: eine uralte Wahrheit, von tausend Glücklichen anerkannt, von tausend Unglücklichen geleugnet und verworfen. Gott hat in des Menschen eigner Brust Himmel und Hölle neben einander gefügt und ihm die Schlüssel zu beiden gegeben: Vernunft und Willlen. Zu beiden Thüren führt der Weg am warnenden Gewissen vorüber. Gott hat das Seine gethan. Dein ist die Schuld, hast du die falsche Thür erwählt, oder gar den Schlüssel zu deinem Himmel verloren. –

Doch nicht allein im einzelnen Individuum, auch in den Ideen, die eine ganze Zeit beherrschen, kann die Quelle großen Jammers lebendig seyn. Zu allen Zeiten war der Kampf um Glauben und Ueberzeugung der heißeste und in seinen Ausartungen der furchtbarste, weil er von Blinden geführt wird: denn die Leidenschaft beginnt und schürt ihn, und die Leidenschaft macht blind allemal. Nicht der bloße Streit um das Mein und Dein, um Recht und Unrecht hat jene haarsträubenden Martern erfunden, mit denen der fromme Glaube sich bewaffnete, um sich den Sieg zu erhalten; Scheiterhaufen und Guillotinen wurden aufgerichtet von Fanatikern für das Heiligste auf Erden, für Religion, Recht und Freiheit! – Und ist erst der Fanatismus in die Massen geworfen, dann werden Selbstsucht, Herrschsucht und Bosheit ihre feilen Führer besudeln und die Völker mit Blut und Schande.

Keine Verwirrung der Geister ist aber gefährlicher für das Wohl Aller, und keine drückt die Menschen würde tiefer herab, als wenn die Glieder eines Volkes im Meinungskampfe sich zerfleischen: da wanken und stürzen die mächtigsten Staaten, Sitte und Glück sinken von den Altären des Hauses und der Gemeinde in den Staub, Wohlstand und Bildung fliehen, die Humanität verhüllt ihr Antlitz, und mit Trauer und Abscheu wendet sich der Blick der kommenden Geschlechter ab von den grausenhaften Bildern solcher Zustände der allgemeinen Verwilderung. Und leider! sind sie nicht selten. Der Nationen sind wenige, deren Geschichte frei ist von des Brudermords besudelten Blättern, fast jedes Volk wanderte einmal durch das rothe Meer solcher Blutschuld. Auch das deutsche Volk schleppt an ihr eine furchtbare Last. Sie füllt eine ganze Periode seiner Geschichte aus: seinen dreißigjährigen Krieg. Sie hat – ich schreibe während deutsche Geschütze das deutsche Wien zerschmettern eine neue Periode begonnen, deren Dauer Keiner ermißt. – Zu einem Nachtbild aus jener ältern Schreckenszeit führt uns der herrliche Bau, den uns der Stahlstich vergegenwärtigt.

Ja, herrlich bist du, Magdeburger Gotteshaus! und Der dich zusammengefügt und aufgerichtet hat, der gab Zeugniß von seiner Meisterschaft für kommende Jahrtausende. Wer dich aber anschaut mit dem rechten Geist und dem rechten Herzen, dem bist du, so lange deine Mauern stehen, doch nur ein Blatt mit schwarzem Rand, mit den Trauerzeichen über den Wahn, der zu allen Zeiten Millionen beherrscht, ihre Seelen vergiftet und zu Thaten getrieben und gehetzt hat, die jeden göttlichen Schimmer an der Menschengestalt vernichten.

Wie das jüngste Blatt der deutschen Geschichte mit schwarzem Rande die Aufschrift führt: „Windisch-Grätz[476] und Wien“; so jenes ältere die von „Tilly[477] und Magdeburg.“ Betrachte den Dom, von welcher Seite du ihm zuerst nahst, dieses Blatt und diese Inschrift stellen sich zwischen dich und die künstlerische Trefflichkeit. Das Unmenschliche jenes blutigen Mai's verdeckt, was du Menschlich-Schönes suchen wolltest, und selbst im Innern des Heiligthums dringt zitternd und klagend jenes *Tedeum*[478] in dein Ohr, welches über Leichenhaufen und dem Gestöhne Gemordeter und Sterbender dem Munde der rasenden Schlächter entquoll, jenes *Tedeum*, das den von Magdeburgs Flammen bemalten Himmel, zu dem es emporstieg, erröthen machte vor Scham und vor Zorn.

Aber weniger die Erinnerung an das unmenschliche Morden und Verwüsten ist's, was den Schreiber dieses Aufsatzes die Brust mit Grimm und Entrüstung erfüllt: – Leichenhaufen und Brandstätten hinterläßt jeder Krieg, das ist des Krieges Art; der Friede baut und pflanzt und pflegt wieder, das ist seine Art. Anders jedoch bei der Magdeburger Hochzeit[479]. Hier liegt das Abscheuliche gerade darin, daß diese Gräuelthat noch nach Jahrhunderten Katholiken wie Protestanten dazu dienen mußte, den Glaubenshaß fortzuschüren. Das ist der schwarze Rand am Trauerblatt, daß Kindern eines Vaterlandes, einer Zunge, eines Glaubens dieses eine Ereigniß dort als fluchwürdiges Verbrechen, hier als glorreiche That hingestellt wird und daß man dadurch Millionen Kindern bald gegen die Katholiken, bald gegen die „Ketzer“ einen Haß in die Seelen streute, den sie durch ihr ganzes Leben tragen. Und von wem geschieht es? von den Menschen, die da vorgeben, sie seyen die Träger und Pfleger der Lehre Desjenigen, dessen Leben und Kreuzestod Liebe, Duldung und Versöhnung predigen; – von den Menschen, die von sich rühmen, Gott

Johann T'Serclaes von Tilly
(siehe hierzu S. 148, Anm. 477).

---

[476] Der österr. Feldmarschall Alfred Candidus Ferdinand Fürst zu Windisch-Graetz (1787–1862), der maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution 1848/49 beteiligt war; am 31. Oktober 1848 war das Militär unter seiner Führung in Wien eingedrungen und hatte damit der Gegenrevolution zum Sieg verholfen. Die Lithographie wurde von Alexandre Désiré Collette (1814–1876) geschaffen.

[477] Johann T'Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga. Dieser hatte mit dem Ziel einer kampflosen Übergabe der Hansestadt zunächst mehrere Tage mit dem Rat der Stadt verhandelt. Diese Bemühungen blieben jedoch vergeblich, da der schwed. Kommandant (siehe hierzu S. 149, Anm. 482) und fanatisierte luth. Geistliche diese Pläne erfolgreich zu durchkreuzen wußten. Bei der Eroberung Magdeburgs am 20. Mai 1631 kam es dann zu erheblichen Gewaltexzessen der Kaiserlichen, zudem brach plötzlich eine alles vernichtende Feuersbrunst aus. Obgleich die genauen Umstände und Ursachen für den Brand Magdeburgs bis heute umstritten sind, wurden die schauerlichen Umstände der Eroberung Magdeburgs von prot. Seite bis weit ins 20. Jhd. propagandistisch ausgeschlachtet („Magdeburger Bluthochzeit“). Der Stich wurde von Carl Gustav Amling (1650–1703) im Jahre 1677 wohl nach dem Portrait von der Hand Anthonis van Dyck (fläm. Antoon van Dyck; 1599–1641) ausgeführt.

[478] Te Deum (von lat. Te Deum laudamus, „Dich, Gott, loben wir“) ist der Anfang eines feierlichen, lateinischen Lob-, Dank- und Bittgesangs der christlichen Kirche, der wahrscheinlich im 4. Jhd. entstanden war.

[479] Siehe hierzu S. 148, Anm. 477.

habe sie auf den sittlichen Richterstuhl gesetzt, Er habe sie erkohren zu Ausspendern seiner ewigen Gerechtigkeit; – von den Menschen sage ich, die sich ausgeben als die Hüter der Gewissen und als die Schlüsselhalter des Himmels; – von den Menschen, die, mögen sie Kutte, Skapulier oder Priesterrock tragen, unter allen Heuchlern meinen tiefsten Haß und meine meiste Verachtung haben: den Pharisäern und Pfaffen, welche sich zu den ächten, ehrwürdigen Priestern Gottes verhalten, wie die Lüge zur Wahrheit. Wo ist ein Pfaff, der nicht Christus verfolgt mit falscher Lehre? der die Völker nicht betrügt mit verdummendem Unsinn? der nicht willig eingeht in jeden Plan zu ihrer Knechtung und Ueberlistung? Wo ist ein Pfaff, der den brutalen Aberglauben von der Kanzel und dem Altare peitscht; der verkündigt, daß der schmähliche christliche Götzendienst ein Ende nehmen müsse ; der nicht länger rauschen mag in den dürren Blättern seines Breviers oder seiner Liturgie; der gewillt ist, das Menschenherz durch eine wahre, werkthätige, auch den Verstand befriedigende Menschenliebe zu erwärmen? Nennt mir einen Einzigen unter den Zehntausenden in ganz Deutschland, der sprossendes Leben und hellen Geist wieder in die todten Formen des Glaubens zurückzubringen aufrichtig bemüht ist, nennt einen Einzigen, der dem Vorwärts der Völker aufrichtig zugethan sey, oder Einen nur, der das Wunder richtig deutet, welches der Herr in Deutschland im März[480] gethan hat und der wahrhafte Begeisterung im Herzen trüge für die Ideen, welche sich kund gegeben in dieser großen Zeit: – nennt mir diesen Einzigen, und ich will meinen Haß bezwingen und sagen, es ist dem Pfaffenvolk durch mein Urtheil zu viel geschehen! –

Ich führe nun euern Blick auf die Schauerscenen, deren Mittelpunkt vor 220 Jahren der Magdeburger Dom gewesen ist. – Gustav Adolf[481], der Held des Glaubens und der Freiheit, hatte mit der Magdeburger Bürgerschaft Bündniß geschlossen. Das kaiserliche Heer nahete. Der König sandte der Stadt zur Unterstützung seinen Obersten Falkenberg[482], der jedoch nur mit 500 Mann Schweden einziehen durfte und sich vielfachen, sein militärisches Walten eifersüchtig bewachenden Beschränkungen unterwerfen mußte. Tilly erschien im Dezember 1630. Er berennte die Stadt. Ihre eigentliche Belagerung begann im April 1631. Besatzung und Einwohnerschaft wehrten sich mit standhaftem Muthe, obgleich die Vertheidigung durch Uneinigkeit öfters geschwächt war. Aber auch die Belagerer waren tapfer – täglich fast stürmten sie eines oder das andere der Außenwerke, und nach Verlauf von 6 Wochen, als auch der Hunger die Besatzung dezimirte, welche das ununterbrochene Feuer der Kaiserlichen schon sehr geschwächt hatte, mußte der Bürger Widerstand brechen. Nur schwedischer Entsatz konnte sie noch retten. Gustav Adolf hatte sein Versprechen gegeben, „sich ihrer königlich und fürstlich anzunehmen und sie in keiner Noth zu verlassen“[483]. Doch im kritischen Augenblick zog er das rettende Schwert nicht, denn er fürchtete, bei der großen Minderzahl seines Heers, und gegenüberstehend dem größten Feldherrn seiner Feinde, die große Sache, die er verfocht, in offener Feldschlacht zu gefährden. Magdeburg – ein Kleinod in der Krone des Protestantismus – gab Gustav Adolf Preis mit blutendem Herzen.

Und so geschah denn das Unvermeidliche. Tilly, der die Stadt als wahrscheinliche künftige Residenz des Kaisersohns Leopold Wilhelm[484] zu schonen wünschte, schien, nach vielen vergeblichen Aufforderungen zur Ergebung, endlich am 19. Mai sein Ziel erreicht zu haben. Der Magistrat war auf Tilly’s Kapitulationsbedingungen eingegangen; nur Falkenberg suchte den Abschluß noch zu verzögern. In-

---

480 Die dt. Märzrevolution von 1848.

481 Gustav II. Adolf (1594–1632; gefallen), seit 1611 König von Schweden.

482 Der schwed. Oberst und Magdeburger Kommandant Dietrich von Falkenberg (1580–1631; gefallen); er widersetzte sich sowohl den von Tilly (siehe hierzu S. 148, Anm. 477) angebotenen Verhandlungen als auch einer Kapitulation. Nicht nur die Ergebnisse der jüngeren Forschung legen inzwischen nahe, daß Falkenberg selbst das Legen der Brände befohlen hatte, um dem Feind das strategisch bedeutende Magdeburg nicht unzerstört in die Hände fallen zu lassen.

483 Dieses Zitat findet sich u. a. in einer namentlich nicht gezeichneten Rezension eines von Albert Heising (* 1823) verfaßten Werkes „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. – Gustav Adolf in Deutschland (Berlin: Eyssenhardt 1846)“ in: „Blätter für literarische Unterhaltung – Jahrgang 1847. – Erster Band Januar bis Juni“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1847), Nr. 116 u. 117, Montag, 26. April 1847 u. Dienstag, 27. April 1847, S. 462-464 u. 466-468; hier bes. S. 463.

484 Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich (1614–1662); er war der Sohn von Kaiser Ferdinand II. (1578–1637).

zwischen erfolgte er dennoch. – Während nun der Schreiber auf dem Rathhause mit dem Kopiren der Kapitulationsurkunde beschäftigt war, gab Tilly, zornig über die Zögerung, Befehl, zu stürmen. Und damit war das Loos des Verderbens über Stadt und Bevölkerung geworfen.

Es war am 19. Mai Nachmittag. Der Kampf rasete auf den Wällen und in den Gräben. Die Verzweiflung gab den Vertheidigern zehnfache Kraft. Während die Belagerer die Wälle erkletterten, spieen 200 Feuerschlünde Tod und Verwüstung gegen Mauern und Stadt aus. Plötzlich ließ das Feuer der Belagerer nach. Eine Batterie nach der andern verstummte. Die stürmenden Kolonnen wichen zurück. Die Belagerten erstaunten. Auf einmal hörten sie Stimmen aus den feindlichen Reihen: Die Schweden kommen! und jauchzend hallte es tausendstimmig wider in der Stadt: Der Retter naht! Wir sind gerettet! Die Freude bestrickte die im langen Kampfe ermatteten Sinne. Gegen den Morgen des 20. Mai waren die meisten zum Tode müden Vertheidiger auf den Wällen und daheim in tiefen Schlaf versunken, um – zum Tode zu erwachen.

Denn mit Tagesanbruch ließ Tilly seine ganze Macht in Sturmkolonnen mit Leitern und Hacken gegen die Mauern rücken, um die Frucht seiner Kriegslist zu pflücken. Der allgemeine Sturm begann um sieben Uhr. Täuschung und Schrecken brachen die Kraft der Bürger. Noch vor Mittag waren alle Festungswerke in der Gewalt der Kaiserlichen. Und nun erfolgte das Schlachten und Morden der Wehrlosen, das Plündern und Brennen. Wie die Horden des Attila[485] wütheten die vom Fanatismus ergrimmten Schaaren. Es waren nicht Krieger mehr, es waren Hyänen. In weniger als zwölf Stunden hatten die von vier Seiten zugleich eindringenden wilden Haufen Pappenheims[486] mit Feuer und Schwert eine der schönsten und reichsten Städte des Vaterlandes in eine Wüste verwandelt, wo rauchende Trümmer und Schutt und Asche und Blut und Leichen durch einander stürzten. Für drei lange Tage hatte Tilly den Seinen das Werk der Vernichtung zugesagt, und drei Tage lang feierte das wüthende Heer mit Brennen, Plündern, Morden und Schänden diese Magdeburger Hochzeit. Noch nach zwei Jahrhunderten sträubt sich das Haar vor den kannibalischen Szenen jener Tage. – Ehe Tilly am 12. Mai über die dampfenden Schutthaufen seinen Einzug in die noch vom Gewimmer der Sterbenden und der verwaist umherirrenden Kinder erfüllten Ruinen halten konnte, mußten 6900 Leichen in die Elbe geworfen werden; die Zahl aller Hingemordeten – Tausende hauchten unter den gräßlichsten Verstümmelungen, Qualen und Martern ihr Leben aus – war 30,000! Von der ganzen Bevölkerung der Stadt, in welche sich viele Bewohner des umliegenden flachen und schutzlosen Landes geflüchtet, waren kaum 5000 übrig geblieben, darunter über 4000, die sich in den Dom eingeschlossen und drei Tage ausgeharrt hatten, umgeben von allen Schrecken der Vernichtung und überschüttet mit dem Fürchterlichsten, was die Natur den Menschen zu leiden geben kann. Als Tilly an den Dom kam, öffnete sich das Thor und der ehrwürdige und glaubensmuthige Prediger Bake[487] sank dem finstern Sieger zu Füßen mit den Worten: „Gekommen ist Magdeburgs letzter Tag und sein unausweichdares Schicksal! Wir waren Magdeburger! Dahin ist Magdeburg und all seine Herrlichkeit!“[488] – Tilly – (der Teufel selbst muß ja endlich ermüden in seinem Werke) – schenkte den Aermsten das Leben. Und als sie heraustraten aus dem Gotteshause, diese abgemarterten Gestalten, zählte das Auge der Suchenden von der großen Stadt noch hundert kleine Häuser armer Leute, zu denen die Flamme nicht hatte hinuntergreifen und in denen die Raubsucht nicht hatte plündern mögen.

---

[485] Attila († 453) seit 434 „König“ (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[486] Der kaiserl. General Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim (1594–1632).

[487] Der prot. Domprediger Reinhard Bake (1587–1657).

[488] Angeblich bat Reinhard Bake (s. o.) am 22. Mai 1831 Tilly (siehe hierzu S. 148, Anm. 477) mit einem auf Magdeburg übertragenen Vers Vergils (70–19 v. Chr.) um Gnade für seine überlebenden Landsleute: „Venit summa dies, et ineluctabile fatum \ Magd’burgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens \ Gloria Parthenopes! / Der schlimmste Tag ist gekommen – und das unabwendbare Schicksal Magdeburgs! Trojaner waren wir, Ilium war, und der strahlende Ruhm der jungfräulichen Stadt!“ (Vgl. Verg. Aen. II 324a–326a).

Tilly und sein Vorgänger Alba[489] gehen über die Bühne der Geschichte wie Pest und schwarzer Tod. Wenn wir auch der Zeit billige Rechnung tragen, in welcher die Magdeburger Schauertragödie spielt; wenn wir auch erwägen, wie die Menschen in dem dreizehnjährigen Kriegszustand verwildern mußten; ferner: mit welchem Volk von Tilly der Krieg geführt wurde und wie dazu trat die Kunst der Pfaffen, um die rohen Kriegerbanden zum äußersten Fanatismus zu verhetzen, der im Ketzermord ein Gott gefälliges Werk sah: – so bleibt doch von alle Dem die Thatsache unangefochten, daß Tilly es war, der das dreitägige Schlachten und Brennen und Plündern seinem Heere versprochen und ohne diesen Freibrief zu aller Unthat bei der sonst so strengen Disziplin des kaiserlichen Feldherrn Magdeburgs entsetzlicher Untergang gar nicht möglich gewesen wäre. In dieser Thatsache ist Tilly's Schuld unaustilgbar begründet und alle Versuche, ihn rein zu waschen, müssen erfolglos seyn. Wie einst Alba, so hat auch Tilly eifrige und gewandte Vertheidiger gefunden in Menge. Es find dies Pfaffen und Fürsten, die nimmer müde werden, an der blutigen Hand ihres Werkzeugs zu wischen, welche darum doch ewig roth bleibt. Hat ja sogar noch in unsem Tagen ein König[490], – der für den großen Luther[491] in seiner Ehrenhalle keine Stätte fand[492], – sich nicht entblödet, dem Tilly eine erzene Bildsäule des Ruhms auf zustellen! Er bedachte nicht, daß, hätte er auch an jeder Straßenecke feiner Hauptstadt ein solches Standbild aufgerichtet, das Wörtchen „Magdeburg", an ihre Fußgestelle mit der Bleifeder geschrieben, sie alle in Schandsäulen verwandelt haben würde. –

Nein, ihr Könige und Kunst du, als Königsmagd: die Sprüche der Geschichte fälscht ihr nimmer mit euern Lügen von Erz und Stein, und das Schandglöckchen der Vergangenheit macht ihr nimmer zum Ehrengeläute für die Verbrecher an Volk und Freiheit, an Humanität und Gesittung. Wer gerichtet ist durch seine Thaten, wie Tilly, der bleibt gerichtet für immerdar. Erhöbet ihr solche Menschen auch bis in den Himmel: die Welt wird in ihnen immer nur Völkerschlächter sehen und – verabscheuen.

Daß ihr aber, Monarchen! aus solchen kraftvollen Werkzeugen eures Willens gern unsterbliche Halbgötter gießen und meiseln lassen möchtet, ist euch nicht zu verübeln. Denn ihr braucht solche Leute, Ihr brauchtet sie gestern, ihr braucht sie heute. – Oder ist's nicht so? Neapel[493], Mailand[494], Messina[495], Wien – gebt Antwort! –

Magdeburgs Dom ist unter den Denkmälern der gothischen Baukunst in Norddeutschland eines der edelsten und es war der Restauration wohl werth, auf welche der vorige König[496] nicht weniger

[489] Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Er bekämpfte den niederl. Aufstand zwar mit äußerster Härte, doch wurden ihm im Rahmen der prot. antispan. Propaganda Verbrechen unterstellt, für die er nach heutiger Kenntnis nur äußerst bedingt (wenn überhaupt) verantwortlich zu machen ist, wie z. B. die Plünderung Antwerpens Anfang November 1576 (niederl. Spaanse Furie), die ohne Einwilligung oder Befehl Albas eigenständig von den Söldnern durchgeführt wurde, um damit ausstehende Soldzahlungen zu erzwingen.

[490] Ludwig I. von Bayern (siehe hierzu S. 78, Anm. 250).

[491] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[492] Die Luther-Büste war von König Ludwig I. (siehe hierzu S. 78, Anm. 250) zwar bereits 1831 bei Ernst Rietschel (1804–1861) in Auftrag gegeben und fertiggestellt worden, fand aber – nach heftigen Protesten – erst fünf Jahre nach der Einweihung, nämlich im Herbst 1847, Eingang in die Walhalla.

[493] Im März 1848 war es in Neapel, wie in ganz Europa, erneut zu einer Revolution gekommen. Ferdinand II. (ital. Ferdinando II delle Due Sicilie; 1810–1859) sah sich zunächst gezwungen, eine Verfassung akzeptieren, konnte diese jedoch wieder am 15. Mai 1848 mit Hilfe von Schweizer Söldnern außer Kraft setzen.

[494] Die „Cinque Giornate di Milano", die fünf Tage vom 18. bis 22. März 1848, während derer es den Mailändern gelang, sich vorübergehend von der österr. Herrschaft zu befreien; am 6. August 1848 konnten die Österreicher jedoch wieder kampflos die Stadt besetzen.

[495] Nach der sizilian. Unabhängigkeitserklärung im Zuge der revolutionären Ereignisse von Europa, war mit der Einnahme Messinas am 8. September 1848 die Rückeroberung der Insel in Angriff genommen worden.

[496] Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), seit 1797 König von Preußen und als Markgraf von Brandenburg zudem Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Auflösung im Jahre 1806; er hatte in den Jahren 1826 bis 1834 den Magdeburger Dom umfänglich restaurieren lassen.

als 300,000 Thaler verwendete. Nachdem die uralte Kathedrale im Jahre 1207 vom Feuer zerstört worden war, hatte man im folgenden Jahre den Grundstein zu dem jetzigen Bau gelegt, zu dem der Meister Bohnensack[497] die Risse entwarf. 155 Jahre beschäftigte das Werk die Steinmetzen; erst im Jahre 1363 wurden die Bauhütten abgebrochen und das Arbeitervolk entlassen. Die Länge des Gotteshauses mißt über 300 Fuß; das mittlere Schiff hat 106 Fuß Höhe und die prächtigen Kreuzgewölbe ruhen auf zwei und zwanzig mit Spitzbögen versehenen Bündelsäulen. Jedes der Seitenschiffe ist von 16 Fenstern beleuchtet und eben so viele, aber größere Fenster sind in der hohen Wand des Mittelschiffs angebracht. Kostbare Glasmalereien schmücken mehre, und eine Menge prachtvoller Grabmonumente, welche theilweise aus dem Schutt des ältern Doms gerettet und später hier aufgestellt worden waren, machen das Gebäude wichtig für das Studium der deutschen Kunst in uralter Zeit. Die sehenswerthesten sind die Marmor-Grabmäler des Kaisers Otto[498] und seiner Gemahlin Editha[499], der angelsächsischen Königstochter, aus dem 10. Jahrhundert.

[497] Meister Bohnsack.

[498] Otto I. der Große (siehe hierzu S. 118, Anm. 385).

[499] Edgitha (altengl. Ēadgȳð; engl. Ædgyth; 910–946).

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 149-154.

DLIX. Marseille[500].

Wenn irgend ein Theil der Menschheit auf seiner Wanderschaft durch die Jahrhunderte einer neuen Pforte der Entwicklung entgegen schreitet, so gilt es vor Allem das rechte Wort zu finden, welches die Riegel sprengt. Das rechte Wort war stets der halbe Sieg: das rechte Wort ist Fahne und Schwert zugleich! Tausend Beispiele der Geschichte sagen uns, wie edle und starke Kräfte, wie treffliche Menschen, wie herrliche Schaaren im Kampfe gegen das verschlossene Thor einer neuen Zeit verzweifelnd untergegangen sind, weil sie das Zauberwort noch nicht gefunden hatten, vor dessen Schall sich allein des Thores Flügel öffnen. Jedes Land, jedes Volk, jeder Geschichtsabschnitt trägt ein Wort an der Stirn, das einmal das rechte war, und manche dieser Worte behaupten ihren Ehrenplatz auf den Kapitolien des Friedens oder auf den Fahnen des Kriegs durch viele Jahr hunderte. Wer gedenkt hier nicht vor Allem an die Zehn Gebote der Kinder Israel, deren Tafeln Millionen zu Sieg und Ehren führten und nach dem tiefsten Fall ein in so viele Fetzen, als es Nationen gibt, auseinandergerissenes Volk dennoch als ein Glaubensganzes zusammen ketteten und aufrecht erhielten bis zu unseren Tagen, wo die lange Nacht Israels endlich vorübergeht. Noch heute, nach Jahrtausenden, zieren die Tafeln, darauf Moses das rechte Wort für sein Volk geschrieben, die Stirn jedes jüdischen Tempels. – Das Christenthum hat auch sein ewiges Wort: das Vaterunser. So weit das Kreuz aufgerichtet wurde, war das „Gebet des Herrn“ der Stern und der Stab der Bekehrten, und so lange das Kreuz erhöhet bleibt, werden die hehren Laute jener Worte den Gläubigen durch das ganze Leben führen. Sie empfangen ihn in der Wiege, begleiten ihn als Morgen- und Abendsegen durch die Jahre der Kindheit, grüßen ihn am Altar und werden gebetet über seinem Grabe. Durch alle Zonen der Erde, in allen Zungen ertönt es und wirkt es mit seiner belebenden Kraft. Es hat die stärksten Thore gesprengt auf dem großen Entwickelungsgange der Menschheit durch ganze achtzehnhundert Jahre. – Das rechte Wort hatte auch jener arabische Sohn der Wüste gefunden, als er seinen Schaaren den Schlacht- und Glaubensruf in den Mund gab: „Allah ist Gott und Mohammed sein großer Prophet!“[501] Er hatte damit seinen Bekennern den Schlüssel gegeben, mit welchem sie die Pforten von Afrika und Europa öffneten und dem Halbmond[502] einen Weg bahnten, der strahlt von tausend Siegen.

Das rechte Wort schrieb Martin Luther auf die Fahne des Protestantismus: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Mit diesem Jubelchor des gereinigten und befreiten Glaubens führte er seine Gemeinde in eine neue Zeit herüber durch den dreißigjährigen Schlachttag. Das Wort war dem Irren ein Wegweiser, dem Müden und Bangen ein Stab, dem Muthigen ein Schwert; es war Aufrichtung, Trost und Ermuthigung den Geschlagenen und den Ueberwindern eine Quelle der Demuth und des Erbarmens gegen die Ueberwundenen. In der Kirche wie in der Schlacht ertönt noch heute Luther’s tapfere Melodie; der Verfolgte um seines Glaubens, den die Unduldsamkeit von der heimathlichen Erde vertreibt, stärkt sich an dem Wort in der Fremde, die Gedrückten hält es aufrecht, die Bedrängten ermannt es zum Widerstand, es schwebt über die Lippen der verlassenen Armuth auf ihrem Strohlager und sterbender Helden auf dem Bette der Ehre. Unzertrennlich verbunden mit den Begriffen Reformation und Protestantismus zeigt dieses rechte Wort besonders in unseren Tagen seine Kraft: es zerreißt das

[500] Griech. Μασσαλία, Massalía; lat. Massilia.

[501] Das islam. Glaubensbekenntnis, die Schahāda (arab. الشهادة, aš-šahāda, „Zeugnis, Bezeugung“): محمد رسول الله لا الله إِلٰهَ إِلَّا, Lā ilāha illā ʾllāh(u) Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i), „Es gibt keinen Gott außer Gott, Mohammed ist der Gesandte Gottes“.

[502] Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel“; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

Netz, das die alte Kreuzspinne Roms über die deutsche Christenheit auebreiten will, und bleiben wird es das donnernde Signal der Glaubensfreiheit, so lange es Deutsche und Protestanten gibt.

Auch die Revolution, welche die Fesseln abschlägt geknechteten Völkern, – auch sie, welche „Sklavenheerden zu Nationen erhebt"[503] hat ihr rechtes Wort gefunden. Die Hymne der Freiheit ist die Marseillaise! – Aus den gewaltigsten Stürmen der ersten Umwälzung brauste sie hervor – ihr begeisterndes „*Allons, enfans de la patrie*!"[504] trieb die Nation todesfreudig in die Schlachten; es war der Zauberer, welcher die Heere aus dem Boden stampfte, den Sieg an jede Niederlage reihete und Helden schuf und Heldenthaten verrichtete, welche die Welt mit Bewunderung erfüllt haben. Die Marseillaise begleitete die Revolution auf allen ihren Eroberungs-, Sieges- und Trauerzügen und bildete mit der Trikolore und der Freiheit eine unzertrennliche Trias. An die Marseillaise knüpft der Franzose der Freiheit Daseyn; mit ihr geht sie, mit ihr kömmt sie wieder. Wenn sie verstummt, so triumphiren die Feinde; wenn sie erschallt, so zittern sie, es wanken die Throne, es steigen die Könige von ihren Sitzen herab. Aber sie straft auch unerbittlich Jeden, der auf ihren Fittigen sich erhob und auf der Höhe ihre Bundesgenossenschaft aufgab. Als Napoleon von ihr abfiel und damit verleugnete seine Sendung zur Befreiung der Welt von den Fürsten, da war sein Gang nur noch ein Gehen zum Abgrund. Die Bourbonen, die sie mit Füßen traten, stieß sie vom Thron, und Louis Philipp[505], den sie erhob und der sie verrieth wie ein gemeiner Schurke, den schickte sie mit dem Bündelchen unter dem Arme aus den Tuillerien, und sie warf auf den Scheiterhaufen den Thron, welchen der Bürgerkönig wie ein Taschenspieler geschändet hatte. Und so wird sie fort fahren, jeden ihrer Verräther zu verderben so lange, bis kein Verrath an der Freiheit mehr gewagt wird.

Das rechte Wort für die Freiheit im Glauben haben wir gefunden; aber für die Freiheit im Leben, wo ist das? – Was singen und sagen wir? – „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands"[506] – „Gott erhalte unsern etc. etc.[507] – „Sie sollen ihn nicht haben etc. etc.[508] – – Sprich, Michel! was ist von dem Allen dein rechtes Wort? Du schämst dich und wirst roth und schlägst die Augen nieder und bleibst die Antwort schuldig. Armer Michel! das fremde Wort war mächtig genug, auch dir das Thor der Freiheit zu öffnen: aber Pah! da stehst du, das rechte deutsche Wort fehlt dir, und der Sturmwind der Reaktion wirft dir die Flügel vor der Nase wieder zu.

– – „*Allons, enfants de la patrie!*" – –

Ist denn die deutsche Sprache so arm und das deutsche Dichtergefühl so kalt und so zahm, daß beide das rechte Wort nicht finden können! Einen nur weiß ich, der's wohl fände:

Singe Du, Freiligrath[509], Dichter „der Todten" die Hymne der Freiheit,
Welche dein träumendes Volk weck' zur begeisternden That.
Thaten bedarf es; – denn des Unthiers so innig verschlungene Häupter
Trennt die streichelnde Hand nimmer vom scheußlichen Rumpf.

---

503 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

504 Frz.: „Auf, Kinder des Vaterlandes!"

505 Siehe hierzu S. 71, Anm. 232.

506 Von 1795 bis 1871 die preuß. „Volkshymne"; nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches im Jahre 1871 Kaiserhymne.

507 „Gott erhalte Franz, den Kaiser…"; seit 1797 Hymne des Hauses Österreich und von 1826 bis 1918 die offiziellen Kaiserhymne des Kaisertums Österreich.

508 „Sie sollen ihn nicht haben, \ Den freien, deutschen Rhein,…", das 1840 von Valentin Becker (1809–1845) gedichtete „Rheinlied".

509 Der Dichter und Übersetzter Ferdinand Freiligrath (1810–1876); er hatte bereits in den 1830er Jahren mehrere sozialkritische Klagegesänge in seinen „Gedichten […]" (Stuttgart: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1838) veröffentlicht, z. B. „Die irische Wittwe" oder „Der letzte Mensch" (S. 109ff. bzw. 370ff.).

Hätte das bittende Wort die Hyder von Lerna[510] bezwungen?
Hätt's den nemeischen Leu? oder den kretischen Stier?
Hätt' es zum Schweigen gebracht der Unterwelt bellenden Hüter?
Hätten den Augiasstall tausend Adressen gefegt? –
Herkules selbst, er fand durch den Kampf nur den Weg zu den Göttern,
Und noch nie hat ein Volk kampflos die Freiheit erlangt.[511]

Die Stadt Marseille blüht seit drittehalb Jahrtausenden. Ihre unverwüstliche Lebenskraft hat die Stürme und Umwälzungen, welchen Reiche und Völker erlagen, überdauert. Nach jeder Verheerung, nach den furchtbarsten Schlägen erhob sie sich immer wieder und gelangte in vergleichsweise kurzer Zeit zu Glanz und Reichthum. Dies dankt sie zumeist ihrer Lage und ihrem herrlichen Hafen, welche beide den Handel immer wieder zurückführten, wenn er auch zuweilen verscheucht wurde von den Würgengeln des Kriegs und der Revolutionen.

Als Gründer von Marseille treten die Phozäer[512] aus, der griechische Heldenstamm, welcher die französische Küste um das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung zu kolonisiren begann, und der älteste Stadtname Massilia erhielt sich bis zum Verfall des Römerreichs. Die Niederlassung wuchs schnell an Kraft und Ansehen; sie erweckte frühe die Eifersucht Karthago's[513]. Die Versuche dieses Staats, sich an Galliens Südküste festzusetzen, scheiterten stets an der Wachsamkeit der Phozäer und übten deren kriegerischen Geist. Massilia brachte sich in Besitz einer Kriegsflotte, mit deren Hülfe sie sich der Karthager erwehrten und ihren Handel schützten. Als Rom den Vernichtungskampf gegen die afrikanische Nebenbuhlerin begonnen hatte, schloß es mit den Massiliern ein Bündniß, deren Flotte Rom auch auf dem Meere stark machte und den Transport der Heermassen nach Afrika ermöglichte. Damals war Marseille in höchstem Glanze.

Es hatte einen öffentlichen Schatz in der Burg und in dem Dianatempel, und dieser füllte sich mit der reichen Beute der Siege. Der Reichthum seiner Kaufleute war märchenhaft groß. Als Rom durch Brennus[514] belagert wurde, konnten die Massilier ihrer Bundesgenossin ungeheure Summen vorschießen, die sie zurück erhielten, als Camillus[515] die Stadt gerettet hatte. Von dieser Zeit an dehnten sich die Unternehmungen immer weiter aus. Die Stadt wurde die Mutter vieler Kolonien an den Küsten Galliens, Italiens und Spaniens, und sie gründete im Innern des gallischen Landes eine Menge Orte. Alle diese wurden wieder zu Märkten für den Handel der Massilier, und ihn zu erleichtern und zu befördern wurden keine Kosten gescheut. Die Rhonemündungen wurden schiffbar gemacht, Ströme ausgetieft, die Flußschifffahrt im Binnenlande eingerichtet, Kanäle gebaut und die Küsten fahrt geregelt. Als Tyrus[516] unter der Macht Alexanders des Großen zusammengebrochen war, theilte Massilia nur noch mit Karthago die Herrschaft über den Handel des Mittelmeers, und noch ehe Alexandria einen Theil dieser Herrschaft an sich gerissen hatte, trugen die Massilier ihre Handelsflagge über die Säulen des Herkules[517] hinaus. Sie begannen an der Westküste Afrikas einen einträglichen Sklavenhandel, entdeckten den Weg zu den

---

510 Im folgenden werden fünf der insgesmt zwölf „Arbeiten des Herkules" aufgezählt: Die Tötung der neunköpfigen Hydra (griech. Ὕδρα, Hýdra), die Erlegung des Nermäischen Löwen (griech. Λέων τῆς Νεμέας, Léōn tēs Neméas), das Einfangen des kretischen Stiers (griech. Κρὴς ταῦρος, Krḗs tauros), das Ausmisten der Rinderställe des Augias (griech. Αὐγείας, Aúgeías) und das Heraufbringen des Wachhundes der Unterwelt, Kerberos (griech. Κέρβερος), an die Oberwelt.

511 So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

512 Die Bewohner der antiken griechischen Stadt Phokaia (griech. Φώκαια, Phṓkaia; osman/türk. فوچا , Foça).

513 Siehe hierzu S. 22, Anm. 48.

514 Brennus (gall. Brennos), ein Heerführer der keltischen Senonen, der im 4. Jhd. v. Chr. bis nach Rom vorgestoßen war und die Stadt geplündert hatte.

515 Der röm. Feldherr und Politiker Marcus Furius Camillus (ca. 446–365 v. Chr.).

516 Siehe hierzu S. 91, Anm. 282.

517 Bezeichnung für Gibraltar (arab. جبل طارق, Ğabal Ṭāriq, „Berg des Tarik") in der Antike.

Kassiteriden[518], holten Zinn von Cornwall und öffneten sich die Straße durch Sund und Belt in das baltische Meer, um den im Alterthum so hochgeschätzten Bernstein an der preußischen Küste zu holen.

Marseille, vom griechischen Mutterlande längst getrennt, bildete damals mit seinen Kolonien eine mächtige Republik, und das Ansehen derselben erreichte den höchsten Gipfel im Kampfe mit Rom gegen Karthago, als diese herrlichste Stadt Nordafrika's dem italischen Schwerte erlag. Fortan, um des unermeßlichen Gewinnes willen, mit Rom auf's Engste verbündet, leitete sie zu sich hin die Schätze des großen Reichs, unter dessen Schutz sie keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte. Aber gerade aus dieser Sicherheit keimte das Verderben. Massilia vernachlässigte, was sie gehoben hatte, die Pflege ihrer eigenen Streitkräfte. Ihre Kriegsflotte kam herab; denn ein Feind zur See war nicht mehr zu bekämpfen; und ihr Landheer verminderte sich auf das an Rom zu stellende Bundeskontingent. Die unermeßlichen Kräfte des Staats und Volks versumpften allmählig in Schwelgerei und Luxus. In diesem Zustand der Entartung überraschte sie der Bürgerkrieg zwischen Pompejus[519] und Cäsar. Massilia hatte für Ersteren Partei ergriffen. Cäsar aber züchtigte es furchtbar nach tapferem und langdauerndem Widerstand, während dessen der Handel floh, und knickte seine Kraft. Zwar ließ der Sieger die Stadt im Besitze mancher Privilegien; doch die blühenden und zahlreichen Kolonien, die Quellen des Reichthums, trennte er ab und führte dadurch den raschen Verfall ihres Verkehrs herbei. Einen Schein von Unabhängigkeit behielt sie dennoch und auf der Stätte des Handels ließ sich nun die Wissenschaft nieder. Sie wurde eine Nebenbuhlerin Athens.

Als die Freiheit in Rom zu Grabe getragen war, als dort die monarchische Verfassung an die Stelle der republikanischen trat, begann der Verfall des Weltteichs. Während der Kaiserzeit erhielt sich in Massilia zwar noch die stille Blüthe der Kunst, Gelehrsamkeit und Bildung; aber im vierten Jahrhundert welkte auch diese und das Christenthum fand Eingang. Anfangs der griechischen Kirche zugethan, schloß sich im folgenden Jahrhundert die Gemeinde dem römisch-katholischen Bekenntniß an. Es war im Jahr 420, unter Papst Bonifazius[520], als der Uebertritt erfolgte. Inzwischen waren die Gothen Herren Galliens geworden. Auch Massilia's. Kriegsstürme und die Barbaren verheerten und schatzten. Die Lehrsäle der Wissenschaft verödeten gänzlich. Unter Theodorich[521] war Marseille eine Munizipalstadt. Zur Zeit des Karl Martell[522] suchte ein Statthalter mit Hülfe eingedrungener Sarazenen[523] die unabhängige Herrschaft über die Stadt an sich zu reißen. Das Unternehmen mißlang, und in diesem Kampfe verlor Marseille durch Plünderung und Feuer den Rest seiner alten Blüthe. Erst unter Karl dem Großen kam in den Handel und die Gewerbthätlgkeit der Stadt ein neues Leben. Karls Reich erschloß ihrem Unternehmungsgeiste frische Quellen des Reichthums. Es richtete sich ein unermeßlicher Verkehr mit Katalonien, Italien und der Levante[524] ein. Aber Bestand war nicht in diesem schnellen Glück! Schon unter Ludwig dem Frommen[525], unter dessen Regierung grenzenlose Anarchie die Kräfte des Staats zersplitterte, setzten Schwärme von sarazenischen Piraten die Küsten der Provence in Furcht und Schrecken, nahmen die Schiffe weg, drangen in das Innere und sengten und mordeten, so weit ihr Arm reichen konnte. Der Handel Marseille's schrumpfte wieder ein und viele der reichsten Kaufleute zogen weg nach Venedig und Genua, die sich jetzt erhoben. Die späteren Schicksale von Marseille knüpfen

[518] Die Kassiteriden (griech. Κασσίτερος, Kassíteros; lat. Cassiterides insulae) waren in der antiken Geografie eine sagenhafte Inselgruppe vor der britannischen Küste.

[519] Der röm. Politiker und Triumvir Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.; ermordet).

[520] Bonifatius I. († 422), seit 28. Dezember 418 Papst.

[521] Theoderich der Große (Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

[522] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[523] Siehe hierzu S. 35, Anm. 86.

[524] Histor.-geogr. Bezeichnung für die Länder am östlichen Mittelmeer, das Morgenland (von mittelfrz. levant, der Osten).

[525] Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le Pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

sich an die der Provence. Nachdem die Capetinger[526] ganz Frankreich unter ihren Zepter vereinigt hatten, theilte es mit ihrem Reiche das Auf und Nieder im geschichtlichen Leben. Höchst großartig war der Handelsflor der Stadt im 16. u. 17. Jahrhundert. Der Verkehr mit dem Türkenreiche war damals ganz in ihren Händen; sie führte an Tuchen allein für 30 Millionen Livres[527] dahin jährlich aus. Nach der Abschaffung des Königthums wechselte sie Wappen und Farben mit Frankreich bis diesen Tag, und während der ersten Revolution sandte sie die entschiedensten Männer in den Konvent, die kühnsten, wildesten Streiter in die Straßenkämpfe von Paris. Die Hymne der Revolution trägt ihren Namen durch alle Zeiten. –

Marseille ist die Perle der Provence und die Provence heißt die Perle Frankreichs. Prächtig nimmt es sich vom Meere her aus. Man erblickt die Stadt als Amphitheater und dahinter einen weiten Bogen von Höhen und Geländen mit etwa fünftausend kleinen funkelnden Landhäuschen und stolzen Villen besetzt, umgeben von Weingärten, Olivenhainen und Baumgruppen. Den Vorgrund bilden die Leuchtthürme auf ihren Felsen und der Mastenwald des Hafens; dann die unermeßlichen Lagerhäuser, die Docks, die Werfte; dahinter die Häusermassen, über welche die stattlichen Thürme und weit gespannten Dome sich erheben. Rechts und links in größerer Entfernung liegen Dörfer und Städte auf hohem Gestade und bei klarer Luft blinken ostwärts die schneeigen Häupter der Meeralpen – jene ewigen Vesten der Erde, die aus dieser Ferne wie leichte lichte Wölkchen erscheinen, mit denen der West spielen möchte.

Die Kayen sind schön, ja prächtig, und das Gewimmel geschäftiger Menschen auf denselben von allen Tinten und Trachten sagt dir sogleich, daß du eine Welthandelsstadt von erstem Range vor dir hast. Die mächtigen Steinmassen der Häuser, das Solide, Derbe, Bürgerliche ihrer Bauart, die Bläue des provenzer Himmels, die Heiterkeit und Offenheit der Physiognomiken machen einen Eindruck, der wohlthut und befreundet. Diesem entspricht auch das Innere. Die größte Reinlichkeit in den Straßen und Häusern, die Fülle der Waaren in den unzähligen Läden und ihr heiterer Aufputz versöhnen mit dem Winkeligen und der Enge vieler Gassen, und die Bilder des Fleißes, der Rührigkeit, der Wohlhabenheit, die Einem auf jeden Schritt begegnen, befriedigen Auge und Herz zugleich.

Marseille ist gegenwärtig der erste Seehandelsplatz Frankreichs. Bordeaux, Havre, Rouen stehen ihm bei Weitem nach. Sein Handelsgebiet sind die Küsten des Mittelmeers und der mit diesem zusammenhängenden Gewässer. Am transatlantischen Handel hat es geringen Theil und nur wenige seiner Schiffe passiren die Meerenge von Gibraltar. Seine Rivalen: Triest, Genua, Livorno und Venedig, überragt es an Kapitalkraft alle. Marseille empfängt und versendet jährlich 18 bis 20,000 Schiffsladungen im Werthe von 300 bis 400 Millionen Franken; es zahlt auf seine Importen zur Zollkasse an 40 Millionen! Fast sein ganzes Handelskapital, das auf eine halbe Milliarde geschätzt wird, steckt im Waarenverkehr und in den sich daraus herleitenden Wechselgeschäften. Jene kreditverwüstenden Parasiten – das Spiel in Aktien und Fonds – haben hier noch nicht gewuchert.

Die Hauptbasis des Marseiller Handels ist die französische Manufaktur. Unermeßlich groß ist der Export französischer Tücher und Lyoner Seidenwaaren in die Levante: und die Dinge der Bequemlichkeit und des Luxus: Möbeln, Glaswaaren, Porzellain, Spiegel, Modewaaren, Parfümerien etc. beziehen Konstantinopel[528], Kairo, Smyrna[529] etc. fast ausschließlich von Marseille. – Je mehr sich der Orient die europäische Sitte und die abendländischen Formen der Civilisation aneignet, je größer wird dieser Verkehr, dessen Werth mit den Produkten des Ostens: Baumwolle, Wolle, Getreide, Kamelgarn, Wachs, Gummi, Talg, Baumöl, Droguen[530] etc. bezahlt wird. Seitdem Frankreich seine Herrschaft

[526] Die Kapetinger (frz. Capétiens), ein fränkischstämmiges Adelsgeschlecht, das besonders von der Historiographie Frankreichs als das dritte frz. Herrschergeschlecht nach den Merowingern und den Karolingern betrachtet wird; die Kapetinger sind heute das älteste noch im direkten Mannesstamm existierende Herrschergeschlecht des europäischen Hochadels, vertreten durch die Häuser Bourbon, Orléans und Braganza.

[527] Frz. für Pfund; sie war vom 9. bis zum 18. Jhd. die vorherrschende frz. Währungseinheit; 1 livre = 20 Sous = 240 Deniers. Durch die Verordnung vom 15. August 1795 wurde die Livre durch den Franc ersetzt.

[528] Veraltet für İstanbul/Istanbul (siehe hierzu S. 35, Anm. 85).

[529] Griech. Σμύρνη, Smýrnē; Bezeichnung für osman./türk. ازمير, İzmir.

[530] Veraltet für Arzneipflanzen.

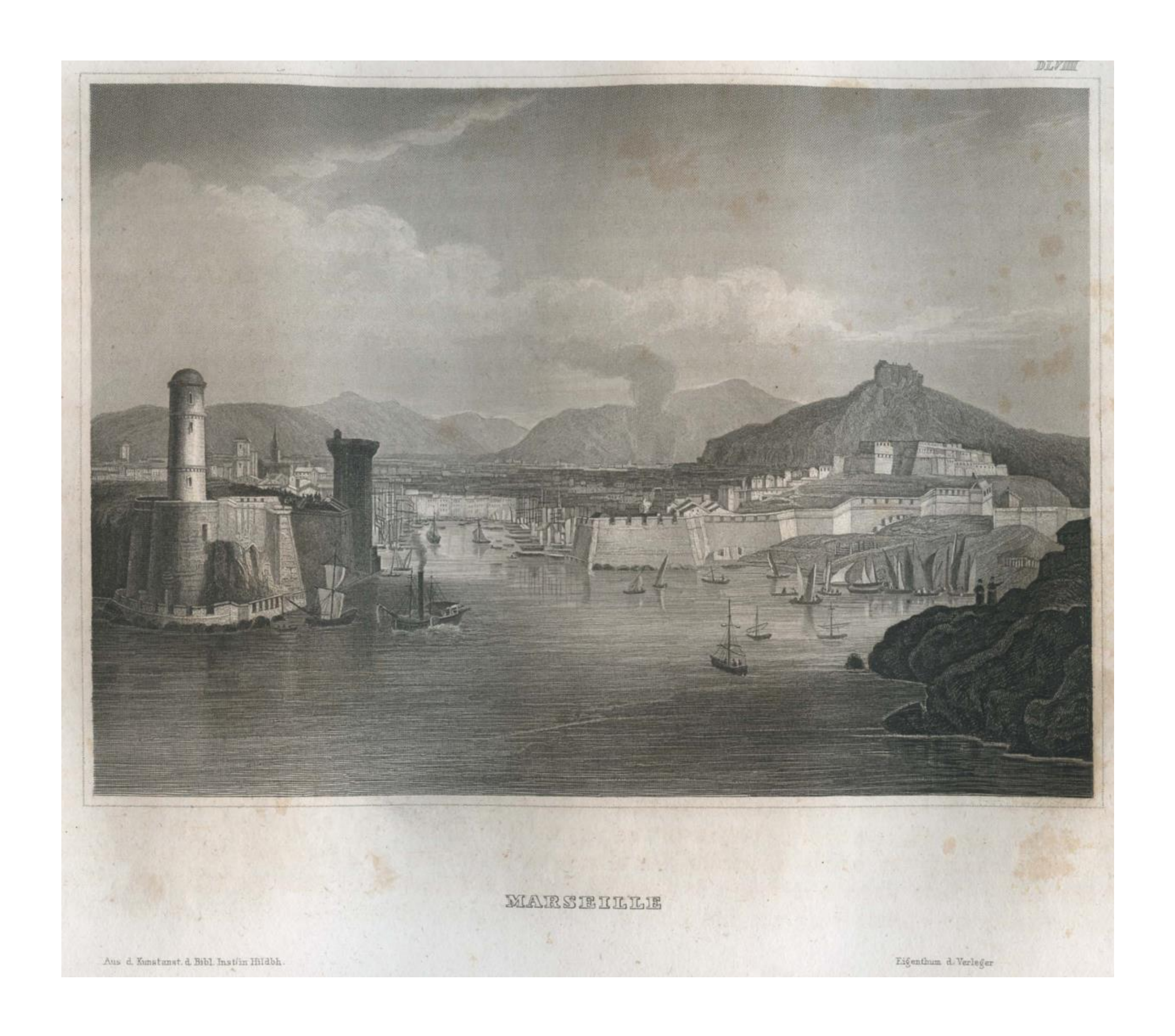
in Nordafrika begründete[531], ist auch Algerien eine Goldgrube für Marseille geworden, und sie wird ergiebiger in dem Maße, als die Kolonisation des eroberten Landes fortschreitet. Der Verkehr im Allgemeinen wird durch die Dampfbootlinien begünstigt, welche mit allen Hauptplätzen des mittelländischen Meers eine regelmäßige Verbindung erhalten. Eine Eisenbahn[532] geht nur bis Avignon. Allein durch Fortsetzung derselben bis nach Lyon wird Marseille in das ganz Frankreich überspannende Bahnnetz eintreten und dadurch erhält es eine neue Bürgschaft für weitere Ausdehnung seines schon so ungeheuern Verkehrs. Unter so günstigen Verhältnissen mögen des Dichters Worte auf Marseille Anwendung finden:

Zeus hat auf diesem Geschlecht, des Herakles Wurzel entsprossen,
Gütig des Landes und Meers Reichthum für immer vererbt,[533]

[531] Mit Frankreichs Besetzung Algeriens ab 1830.

[532] Die 1848 in Angriff genommene Verbindung Avignon-Marseille war bereits im Folgejahr fertiggestellt worden, während die Anbindung an Lyon erst mit der Fertigstellung der Strecke am 1. Juli 1858 realisiert werden sollte.

[533] Ziemlich willkürlich zitiert nach einem Rhodos-Epigramm aus der „Anthologia Graeca“: „τοῖς γάρ ἀφ’ Ἡρακλῆος ἀεξηθεῖσι γενέθλας \ πάτριος ἐν πόντῳ κἠν χθονὶ κοιρανία. / Denn auf dieses Geschlecht, des Herakles Wurzel entsprossen, \ Wurde des Landes und Meers herrschender Zepter vererbt.“ (in der Übersetzung von Samuel Friedrich Wilhelm Hoffmann; 1803–1872).


DLVIII
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger

MARSEILLE

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 155.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 12.

DLX. Der Trajansbogen in Benevent[534].

Die uralte Samniterstadt[535], deren Pracht zur Imperatorenzeit selbst Rom beneidete, ist jetzt ein stiller Ort von 14,000 Einwohnern. Er gehört, vom neapolitanischen Gebiet umschlossen, zum Kirchenstaat[536]. Hier in diesem heitern Paradiese liegt die Welt noch im magnetischen Schlaf des Glaubens, und ein Erzbischof mit etwa 400 Geistlichen und Mönchen hüten das Eden[537] mit seinen Schläfern als Cherubim.

Benevent hat einige Üeberreste antiker Bauwerke, unter denen ein Triumphbogen von Marmor aus der besten Zeit der römischen Kunst das Wichtigste ist. Trajan[538] errichtete ihn im Jahre 114. Er ist sehr gut erhalten und wird noch als Stadtthor benutzt. Die Bildwerke stellen Ereignisse aus der Regierungszeit des Kaisers dar und sie sind, was den Styl sowohl, wie die Ausführung betrifft, dem Besten gleich, was uns das Alterthum an Werken dieser Art hinterlassen hat.

---

534 Ital. Benevento (lat. Beneventum).

535 Die Samniten, ein italischer Volksstamm aus der Bergregion Samnium oberhalb des Golfs von Neapel.

536 Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens, dessen staatsrechtl. Nachfolger der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ) ist.

537 Siehe hiezu S. 95, Anm. 302.

538 Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.



Der

TRAJANS - BOGEN

im Benevent.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 162-165.

DLXII. Das Amphitheater in Pola[539].

„*Panis et circenses*!" – Brod und Spiele! – an diesen Ringen ließ man den Bären tanzen in der allen klassischen Zeit. Friedrich II. sagte: „Wenn ich die ganze Welt speisen und amüsiren könnte, würde ich sie auch beherrschen; da ich jenes aber nicht kann, behelfe ich mich mit der Ehrfurcht, den Ehren und dem Gelde; mit Beamten, Soldaten und Kanonen."[540] Lebte der alte Fritz heute, so würde er vielleicht hinzusetzen : „mit Versprechungen und Konstitutionen." Die schönen Tage dieser Behelfe sind jedoch auch vorüber; die Völker glauben ihnen nicht mehr. Es geht den Gewaltigen damit, wie einem sinkenden Geschäftsmann; man will erst dessen alte Wechsel bezahlt haben, ehe man ihm neue abnimmt. Und der Wechsel sind so viele an die Ordre der leichtgläubigen Völker gezogen worden, daß, wenn die Inhaber auf Bezahlung drängten, die Aussteller sich meistens insolvent erklären müßten. Das Hauptelement des Gährens, Auflösens, Hoffens und Neugestaltens in dieser Zeit liegt ja eben darin, daß die alten Leitringe abgenutzt und durchgerieben sind und keiner mehr halten will. Das geistig erweckte Volk mag nicht mehr bloß sich satt essen: Spiel allein macht ihm Langeweile; mit dem Katzengeld der Ehre, der Titel und Orden ist's nicht mehr zu kirren; seine abergläubische Ehrfurcht vor den Gesalbten des Herrn ist abgestreift und umgeschlagen in Mißachtung; die Beamten sieht es als Diener, nicht als Herren an, und im Soldaten wird der Bürger wach und kömmt der Zweifel auf, ob denn die Kriegsartikel, welche er im Tornister trägt, auch wirklich die einzige Richtschnur seines Verhaltens und der Inbegriff seyen aller seiner Pflichten gegen Staat und Volk. So bleiben denn die Kanonen allein übrig als letzter und einziger Verlaß der Fürsten. Auch sie donnern nicht ewig! Wie lange wird denn noch der Rachen der Geschütze gebildeten Völkern unterwürfigen Gehorsam predigen, und wird nicht vielmehr die Zeit bald kommen, daß ihr Mund sich aufthut zur allgemeinen Siegesfeier der Nationen über ihre Dränger? Gott allein weiß die Stunde; aber komme sie über kurz oder lang, immer bleibt es zu beklagen, daß den Stimmen der Billigkeit und Gerechtigkeit nicht mehr Vertrauen wurde von Seite der Fürsten, da es noch Zeit war! Wäre dieß geschehen, wie ganz anders sähe es jetzt um den Frieden in der Gesellschaft aus, wie ganz anders um das Völkerglück in Europa, und fest stände die staatliche Ordnung, trotz den Stürmen, die auf dem Meere der Ideen und der Meinungen rasen.

Sie wollten's aber nicht anders, und aus der Thränen- und Blutsaat geht ihr Verderben auf. Nichts Besseres können sie ärnten; sonst wäre ja das Sittengesetz auf Erden eine Fabel und der Glaube an Gottes Gerechtigkeit ein Aberglaube. Die das Volk gequält haben, sie werden fallen durch ihre eigene Schuld, sie werden sterben an ihrem eigenen Gifte. Und alle Andern, die ihnen beigestanden und die mit verschuldet haben die Zerrüttung und das Unglück eines halben Welttheils, sie werden auch mit ihnen büßen. Vergebens schütteln sie jetzt, verzweifelten Spielern gleich, die Loose zu neuem ungeheuern Verrath; vergebens haben sie die Heere mit kaltem Blute zum Kriege gegen die Bürger abgerichtet; vergebens ist ihr Bund mit dem Despoten, der jedes Werk zur Unterdrückung und Gewaltherrschaft fördert; vergeblich sind sie zusammengetreten gegen die Rechte der Nationen und zum Mord ihrer Freiheit; ich sage euch: – durch dieselben Mittel, durch welche die Verbundenen die Völker in das eiserne Joch spannen wollen, werden sie gestürzt werden. – Die Sonne sinkt, die ihnen so lange warm geschienen hat, es bricht herein ihre kalte sternlose Nacht, und die hehren Worte der Bibel: „Könige haben geherrscht und das Volk war ihre Magd; nun aber wird Gott regieren durch die Völker, und die Könige

[539] Kroat. Pula (kroat., Pulska Arena, Amphitheater in Pula).

[540] Trotz Quellenhinweis so zuerst nur in „Meyer's Universum" zu finden.



Das AMPHITHEATER in POLA

sind dahin!“[541] – Diese Worte werden That werden und ein Echo finden vom Tajo bis zum Niemen[542]. Augenblickliche Siege der volksfeindlichen Gewalten dürfen unsern Glauben an den Ausgang des Streits nicht erschüttern. Wie im Meere Fluth und Ebbe wechseln, so wechselt der Sieg im Kampf der Tyrannei mit der Freiheit; aber aus jeder Niederlage wie aus jedem Siege schöpfen die Völker neue Kräfte, während die der Gegner mit jedem Tage sich vermindern. Von Napoleons Weissagung wird sich die bessere Hälfte: „in 50 Jahren ist Europa eine Republik“[543] erfüllen noch vor dem Termine.

Damit aber der Sieg beständiger, als bisher, an die Fahne der Freiheit sich kette, sind gegen die Unterdrücker dieselben Waffen zu gebrauchen, welche diese führen. Solches haben die Völker bisher verschmäht. Es wider strebte ihrer Natur; denn die ist hochherzig, und jene Waffen sind nicht immer edle. Jetzt zwingt sie aber die Nothwendigkeit dazu, daß sie ihren Widerwillen bekämpfen und das thun, was die Klugheit schon längst geboten! Wie vielmal in diesem halben Jahrhundert haben die Völker sich zur Befreiung erhoben und wie vielmal haben sie mit ihrem Blute die Freiheit auch erobert; aber immer wieder verloren sie sie nach kurzem Besitze, weil sie die Mittel scheuten, sie zu befestigen, weil sie Großmuth statt Recht walten ließen, weil sie zu mäßig waren und zu schüchtern in ihren Ansprüchen und Begehren, und arglos den Versprechungen Derer vertrauten, die keine Treue kennen. Jetzt weiß das bedrängte Volk, wie es daran ist mit seinen Drängern; und wenn irgend noch ein Zweifel wäre, die Namen Warschau[544], Wien[545], Neapel[546] und Mailand[547] werden sie entfernen. Die Nationen wissen jetzt zuverlässig, daß sie kein Heil mehr auf Erden zu hoffen haben, als von sich selber; sie wissen aber auch, daß sie von Dem, was sie thun müssen zu ihrem Heile, Niemandem Rechenschaft schuldig sind, außer Gott allein. Es liegt zwar in ihrer edlen Natur, daß sie immer gut und billig erscheinen wollen im Streite mit ihren Fürsten und großmüthig sind nach jedem Siege; wenn sie aber stets Hohn und Undank dafür empfingen, wird es ihnen verargt werden können, wenn sie endlich einen andern Weg einschlagen? Wenn sie selbst Rechtfertigung begehren, statt sich zu entschuldigen? wenn sie fordern, statt zu bitten? wenn sie nehmen, was ihnen gebührt und ihr Recht ist, ohne lange zu fragen, ob man’s geben will? wenn sie ihren Schuldnern zurufen: „zahlt! von Stundung und Aufschub ist nicht mehr die Rede!“ – Ströme des edelsten Bluts sind genug vergossen worden in vergeblichem Ringen; sie sollen nicht immer umsonst vergossen werden.

Warum siegten bisher Verrath und Bosheit nach jeder Niederlage wieder und wodurch machten sie jeden Volkssieg wieder zu nichte? Weil Verrath und Bosheit stets den kürzesten Weg gehen zu ihrem Ziel, unbekümmert wie schmutzig er sey, oder wie scheußlich; die Völker aber zurückscheuen vor jedem unreinen Wege zu ihrem Zwecke, sie darum oft Umwege suchen und einschlagen und die beste Zeit verlieren. Dadurch geben sie ihren Gegnern den Vorsprung und den Vortheil selbst in die Hände. Das wird künftig anders werden müssen. Wie die Gegner für die Gewaltherrschaft thun, so thue das Volk für die Freiheit: Schwert gegen Schwert, Feuer gegen Feuer, List gegen List. Börne[548] hat

---

541 Ein solches Zitat findet sich nicht in den biblischen Texten; wahrscheinlich handelt es sich wieder um eine freie Adaption Joseph Meyers, wahrscheinlich Offenb. 17,14ff. betreffend.

542 Die Memel (poln. Niemen; russ. Неман, Njeman).

543 Frz.: „avant cinquante ans, l’Europe sera ou cosaque ou républicaine.“ Angeblich ein Ausspruch Napolóns auf St. Helena, für den sich jedoch kein Beleg in seiner Autobiographie findet. Bezeichnenderweise erfreut sich dieses „Zitat“ – sowohl im Französischen als auch im Deutschen – besonders im Kontext der revolutionären Ereignisse von 1848/49 besonderer Wertschätzung, da es ja scheinbar die Verbundenheit des Korsen zur republikanischen Regierungsform zu dokumentiert. Aber selbst wenn obengenannte Äußerung authentisch wäre, wäre sie sicherlich weniger als Nachweis für Napoléons sicherlich kaum vorhandene republikanische Gesinnung denn dessen ausgesprochener Furcht vor russ. Barbarei zu werten.

544 Wahrscheinlich ist hiermit der poln. Aufstand in der Provinz Posen (poln. Powstanie wielkopolskie 1848 roku) ab 20. März 1848 gemeint, der von Preußen bereits am 19. April niedergeschlagen wurde.

545 Am 13. März 1848 war es in Wien zu revolutionären Erhebungen gekommen, die jedoch – nach dem erneuten revolutionären Höhepunkt des Oktoberaufstands vom 6. Oktober – am 31. Oktober 1848 durch den Einmarsch des Militärs endgültig niedergeschlagen wurde.

546 Siehe hierzu S. 151, Anm. 493.

547 Siehe hierzu S. 151, Anm. 494.

548 Der sozialkritische Journalist Ludwig Börne (eigentl. Juda Löb Baruch; 1786–1837).

Recht, wenn er sagt: „Die Freiheit, wenn sie das Feld behaupten will, muß Alles haben, was im feindlichen Lager zu finden ist: Stückknechte[549], Rothmäntel[550], Kroaten[551], Szerezaner[552], Baschkiren[553], Marodeurs[554], Paukenschläger und Troßbuben: denn die Tyrannen fürchten nur solche Waffen, die sie selbst führen."[555] –

Es liegt im Wesen dieser gewaltigen Zeit, daß sie mit magnetischer Kraft in ihren Kreis Alles hineinzieht, was rege wird im Reiche des Gedankens. Nichts liegt so fern, dessen sie sich nicht bemeisterte, und nichts ist ihr zu fremd, es an sich zu knüpfen. So rankte mein Gedanke unvermerkt am grauen Denkmal der römischen Imperatoren zur Gegenwart hinan, und von der Arena für die Gladiatorenkämpfe bin ich unbewußt auf die Schlachtfelder gekommen, wo jetzt Völker-Freiheit und Fürsten-Willkühr über die Herrschaft des Welttheils sich streiten. Ich folgte einer unsichtbaren Kraft. Steigen wir nun wieder hinunter zur Vergangenheit, um ein Werk aus der altrömischen Welt zu betrachten.

Pola[556], im istrischen Küstenlande, ist der Todtenhügel der stolzen Pietas-Julia, in der einst 80,000 römische Bürger lebten. Das Amphitheater ist ihr Grabstein. Da Roms Glanz im Occident erbleichte, als die Adler aus den Provinzen scheu zum Kapitol zurück flüchteten und als die aufgestandenen und beutelustigen Völker von Nord und Ost die Mauern Italiens gestürmt hatten und hinabgestiegen waren von den Alpen, um im Herzen des Weltreichs die himmelhoch angewachsene Schuld zu strafen am Römervolk bis zur Vernichtung: da ging auch Julia's Herrlichkeit schnell dahin. Nach oft wiederholten Schlägen durch die Barbaren mit Feuer und Schwert, Plünderung und Verheerung, verließ der Rest der Einwohner im 6. Jahrhundert den Schutt ihres untergegangenen Glücks; sie flohen in's Gebirge oder auf die benachbarten Inseln des adriatischen Meers.

Lange blieb nun die Stätte unbewohnt. Später sammelten sich allmählig wieder Menschen in der schönen, fruchtbaren Gegend, und sie bauten ihre Hütten in die Ruinen, wie Schwalben ihre Nester. So ist nach und nach das heutige Pola entstanden, ein armseliger Flecken von 900 Einwohnern, die berüchtigt sind wegen ihrer Bigotterie und Bettelhaftigkeit. Sie verhalten sich zu den römischen Bürgern der alten Stadt wie Kreaturen einer andern Schöpfung, wie Menschen eines andern Planeten.

Das Amphitheater ist eines der größten unter den vorhandenen. Alles Mauerwerk ist noch wohlerhalten. Es ist dreistöckig und jedes Stock hat 72 Fensteröffnungen oder Arkaden. Das Innere ist verschüttet. Fragmente von Säulen und Skulpturen schauen aus dem Boden hervor und hohes Buschwerk hat die Sitze überwachsen, auf denen 18–20,000 Zuschauer Platz hatten. Für die Forschungen der Antiquare ist hier ein reiches Feld offen und auch noch manche Schatzkammer alterhümlicher Kunstwerke verborgen. Bis jetzt ist wenig geschehen, sie ans Tageslicht zu ziehen; das ist spätern Zeiten vorbehalten[557].

Pola, obschon nur ein schlechter Flecken, ist doch der Sitz eines römischen Bischofs. Die Siebenhügelstadt[558] übt nach wie vor ihre Herrschaft: freilich mit andern Waffen. Statt mit der Schärfe des

---

549 Kanoniere.

550 Hiermit sind wohl Husaren gemeint, die oftmals rote Uniformröcke (Dolman bzw. Attila) trugen.

551 Hiermit sind sicherlich die seit den preuß.-österr. Kriegen des 18. Jhd.s besonders gefürchteten kroat./ungar. Panduren gemeint, die rote Uniformröcke (Dolman bzw. Attila) trugen.

552 Eine ungar. Husarentruppe aus der Gegend von Szerencs (dt. Serentsch).

553 Baschkir. Sing. Башҡорт, Baschqort; Pl. Башҡорттар, Baschqorttar; ein tatarisches Reitervolk.

554 Frz. für einen Kombattanten, der am Rande von Kampfhandlungen brandschatzt, plündert, erpreßt, raubt, stiehlt, vergewaltigt oder mordet.

555 Zitat aus Ludwig Börnes (siehe hierzu S. 164, Anm. 548) „Briefe aus Paris 1831—1832 […]. – Vierter Band" (Offenbach: L. Brunet 1833), S. 119f.

556 Kroat. Pula.

557 Bereits 1809 unter frz. Besatzung war mit der Restaurierung begonnen worden, die 1816 im Auftrag des österr. Kaiserhauses fortgesetzt wurde.

558 Rom.

Schwertes schlagen die Männer des Kapitols die Völker mit dem Krummstab, und an die Stelle der erbarmungslosen Gewaltregierung der Imperatoren ist die nichtswürdige und trugvolle Politik der Kirche getreten. Doch der Zeiger der Zeit nähert sich auch ihrer letzten Stunde; die zerstörende Kraft des Wissens und Erkennens, das gedrungen ist in alle Völker, wühlt im Konklave so gut, wie in den Kabineten des Absolutismus. Der Grund, auf dem die geisterkettenden, dämonischen Mächte so lange feststanden zum Verderben der Menschen, er ist hohl, und je größer die Anstrengungen jener Mächte sind, um sich auf demselben aufrecht zu erhalten, um so gewisser stürzen sie in den Abgrund. Ihre Stunde – Mitternacht – schlägt bald und mit dem Schlage beginnt der neue Tag.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 178-184.

DLXV. Das königliche Schloss in Ludwigsburg.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Idee vom patriarchalischen Staat mit seinen guten Landesvätern und unwandelbar gehorsamen Landeskindern, seinen erbweisen Hirten und erbfrommen Heerden, seinen allzeit erfahrenen Führern und tapfern Streitern und Schirmherren einer kindlichen Phantasie als höchst liebenswürdig erscheint. Grenzt ein solcher Staat doch so nahe an das Schlaraffenland, welches wir in guten Stunden unseren Kleinen zum Ergötzen vormalen; und tritt doch Alles so alttestamentlich vor uns hin, daß mit jenem Staatsbilde die schönsten Erinnerungen aus der Kinderzeit, wo die Bibel unser tägliches Lesebuch war, uns wieder vor der Seele aufsteigen. Die Geschichte leugnet auch nicht, daß es während der Wiegen- und Gängelzeit der Nationen einzelne kurze Zeiträume gegeben habe, die uns das Staatsleben derselben in einer jenem Ideale mit Glück nachgeformten Gestalt zeigen. In einer Monarchie solcher Art konnte die Gesellschaft ein stilles Glück genießen, und, sie genoß es wirklich, wenn das zarte und feste Band der Häuslichkeit und der sittigen Liebe, welches die Familien zusammen knüpft, auch den Staat zusammen hielt, der Gemeingeist das Ganze umschlang und die Autorität, ausgeprägt mit dem Stempel der Erfahrung und praktischen Weisheit, mit ethischer Würde und Lauterkeit die Krone trug. Vor einer solchen, die sich selbst nie ein Unrecht gestattete und Gerechtigkeit übte in allen Dingen, beugte sich willig die Gemeinschaft, und wenn, wie es in den ältesten Zeiten fast immer der Fall war, sich in der Person des Fürsten auch der Oberpriester, der Vermittler der Gottheit einigte, so mochte man der Autorität wohl eine Delegation vom Himmel gläubig zuerkennen.

Unsere Monarchien von Gottes Gnaden pflanzten den Baum, von dem sie ihre Zepter schnitten, in jenen idealen Boden: der Stammbaum der Könige wurzelt im alten Testament. Das vierte Gebot, das Gebot der kindlichen Ehrfurcht, wurde die Inschrift der Throne. Treue und Gehorsam, Glaube und Vertrauen wurden zu ihren vier Ecksäulen gemacht, und so lange ein Thron getragen wurde von solchen Stützen und auf dem Thron ein verständiger, milder, barmherziger Spender des Rechts saß über Alle, der in der Kraft des moralischen Weltgesetzes wirkte und handelte, konnte man solche Monarchen wohl von Gottes Gnaden nennen, denn ihr Thun war ja sichtbar nach den Rathschlüssen des ewigen Weltgeistes. Aber ein solcher Bau wird zum Teufelsspuk, wenn seine Säulen verfault sind und die eisernen Pfosten der Gewalt und Willkür, der Lüge und Habsucht an ihre Stelle treten. Dann wird eine Monarchie nicht von Gottes Gnaden, sondern von Satans Grimm daraus, die Gesetz und Macht nicht zum Heile, sondern zum Verderben und zur Qual der Völker handhabt. Das Zepter wird dann zur Ruthe, das schützende Schild ein Werkzeug der Bedrückung, das richtende Schwert ein Mittel des Schreckens und der Qualen für die geknechteten Völker. Mit der Umkehr stürzt alles Gute, und Pflicht und That der Herrscher verhalten sich wie der Himmel zur Hölle.

So lehrt die Erfahrung. Die Lehre ist einfach, verständlich für jedes Kind, auch für das größte: das Volk. Und die Völker haben zu allen Zeiten an dieser Lehre festgehalten. Inzwischen kommen beide eben beschriebenen Gegensätze nur in wenigen Monarchien der Gegenwart zur vollen Erscheinung. Die Zustände müssen arg seyn, ehe ein Volk sagt, sie sind „von Teufels Gnaden," und viele Völker stützen gutmüthig die zerfressenen vier Säulen durch eine fünfte: Geduld. Welcher Thron in Deutschland hätte jetzt nicht diese Stütze und welcher könnte sie ganz entbehren?

Ja, es gibt unter den wechselvollen Bildern im Guckkasten des Lebens kein rührenderes, als das von der Treue und dem Vertrauen, von der Liebe, dem Gehorsam und der Engelsgeduld, womit die deutschen Stämme viele Jahrhunderte hindurch ihren Fürstengeschlechtern zugethan waren. Land und Landesherr waren in den Begriffen des Volks zusammen gewachsen, sie bildeten ein so vollkommen Ganzes, daß keines ohne das andere gedacht wurde. Warf die Sonne des Glücks einen Freudenstrahl in

DLXV



KÖNIGL. SCHLOSS in LUDWIGSBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

die Hallen des Regentenhauses, so jauchzte das ganze Volk in seinem Widerschein; zogen Wetterwolken über der Fürstenfamilie zusammen, so zitterte das Volk in Sorge und Angst um die geliebten Häupter; war ein Trauerflor über das Schloß gebreitet, so weinten die treuen Augen in der ärmsten Hütte. Es war nicht befohlenes Schreien, wenn das Volk über eine glückliche fürstliche Niederkunft jubelte, und eben so rein vom Herzen kam die Freude der Unterthanen, wenn sie die Kinder ihres Fürsten gut und froh heranblühen sahen. Deshalb ging auch die Anhänglichkeit vom Vater auf den Sohn über und man verzieh noch dem Enkel manches Unrecht, um des Großvaters vielleicht einziger guten That willen. Die Wappen der Fürstenfamilien wurden Landeswappen, für deren Ehre das Volk Gut und Blut willig einsetzte; der Namenszug des Fürsten schmückte bei öffentlichen Festen Hallen und Pforten und das Lebehoch auf ihn und sein Haus brauchte nicht auf dem Programm zu stehen; es brach sich von selbst Bahn. Alle Künste huldigten ihm und von seiner Hand mußte geweihet werden, was öffentliche Ehre und Anerkennung finden wollte. Und das Volk rechnete sich's hoch an, wenn ein Dichter von ihm singen konnte, wie „Eberhard mit dem Barte[559], Würtembergs geliebter Herr“, der da sprach:

„Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann ohne Sorgen
Legen Jedem in den Schooß.“[560]

Das Volk, das hat wahrlich seine Schuldigkeit gethan, die Throne fest und in Ehren zu erhalten. Es gelang ihm nicht. Warum nicht? Die aus dem Herzen des Volks emporgewachsenen Säulen der deutschen Throne wurden von den Fürsten und ihren Räthen nicht mehr werth gehalten. Man pflegte ihrer nicht mehr, man ließ sie in Koth und Schmuz verfaulen und vom Gewürm zerfressen. Ungerechtigkeit, Lüge, Haß, Laune und Leidenschaft traten den alten Volkstugenden fast allwärts entgegen und gründeten ihre Herrschaft auf Furcht und blinden Glauben, Knechtsinn und blinden Gehorsam. Die treuherzigen, biedern, redlichen, rauhen, scharfkantigen, eckigen Charaktere, welche mit den Fürsten zu Rathe saßen, wurden unbequem gefunden und entfernt, es wurde die blinde persönliche Ergebenheit und Unterwürfigkeit an ihre Stelle gerufen und die Landesväterlichkeit zur Mimik wohlerzogener Willkür gefälscht, welche unter ihrer Larve das Geheimniß unbedingter Gewalt vor den Uneingeweiheten verbarg. Die meisten deutschen Höfe wurden zu Herbergen aller Sünden und aller Schlechtigkeit, aller Unehre und aller Niedertracht, in deren Atmosphäre kein Mann und kein Weib von wahrer Ehre und sittlichem Werths leben konnte; und auf diesem hohlen Boden führten die Fürsten die Schule auf für die Schmiegsamkeit und Knechtung der Gesinnung, für die feine Sitte der guten Gesellschaft, für den leichten Ton und die Gewandtheit in allen Verhältnissen des geselligen Umgangs, kurz: für die Apotheose der Heuchelei und der Lüge. Poesie und Künste wurden zu Kammerjungfern und das Genie wurde courfähig, wenn's mit galanter Willfährigkeit die Glorie des Hofs verherrlichte. Was von der ehrlichen, rechten Anhänglichkeit, der freien, kecken, derben alten Treue noch übrig war, das wurde, versuchte es eine Annäherung an den Landesherrn, ungnädig oder schnöde und hochfahrend zurückgestoßen und in die Stille des Familienlebens verwiesen; – der Wuchs des freien Mannes paßte nicht in den französischen Gartengeschmack der deutschen Fürsten, welcher Bäume und Menschen an Spalieren und mit der Scheere zu Fratzen zog. Sogar die Religion wurde zur Hofmagd und die Hof- und Oberhofprediger lernten es gar bald, den starren Glauben und seine strengen Vorschriften dem Ohre des Allerhöchsten und seinen Schranzen angenehm zu machen. Die Lehre: das Christenthum sey gut genug, um für das Volk einen Nasenring daraus zu machen, für die Vornehmern müsse es aber ein leichtes, süßes Ruhekissen seyn, wurde von dem Pfaffengeschlecht schnell begriffen. Als nun, Alles hergerichtet und die Herren und Meister sahen, daß es gut war, so setzte sich häufig der Despotismus geharnischt und

[559] Eberhard im Bart (1445–1496), 1459 als Eberhard V. Graf von Württemberg-Urach und ab 1482 auch von Württemberg-Stuttgart sowie seit 1495 als Eberhard I. der erste Herzog von Württemberg und Teck.

[560] Zitat aus Justinus Kerners (1786–1862) 1818 entstandener Ballade „Der reichste Fürst“ in „Gedichte […]“ (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826), S. 23f.

beutegierig auf den Sessel der Monarchie, umwickelte sich mit ihrem gesetzlichen Purpurmantel, stülpte die Krone von Gottes Gnaden auf den absoluten Kopf und trat hohnlachend die Säule der Volksgeduld mit Füßen. Und hatte dann ja einmal das Volk in den Augen eines jungen Fürsten eine bessere Zukunft gelesen und in Erwartung milderer Tage die harte Gegenwart ertragen, wie lange währte es, so konnte der Geschichtsschreiber den alten Satz wiederholen: „Die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt.“

An diesen Satz erinnerte uns ein Blick auf unsere Stahlplatte. – Ludwigsburg, die zweite Hauptstadt Würtembergs, ist ein Produkt der Fürstenlaune und Maitressenrachsucht. Weder die Maintenon[561], noch die Pompadour[562] hatten in Frankreich eine so unheilvolle Herrschaft ausgeübt, als das Fräulein von Grävenitz[563] in Würtemberg unter und über Herzog Eberhard Ludwig[564]. Schon im sechszehnten Jahre von der Vormundschaft seines Oheims (Friedrich Karl[565]) und seiner Mutter (Magdalena Sybilla[566]) befreit, lebte der junge Fürst bis zum Frieden von Riswyck (1698) in Basel. Erst nachdem in Folge dieses Friedens die Franzosen Würtemberg geräumt hatten, erschien er in der Mitte seines Volks, das, nach der damaligen Lage der Dinge, nur von ihm Rettung aus seiner tiefen Noth erwarten konnte. Aber der junge Fürst steckte die goldnen Schranken eines glänzenden Hofstaats zwischen sich und dem Volksjammer auf, und entwich ihm, wenn er zu laut zu werden wagte, auf weiten und kostspieligen Reisen. Ein Ländchen, so von Gott gesegnet, wie Würtemberg, und ein Völkchen, so gutherzig wie die Schwaben, war jedoch auch dadurch noch lange nicht zum Aeußersten gebracht. Es mußte ärger kommen und – es kam. Der Vater Eberhard Ludwigs[567] hatte die Schuldenlast um Millionen vermehrt, trotz dem, daß er an dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich keinen Theil genommen hatte. Dem Sohne hingegen war es eine Hauptsorge, sich für diesen Krieg[568] zu rüsten und mit allem Glanz eines kaiserlichen Feldmarschalls zu umgeben. Eine der Blüthe des Volks enthobene stattliche Armee führte er zur Schlachtbank. An das Kriegsunglück knüpfte der Fürst das Schlimmste und Erniedrigendste, was über Volk und Land verhängt werden kann, die Maitressenherrschaft. Von 1708 bis 1731, ganzer dreiundzwanzig Jahre, regierte eine Hure mit ihrem diebischen Gelichter über das geduldige Würtemberg! Allen Bitten und Klagen, Warnungen und Drohungen der gesetzlichen Volksvertreter, der Landstände, antwortete der Herr von Gottes Gnaden mit Spott und Hohn. Schon im ersten Jahre ihres Regiments hatte die Grävenitz das Land die ganze Wucht ihrer absoluten Gewalt empfinden lassen. Die Stände, jammernd über den Ruin des Landes, erschöpften alle gesetzlichen Mittel, um ihn abzuwenden; aber Bitten, Flehen, Drohen, – Alles war in den Wind. Sie bestürmten endlich den Reichstag um Abhülfe und wirkten in der That einen Befehl vom Reichsoberhaupt[569] aus, der die Messaline aus Würtemberg verbannte. Sie ging an den Genfersee, und – der Herzog ging ihr nach mit dem ganzen Hofe! Es sollte dem dummen Volke bewiesen werden, daß es auch außerhalb des Landes regiert werden könne! Daneben hatte man auf den Bedientensinn der Stuttgarter gerechnet und die gemachte Rechnung traf zu. Die Residenzler sehnten sich nach dem Hofe und seinen Freuden und Vortheilen zurück, und der unterthä-

---

561 Françoise d’Aubigné, marquise de Maintenon (1635–1719); sie war die letzte Mätresse und in morganatischer Ehe die 2. Gemahlin des frz. Königs Ludwig XIV.

562 Jeanne-Antoinette Poisson, dame Le Normant d’Étiolles, marquise de Pompadour, duchesse de Menars (1721–1764); sie war eine Mätresse des frz. Königs Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774).

563 Wilhelmine von Grävenitz (1685–1744).

564 Eberhard Ludwig (1676–1733), seit 1677 zehnter Herzog von Württemberg.

565 Friedrich Carl von Württemberg (1652–1698); vom 27. November 1677 bis 22. Januar 1693 Obervormund von Eberhard Ludwig (s. o.).

566 Magdalena Sibylla von Hessen-Darmstadt (1652–1712), sie hatte am 6. November 1673 Wilhelm Ludwig (s. u.), den Erbprinzen und späteren Herzog von Württemberg geehelicht.

567 Wilhelm Ludwig (1647–1677), seit 1674 neunter Herzog von Württemberg (s. o.).

568 Für den Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 um das Erbe des letzten spanischen Habsburgers, König Karl II. (span. Carlos II; 1661–1700), der kinderlos verstorben war, und auf dessen Thron auch Frankreich Anspruch erhoben hatte.

569 Joseph I. (1678–1711), seit 1690 römisch-deutscher König und ab 1705 Kaiser des Heil. Röm. Reiches Deutscher Nation sowie König von Böhmen.

nigst angeflehte Fürst beglückte das Land mit seiner Heimkehr. Er hielt feierlich Einzug an der Seite der Maitresse. Der Herzog hatte, um die Konkubine weniger anstößig zu machen, solche unter großem Gepränge mit einem Grafen von Würben[570] vermählen lassen und gleichzeitig ernannte er ihren Bruder[571] zum ersten Minister. Das arme Land! Aber dessen Klagen verstummten unter der Doppelherrschaft der Gewalt und Intrike; jedes Widerstreben mußte biegen oder brechen. Selbst des Herzogs Gemahlin, eine Prinzessin von Baden[572], fiel als Opfer; sie wurde schändlich verleumdet und vom Hofe verbannt. Die Maitresse führte oft selbst den Vorsitz im Kabinet, sie diktirte ihre Beschlüsse den Ministern, beherrschte die Behörden, verkaufte die Beamtenstellen an die Meistbietenden, trieb alle „Mißbeliebigen" von ihren Posten und reinigte das Land von unfriedfertigen Patrioten. Endlich hatten doch einmal die Stände in Stuttgart, Angesichts der Noth im Lande, den verzweifelten Muth, allersubmisseste Vorstellungen an den verbrecherischen Thron zu richten; aber das rachsüchtige Weib schwur Stuttgart zu züchtigen für alle Zeiten und der bürgerlichen Kanaille einen Maulkorb anzuhangen, wie sie noch keinen getragen: in Folge dessen baute sie ein Trotz-Stuttgart, eine zweite Residenz.

Dies war Ludwigsburg, wo früher nur ein kleines Jagdschloß gestanden hatte. Zwölftausend Bauhandwerker und Arbeitsleute strömten auf den Wink der Maitresse herbei, und aus den Feldern und Wiesen erstiegen wie durch Zauber die prächtigen Häuser zu Straßen und Märkten. Die Gründung einer umfangreichen Stadt, die königliche Pracht der Fürstenwohnung, der Glanz des Hofstaats und die unaufhörlichen Feste fraßen abermals Millionen. Das Volk, das unter der Presse lag, gab sie unter dem unwiderstehlichen Druck her. Doch war das noch nicht der größte Schaden, den die neue Einrichtung dem Lande brachte. Dadurch, daß man alle höchsten Staatsstellen, Behörden und Anstalten von Stuttgart nach Ludwigsburg übersiedelte, wurde Stuttgarts bürgerlicher Wohlstand in der Wurzel angegriffen, und die Verarmung der Hauptstadt dehnte sich in weiten Kreisen über das Land aus. Der Häuserwerth in Stuttgart fiel auf ein Drittel und Tausende von Familien verloren schon dadurch ihr ganzes Vermögen. Der Strom des Adels und der vornehmen Fremden war nach dem neuen Paradiese des Schranzenthums hingeleitet und dort, aller Scheu vor dem Volke baar, gingen die Festlichkeiten nicht aus, eine üppiger und glänzender als die andere. Uebermüthig ließ man sogar gegen das Volk noch die Intrike spielen. Man fachte den Neid von Land und Städten gegen einander an und stellte die Zwietracht und den Haß unter die Regierungskünste. Hatte bis jetzt das Volk wenig ausrichten können gegen die Phalanx[573] der Hofpartei, so wurde nun seine Widerstandskraft durch Uneinigkeit ganz gelähmt. Das Uebrige thaten Furcht und List, welche bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen auf die einzelnen Städte wirkten. Das Nehmen und Geben von Behörden, Anstalten, Garnisonen wurde eine neue Waffe in den Fäusten der schmuzigen Kamarilla – und wie solche Waffen wirken, das sehen wir ja in unsern Tagen!

Das Verhältniß zwischen dem Herzog und der Maitresse endigte in würdiger Weise. Als man das Volk ausgedrückt hatte, wie man eine Zitrone bis zur trockenen Schale ausquetscht, als das Land zu Grunde gerichtet war, als die Hure sammt ihrer Sippschaft Reichthümer aufgesammelt und fortgeschafft hatte, der Fürst aber auf leeren Kassen saß: da schüttelte der Landesvater unbehaglich seine Rosenkette und seine große Seele erhob sich zu einem großen Entschluß: er fertigte einen Befehl aus, kraft dessen die Frau Gräfin augenblicklich das Land zu verlassen habe, lief aber selbst davon, ehe noch der Befehl der Maitresse übergeben war, um den Erfolg seiner großen Unternehmung weit vom Schuß – nämlich in Berlin – abzuwarten. Die Frau Gräfin aber blieb. Nun offenbarte sich des Herrn Seelenadel in seinem ganzen Glanze. Herzog Eberhard Ludwig ließ die Geliebte durch eine Schwadron Dragoner bei nächtlicher Stunde aufheben, auf das Bergschloß Urach bringen und sie hier so lange einsperren, bis

---

[570] Johann Franz Ferdinand Graf Würben und Freudental (tschech. Jan František Ferdinand Bruntálský z Vrbna; 1641–1721). Die Eheschließung fand am 24. Januar 1711 statt.

[571] Friedrich Wilhelm von Grävenitz (1679–1754), von 1717 bis 1733 erster Minister in Württemberg. Er war der Urheber der Vermietung württ. Soldaten an ausländische Mächte.

[572] Johanna Elisabeth von Baden-Durlach (1680–1757), die Eberhard Ludwig (siehe S. 170, Anm. 564) am 6. Mai 1697 geehelicht hatte.

[573] Siehe hierzu S. 66, Anm. 202.

sie alle ihr vom Herzog geschenkten Güter zurück gegeben hatte. Sie mußte eine Urkunde ausstellen, daß dies – freiwillig geschehen sey!!

Nach dem Tode dieses Fürsten (1733) verschrumpfte der Pilz der Maitressengunst so rasch, als er aufgeschossen war. Der Nachfolger auf dem Schwabenthron, Herzog Karl Alexander[574], zog mit dem gesammten Hof- und Staatswesen wieder nach Stuttgart, und die schönen Tage Ludwigsburgs waren auf eine Zeitlang zu Ende. Doch das Land gewann bei diesem Wechsel nichts. Der neue Herzog war ein Wicht in anderer Weise. Aus Habsucht wechselte er den Glauben (er wurde katholisch); angeblich um Ordnung in die Kassen zu bringen, machte er den Hofjuden Süß-Oppenheimer[575] zum Finanzminister mit fast unumschränkter Gewalt und haderte und prozessirte mit den lästigen Landständen. Den Plan, sich ganz und gar von ihnen zu befreien und die Schwaben die Süßigkeiten einer absoluten Monarchie kosten zu lassen, durchschnitt die Parze; er starb 1737 an einem Schlagflusse.

Mit seinem Tode streifte Ludwigsburg sein Trauergewand wieder ab: denn es begann nun die Zeit seines höchsten Glanzes. Der Herzog Karl[576] erhob Ludwigsburg zu seiner beständigen Residenz. Auch von Karl hieß es: „die schönen Hoffnungen, welche das Land auf seinen jungen Fürsten gesetzt hatte, blieben leider unerfüllt.“ – „Karl war ein hochbegabter Mann, von der Natur (sagt sein Biograph Kurz[577]) mit allen Eigenschaften der Selbstständigkeit und mit einem durchdringenden Verstande ausgerüstet. Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Wege entgegen, er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und adoptirte nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten.“ Herzog Karl kann als ein Muster der Fürsten des 18. Jahrhunderts gelten. Despoten waren alle; denn alle waren Zöglinge des Versailler Meisters[578], den sie jedoch selten an Originalität und Energie erreichten.– Selbst Kaiser Joseph[579] konnte ja den Tyrannen nicht ganz verleugnen! Dieser große Fürst despotisirte in der Ausführung aller seiner Pläne für Freiheit und Beglückung der Völker in der Weise jenes Zeloten, der da predigte: „Ihr müßt selig werden, und sollte Euch der Teufel in den Himmel führen!“– An das Glück seines Volks dachte aber Herzog Karl nicht eher, als bis er über 3 Decennien lang fast ganz allein für seine Launen, Leidenschaften und Lüste geherrscht hatte. Erst nachdem er dem Volke das Mark ausgesogen, um seiner Eitelkeit und Prachtsucht zu fröhnen, nachdem er viele Millionen vergeudet hatte für Hofprunk, Opern, Bauten, Reisen und Maitressen, erst nachdem er das flitternde und bunte Soldatenspiel bis zum Ekel ausgekostet hatte, war er – und nicht auf die Bitten seines Volks, sondern auf Veranlassung der Höfe von Wien, Berlin, London und Kopenhagen – zu bewegen, nicht bloß auf das giftige Kleeblatt des Landes, den Aemterjuden Wittleder[580], den Maitressenspediteur Montmarin[581] und den Polizeiminister Rieger[582], sondern auch auf die Stimme der wackern Volksvertreter zu hören. Er besserte sich in sofern, als seine Eitelkeit und sein Schafftrieb sich mehr und mehr vom Luxus ab- und auf nützliche Gegenstände hinwandten, die denn auch weniger bedeutende Summen in Anspruch nahmen. Dazu trug sowohl die Festigkeit der Stände, die sich endlich ermannten und dem Verschwender die Hände banden, als Karls Verbindung mit Fran-

---

574 Carl Alexander (1684–1737), seit 1733 elfter Herzog von Württemberg.

575 Joseph Ben Issachar Süßkind Oppenheimer (1698–1738; hingerichtet).

576 Carl Eugen (1728–1793), seit 1737 zwölfter Herzog von Württemberg.

577 Der schwäb. Schriftsteller Hermann Kurz (1813–1873) in seinem Werk „Schiller’s Heimathjahre. – Vaterländischer Roman […]. Erster Theil (Stuttgart: Franckh’sche Verlagsbuchhandlung 1843), S. 143; allerdings – wie fast üblich – von Joseph Meyer ein wenig eigenwillig zitiert.

578 Ludwig XIV. von Frankreich.

579 Joseph II. (siehe hierzu S. 27, Anm. 55).

580 Caspar Laurentius Wittleder († 1769), der sich vom preuß. Unteroffizier zum württ. Kirchenratsdirektor „hochgedient“ hat; er wurde als „der Schwaben Pestilenz“ bezeichnet.

581 Graf Friedrich Samuel von Montmartin (1712–1778), von 1758 bis 1766 württ. Minister.

582 Philipp Friedrich Rieger (1722–1782). Friedrich von Schiller (siehe hierzu S. 173, Anm. 587) verewigte ihn in seiner Erzählung „Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück einer wahren Geschichte“, die erstmals 1789 anonym im Januarheft des „Teutschen Merkur“, S. 52ff. gedruckt erschien.

ziska von Leutrum[583] (Gräfin von Hohenheim) bei, die ihn „mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Wege einem bessern Ziel entgegen zu führen wußte."[584] – Nie aber lernte er Menschen und Meinungen achten. Ihm war nicht bloß der Bauer weniger werth, als ein Hirsch; auch die edelsten Geister, wie den eines Moser[585], Schubart[586], Schiller[587] u. s. w., verfolgte, beugte oder knickte er unter seiner Zuchtruthe. Am Abend seines langen Regierungstags übte der gewissenlose Fürst noch das scheußlichste Verbrechen, mit dem ein Tyrann sich beladen mag. Nachdem er 1778 seinem Lande öffentlich versprochen, daß er sich bessern wolle, verkaufte er nämlich seine treuen Würtemberger regimenterweise, den Mann um so und so viel Gulden[588] und Stüber[589], an die Holländer, welche sie in ihre afrikanischen und ostindischen Kolonien auf die Schlachtbank, oder in das verpestete Batavia auf den Todtenacker führten. Der fluchbeladene Fürst starb 1793.

Ludwigsburg aber pries ihn als seinen Mäcen. Er schmückte mit prachtvollen Gebäuden und kostbaren Gärten Stadt und Umgegend, und Anstalten, welche zugleich Glanz auf den fürstlichen Namen warfen, Karlsschule, Theater, Akademie u. s. w., vollendeten die Anmuth und den Genuß des Aufenthalts. Mit Karls Tode sank diese Herrlichkeit; ihr letzter schwacher Nachglanz war unter König Friedrich[590], der Ludwigsburg zu seiner Sommerresidenz erkor. Seit auch dieser Fürst schied, fiel die Treibhauspflanze der Maitressen- und Fürstengunst dem Verwelken anheim. Gegenwärtig führt sie zwar noch den Titel einer zweiten königlichen Residenz, ist aber in der That nichts als eine – Soldatenstadt. Sie gilt als Hauptwaffenplatz von Würtemberg, hat das Arsenal und die Stückgießerei, ist die Garnison der Artillerie und des Trains, einer Reiter- und einer Infanteriebrigade, des Generalquartiermeisterstabs und besitzt die Bildungsanstalt für Offiziere. Außerdem ist die Stadt Sitz eines Oberamts, der Kreisbehörden, der Finanzkammer und mehrer höhern Schulanstalten. Einige Gewerbe blühen. Tuchmanufaktur, Glanzleder-, Tabak-, Nadel-, Bijouteriewaarenfabrikation, Leinwand-, Barchent- und Baumwollenweberei beschäftigen von den 7000 Einwohnern eine bedeutende Zahl.

Ludwigsburg ist recht reizend in einer Hügellandschaft gelegen, eine halbe Stunde vom Neckar. Seiner Entstehung angemessen, ist es im Geschmack des 17. Jahrhunderts prächtig gebaut. Zu den sieben meist großen Plätzen führen dreißig fast schnurgerade Straßen, darunter zwei von 5000 Fuß Länge. Das königliche Schloß[591], das Prachtgebäude, dessen Bild wir vor uns haben, besteht aus 16 Gebäuden, die die verschiedenen Fürsten nach und nach zum Ganzen fügten. Es enthält schöne Kunstsammlungen, eine Hof- und Ordenskapelle, die prächtige Fürstengruft und ein Theater. In der Umgebung liegen die Schlösser Monrepos und Favorite: – Sitze fürstlicher Lust. Eine weitere Schilderung jenes Hauses der letzten Schwabenherzöge, seiner Kunstschätze und Spielereien erläßt uns der Leser. Es ist keine der vielen tausend Thränen damit zu trocknen, welche sie gekostet haben.

---

583 Franziska Theresia Reichsgräfin von Hohenheim (ab 1774) geb. Freiin von Bernerdin, seit 1765 Freifrau Leutrum von Ertingen (1748–1811), seit 1772 offizielle Mätresse, seit 1785 2. Ehefrau von Herzog Carl Eugen von Württemberg (siehe S. 172, Anm. 576) und seit 1790 Herzogin von Württemberg.

584 Kurz, Schiller's Heimathjahre, wie S. 172, Anm. 577, S. 150.

585 Der württ. Landschaftskonsulent Johann Jacob Moser (1701–1785), der gegen die Vermietung württ. Truppen protestiert hatte und dafür 1759 bis 1764 auf der Festung Hohentwiel in Einzelhaft gehalten wurde.

586 Der Schriftsteller Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), seit 1774 Herausgeber der Zeitschrift „Teutsche Chronik" saß von 1777 bis 1787 auf dem Hohenasperg ein.

587 Friedrich von Schiller (1759–1805).

588 Siehe hierzu S. 71, Anm. 231.

589 Stüver ist die Bezeichnung für Kleingroschenmünzen, deren Wert 4 Pfennige oder 2 Deut betrug.

590 Friedrich Wilhelm Karl (1754–1816) war ab 1797 als Friedrich II. 15. Herzog von Württemberg, von 1803 bis 1806 Kurfürst und von 1806 bis 1816 als Friedrich I. der erste König von Württemberg.

591 In den Jahren 1704 bis 1733 nach Plänen von Johann Friedrich Nette (1672–1714) erbaut.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 185f.

DLXVII. Der Neptunstempel in Pästum[592].

Den Touristen sind die erhabenen Ruinen von Pästum, der einst so mächtigen Sybaritenstadt[593], gewöhnlich das Endziel ihrer italischen Wanderung.

Die Entfernung derselben von Neapel ist 14 Meilen[594] oder 45 Miglien[595], und schon der Weg dahin ist lohnend. Er geht über Pompeji, Nocera, durch die schönen Thäler von Cava und Vietri nach Salerno, von da durch das einsame, romantische Gebirge nach Eboli zum königlichen Jagdschlosse Persano[596]. Von hier aus ist die Gegend menschenleer; große Büffelheerden weiden in den Thalern, und der Anbau verschwindet. Der Selefluß wird auf einer alten Römerbrücke überschritten, und gleich hinter derselben, von einer Anhöhe, sieht man das Ziel zu seinen Füßen: eine Ebene, überwachsen mit Disteln und Cactus, aus welcher die weißen Säulengruppen der Tempel und die grauen Gemäuer eines Theaters ragen. Wie Gespenster starren sie aus der schweigsamen Fläche und zeichnen ihre Gestalten am Horizonte ab. Welch ein Contrast dieses Anblicks mit den Worten des Ausonius[597]:

Vidi Paestana gaudere rosaria cultu
Exoriente nova roscida lucifera.[598]

Tyrrhener[599] waren es, die Pästum gründeten, ehe noch Romulus seine Burg auf dem Hügel des Capitols erbaute. Die Tyrrhener wurden durch Sybariten vertrieben, welche der Stadt den Namen *Posidonia*[600] gaben. Handel und Wandel erhoben sie bald zu Reichthum. Nach einem Kriege mit den Lucanern[601] wurde sie diesen unterthan, welche ihrerseits (274 Jahre vor unserer Zeitrechnung) Rom wieder unterlagen, das eine Colonie hersandte und der Stadt den ältesten Namen – Pästum – zurückgab. Sie theilte fortan die Schicksale des Weltreichs, sank mit demselben, wurde von den Gothen verwüstet und im Jahre 915 von den Sarazenen[602], welche die Einwohner vertilgten, so gänzlich zerstört, daß sogar ihr Name und das Daseyn ihrer Ruinen verscholl. Erst vor einem halben Jahrhundert lenkten reisende

---

592 Ital. Paestum.

593 Die Stadt Sybaris (griech. Σύβαρις, Sýbaris) am Golf von Tarent, deren Bewohner einen luxuriösen Lebensstil pflegten, der schon im antiken Griechenland sprichwörtlich wurde.

594 Hier ist sicherlich die die geographische zu 7,4204 km gemeint.

595 1 Miglio entsprach im Königreich Neapel 1,4866 km.

596 Das in den Jahren von 1752 bis 1754 nach Plänen von Giovanni Domenico Piana (1708–1769) und Luigi Vanvitelli (1700–1773) erbaute königl. Jagdschloß (ital. Casina Reale di caccia di Persano).

597 Der gallo-röm. Staatsmann und Dichter Decimus Magnus Ausonius (ca. 310–393/94).

598 Das Zitat aus Idyllion XIV „De rosis nascentibvs“ des Ausonius (s. o.) wurde wohl dem von Johann Daniel Ferdinand Neigebauer (1783–1866) herausgegebenen „Handbuch für Reisende in Italien […] – Zweite, sehr verbesserte Auflage“ (Leipzig: F. A. Brockhaus ^{2}1833; nicht in der 1. Aufl. 1826!), S. 431 entnommen; der dort vorzufindende Artikel „Pesto“ dürfte als Vorlage für die vorliegenden Einlassungen gedient haben. Hier der Versuch einer Übersetzung ins Deutsche: „Ich sah Rosenbeete, die im Tau glänzten, genau wie die in Paestum gezüchteten, im Lichte des Morgensterns.“

599 Etrusker (griech. Τυρρηνοί, Tyrrhēnoí).

600 Poseidōnía (griech. Ποσειδωνία).

601 Die Lukaner, ein italisches Volk mit oskischer Sprache, das im 5. Jhd. v. Chr. zwischen den Flüssen Sele, Bradano, Lao und Crati siedelte.

602 Siehe hierzu S. 35, Anm. 86.

Engländer[603] die Aufmerksamkeit auf die herrlichen Trümmer, und spätere Forschungen und Nachgrabungen der Antiquare bewiesen, daß sie das alte Pästum sind, welches man aufgefunden. Noch ist die Ringmauer von ältester cyklopischer Bauart[604] kenntlich; sie hat einen Umfang von anderthalb Stunden und an einzelnen Stellen eine Höhe von 50 Fuß bei 16 Fuß Dicke. Vier Thore, nach den vier Weltgegenden gerichtet, bildeten den Eingang. Außerhalb, nach Norden, war die Nekropolis[605]: Ruinen von Grabdenkmälern bedecken dort eine weite Fläche. Das Innere aber bildet einen Schutthaufen, mit Gestrüpp und Stachelgewächsen überwachsen, und nichts ist mehr kenntlich, als die Ueberbleibsel der Tempel.

Der Tempel des Neptun ist das Imposanteste in diesem Friedhofe eines untergegangenen Lebens. Die Ruine macht im Grundriß ein längliches Viereck von 160 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, auf dem, in 4 Reihen, vierundfünfzig canellirte[606] Säulen dorischer Ordnung stehen. Ein ungeheurer Architrav[607] trug das nicht mehr vorhandene Dach. Beide Frontseiten endigen in einer Vorhalle, jede getragen von 4 Säulen, und die Friese zierten Bildwerke, welche zerstört sind. Ruhe und Kraft, Festigkeit und Würde, wie sie den ältesten dorischen Tempelbauten eigen sind, sprechen sich durchweg in diesen Formen aus. Je mehr man diese Trümmer betrachtet, desto größer wächst das Erstaunen über das Riesenhafte des Baues, der weniger für die Schönheit, als für die Ewigkeit berechnet scheint.

603 Paestum war 1752 wiederentdeckt worden.

604 Das Zyklopenmauerwerk oder Polygonalmauerwerk ist eine Sonderform des Bruchsteinmauerwerks aus sehr großen, unregelmäßigen Steinen, die paßgenau aufeinandergeschichtet sind.

605 Eine Totenstadt, Friedhof (von griech. νεκρός, nekrós, „der Tote“ und πόλις, pólis, „die Stadt“).

606 Die Kannelierung (lat. canna, das Rohr; frz. cannelure, die Rinne, Furche, Rille) ist die Auskehlung eines Objektes, meist einer Säule, eines Pfeilers oder eines Pilasters mit konkaven Furchen.

607 Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, meist der den Oberbau tragende Hauptbalken.



Der
NEPTUN = TEMPEL
in Paestum.